



Wissen im Zentrum

100 Jahre
Zentralbibliothek
Zürich





REA BRÄNDLE
MARKUS BRÜHLMEIER
ADRIAN KNOEPFLI
MARIO KÖNIG
VERENA ROTHENBÜHLER

ZB WISSEN IM ZENTRUM

100 JAHRE
ZENTRALBIBLIOTHEK
ZÜRICH

Wir danken unseren Finanzierungspartnern:



**Kanton Zürich
Lotteriefonds**



Stadt Zürich

Ab Mai 2018 steht das Buch auch als
PDF auf www.zb.uzh.ch zur Verfügung.

Weitere Informationen zum
Verlagsprogramm:
www.chronos-verlag.ch

Gestaltung: Thea Sautter, Zürich
© 2017 Chronos Verlag, Zürich
ISBN 978-3-0340-1376-5

Inhaltsverzeichnis

9	Rea Brändle	_EINSTIEG
19	Rea Brändle	1_SICH TREFFEN, LERNEN, VERWEILEN DIE ZENTRALBIBLIOTHEK ALS ÖFFENTLICHER RAUM
73	Markus Brühlmeier	2_VERZETTELN UND VERNETZEN VOM ANALOGEN ZUM DIGITALEN KATALOG
129	Adrian Knoepfli	3_GESUCHT SIND KEINE LESERATTEN DAS PERSONAL DER BIBLIOTHEK
183	Verena Rothenbühler	4_EIN ERBE MIT VERPFLICHTUNG DIE SPEZIALSAMMLUNGEN DER ZENTRALBIBLIOTHEK
233	Mario König	5_EIN KAMPF UMS GELD DIE BIBLIOTHEK UND IHRE STIFTER
279	Mario König	_AUSBLICK

Anhang

283	Anmerkungen
293	Abkürzungen
294	Bildnachweis
296	Quellen und Literatur

«ETWAS GROSSES WAR ERREICHT»

Die Errichtung der Zentralbibliothek Zürich erfolgte im Wesentlichen aufgrund der fortschrittlichen Entwicklungen im bibliothekarischen Kerngeschäft der Katalogisierung sowie aus akuter Raumnot.

Über 10 Jahre alt war die Idee der Errichtung eines gemeinsamen Zettelkatalogs über sämtliche der Benutzung zugänglichen Bibliotheken Zürichs, als die Stadtbibliothek sie 1896 aufnahm und in Zusammenarbeit mit der Polytechnikums- und der Kantonsbibliothek ein gemeinsam erarbeitetes Gutachten an den Kanton richtete, das zur Realisierung des Vorhabens führte. Der ca. 350 000 Zettel umfassende alphabetische Katalog stand ab 1901 dem Publikum zwar zur Verfügung, die Detailarbeit am Zentralkatalog dauerte aber noch bis 1915, sodass das Unterfangen bereits damals als Vorläufer der Zentralbibliothek galt.

Der Mangel an Magazinplatz wurde in der Stadtbibliothek schon 1880 beklagt. Die Verzögerungen beim Bau des Landesmuseums und die Erkenntnis, dass auch die Kantonsbibliothek grossen Raumbedarf hatte, führten schliesslich zur Entscheid, mit einer räumlichen Vereinigung der beiden «Hauptbibliotheken» das Problem langfristig zu lösen. Dank der grosszügigen Schenkung Adolf Toblers an den Kanton nahm dieser die Arbeiten an einer neuen Rechtsform und für den Bau eines gemeinsamen Gebäudes an die Hand. Stadt und Kanton Zürich errichteten 1910 die Stiftung Zentralbibliothek Zürich. Durch den Willen des Volkes wurde 1914 bis 1917 am Zähringerplatz gebaut. Mit der Eröffnung der Kantons-, Stadt- und Universitätsbibliothek Ende April 1917 stand der ganzen Bevölkerung erstmals eine wissenschaftliche, öffentliche Bibliothek zur Verfügung. Die zentrale Lage und der Zentralkatalog hatten ihr wohl den Namen gegeben. «Etwas Grosses war erreicht», schreibt Hermann Escher 1923 rückblickend.

100 Jahre später arbeiten wir mit neuen Technologien an den alten Fragestellungen und fühlen uns den Gründern der ZB in manchen Fragen sehr verbunden. Eine Aufarbeitung der Geschichte unserer Institution erschien uns also mehr als angebracht. Das 100-Jahr-Jubiläum bot den willkommenen Anlass. Es sollte eine gedruckte Festschrift und ein Institutionenporträt aus externer Perspektive erstellt werden. Das Autorenteam unter der Leitung von Markus Brühlmeier mit Rea Brändle, Adrian Knoepfli, Mario König und Verena Rothenbühler legte uns ein überzeugendes Konzept einer zwar an der Geschichte orientierten, aber entlang aktueller Fragen erzählten Schrift vor, die die Vielfalt unserer Aufgaben und Bestände hervorragend zur Geltung bringt, kurzweilig zu lesen ist und mit den vielen Bildern auch bei schneller Lektüre etwas bietet.

Wir danken allen Autorinnen und Autoren für die ausgezeichnete und spannende Zusammenarbeit. Unser Dank gilt auch allen Mitarbeitenden der ZB, allen voran Natascha Branscheidt, Urs Leu, Peter Moerkerk und den Mitgliedern der Geschäftsleitung für die Begleitung des Bandes während der Entstehung. Ganz besonders danken wir den Finanzierungspartnern Stadt Zürich und Lotteriefonds des Kantons Zürich, die uns dieses gewichtige Jubiläumsprojekt mit grosszügigen Beiträgen ermöglichen haben.

Wir wünschen Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, anregende, interessante, entspannte und heitere Momente der Lektüre.

Zürich, Oktober 2016

Dr. Silvia Steiner

Bildungsdirektorin und Präsidentin der Bibliotheks-
kommission der Stiftung Zentralbibliothek Zürich

Prof. Dr. Susanna Bliggenstorfer,

Direktorin der Zentralbibliothek Zürich

EINSTIEG

Rea Brändle

Der hundertste Geburtstag, eine wechselreiche Entwicklung, im Alltag so vieles so stark verändert. Und doch bleiben die Anfänge sichtbar. Die Geschichte hat sich dem Gebäude eingeschrieben, im wörtlichen Sinn, sie lässt sich ablesen an zahlreichen Details, viele erschliessen sich auf einen Blick, andere geben zu denken.

TÜREN UND PORTALE

Über den Türen im Altbau sind Gipsreliefs angebracht. Ihre Beschriftungen verweisen auf die frühere Funktion der einzelnen Räume: im Parterre die Direktion, die Büros der Bibliothekare, der Benutzungsdienst; im ersten Stock der Zeitschriftensaal, der Vorführungsraum, die Graphische Sammlung; darüber ein ganzes Stockwerk für zwei Ausstellungssäle. Selbst über den WC-Türen gibt es Reliefs, das eine ist mit «Toilette» angeschrieben, das andere «Für Damen», ein drittes kommt ohne Worte aus, zeigt stattdessen eine nackte Frau in Jugendstilmanier. Im obersten Stock gibt es keine Reliefs, weil sich hier ursprünglich die Magazine der Spezialsammlungen und der Fotografierraum befanden, Räumlichkeiten also, zu denen Auswärtige keinen Zugang hatten; ein weiterer Raum war ans Archiv für Handel und Industrie vermietet. Auch die Inschrift über dem Seitenportal am Predigerchor weist bis heute auf einen jahrzehntelangen Mieter hin. «Staats-Archiv.», steht da, in Stein gehauen.

Keine Frage, wo sich der Haupteingang befindet. Von weitem ist er am Zähringerplatz auszumachen, samt seinem Schmuck, einer gut verständlichen Symbolik. Da ist das Emblem von Stadt und Kanton Zürich, den beiden Trägerinstanzen, flankiert

von den Wappentieren, zwei Züri-leuen, mit Schwert und Schreibfeder. Das Relief im Giebelhalbrund zeigt zwei sitzende Frauen in antiker Pose, die eine mit der Fackel, die andere sich entschleiernd, Allegorien für Aufklärung und Wahrheit. Einen fröhlicheren Zugang zur Gelehrtenwelt hat der dickbäuchige Putto am Torbogen, er balanciert auf einem Eulenkopf und trägt ein paar Bücher im Arm. Auf dem Baldachin stehen zwei überlebensgrosse Männerfiguren; die Originale waren aus Sandstein, sie mussten schon bald durch Nachbildungen aus wetterfestem Kunststein ersetzt werden. Wer die beiden nicht kennt, kann auf dem Sockel ihre gross geschriebenen Namen entziffern. Es sind Conrad Gessner und Johann Jakob Bodmer, also der bedeutendste Schweizer Universalgelehrte des 16. Jahrhunderts sowie der einflussreichste Vertreter der hiesigen Literatur aus dem 18. Jahrhundert. Die beiden werden bibliotheksintern als Säulenheilige bezeichnet. Sie gehören zu den Persönlichkeiten, deren Andenken speziell gepflegt und deren Nachlässe mit besonderer Hingabe betreut werden. Auch Huldrych Zwingli bekam eine Statue; es ist das Modell seines Denkmals hinter der Wasserkirche. Andere Hausheilige erhielten eine Büste – wie etwa Johann Caspar Lavater, Ricarda Huch, Richard Wagner – und haben ihren Platz in den Spezialsammlungen gefunden. Und wenn sie zuweilen umplatziert werden, ist dies ein Indiz für den Umgestaltungsprozess in den entsprechenden Abteilungen. So hat Gottfried Keller kürzlich seinen angestammten Standort im Lesesaal verloren. Im Kämmerchen neben den Alten Drucken gibt es ein kleines Depot der Hausheiligen.

Huch übrigens ist als Frau eine Ausnahmeerscheinung unter den Geehrten, zudem gehört sie mit Wagner zu den beiden einzigen Säulenheiligen ausländischer Herkunft. Auch ist sie die Jüngste.

EIN ERSTER DURCHBLICK

Eine breite steinerne Doppeltreppe führt vom Zähringerplatz zum Haupteingang im Hochparterre. Sie verleitet zum Schreiten, verleiht einem etwas Würdevolles, besonders wenn man oben steht, vorn an der Brüstung, wie auf einer Kanzel. Da wird nachvollziehbar, warum diese Plattform gelegentlich für politische Aktionen genutzt wurde. Was eigentlich verboten war, wie die «Neue Zürcher Zeitung» am 9. November 1917 meldete. Die ältesten Platanen auf dem Platz gehörten wohl einst zu den Bäumchen, die Mina Tobler-Blumer dem Haus zur Eröffnung geschenkt hat. Sie war die Ehefrau von Adolf Tobler, Professor an der ETH und weitaus spendabelster Gönner der Zentralbibliothek. Als solcher kommt er im Hochparterre doppelt zu Ehren. Auf einer der Gedenkplatten beim Eingang wird ihm für die «grundlegende Spende» vom 1. August 1902 gedankt; deshalb steht sein Name auch zuoberst auf der marmornen Donatorenliste drinnen im Vestibül. Seit dieses kürzlich aufgefrischt worden ist, weisen farbige Lichttafeln auf die Bibliotheksausstellungen und andere Aktivitäten hin. Sie haben zwei Bronzereliefs ersetzt, das eine war Adolf Tobler gewidmet, das andere Hermann

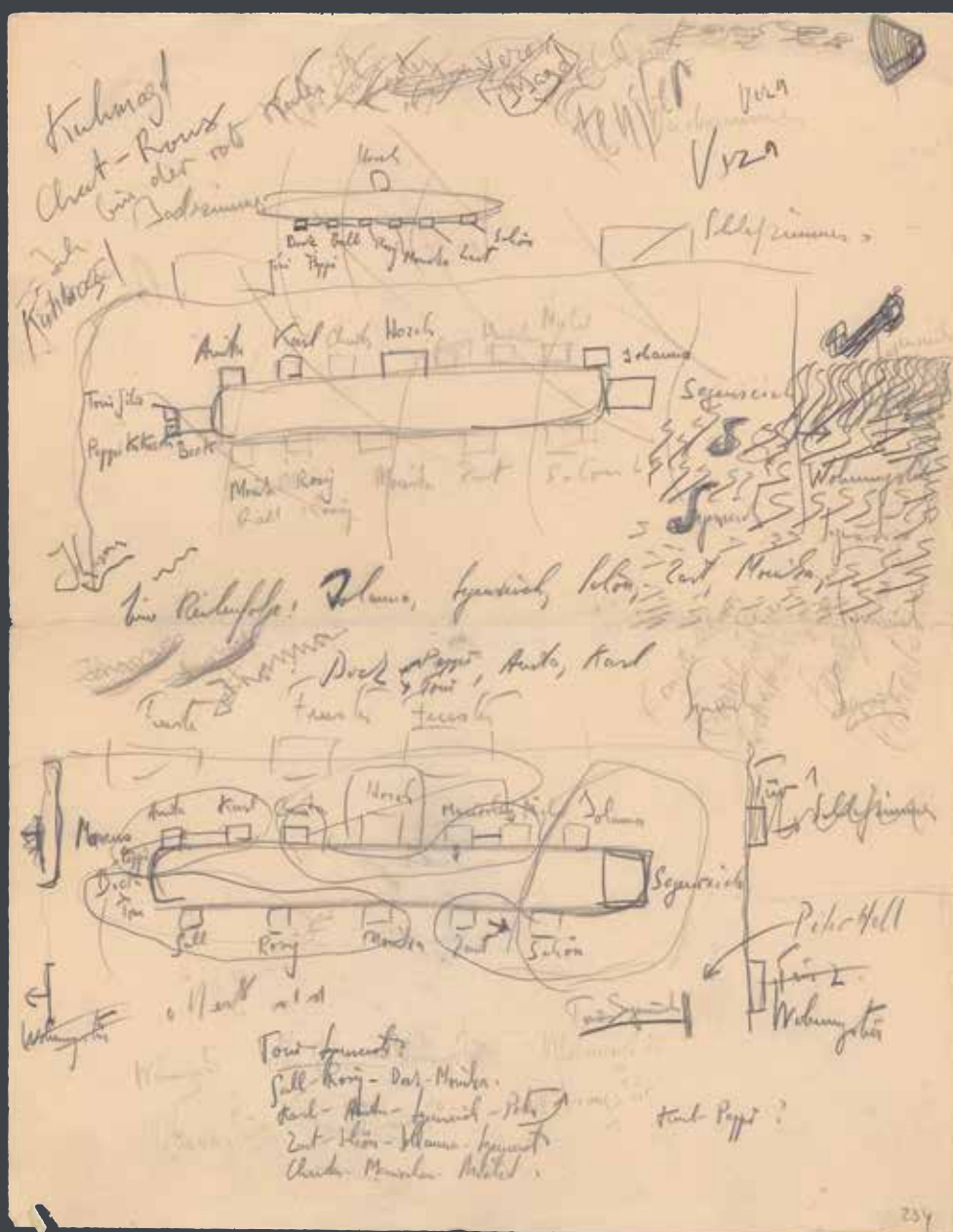
Escher, dem ersten Direktor des Hauses. Nach ihm ist nun ein neu entstandener Vortragssaal benannt. So gibt es bei jeder Renovation winzige Prioritätsverschiebungen.

Am Hochparterre führt kein Weg vorbei. Von hier geht es entweder durch das Jugendstilportal – mit der Originalbeschriftung «Bücherausgabe Lesesaal Katalogsaal» – in den Neubau hinüber, eine mehrstöckige Lesesaallandschaft. Oder man bleibt im Stammhaus, das mit seinen Spezialsammlungen zu einem Forschungszentrum geworden ist. Sein geräumiges Treppenhaus ermöglicht weite Zeitsprünge. Die neugotischen Schränke von 1779 stammen aus der früheren Stadtbibliothek; nach dem Umzug waren sie jahrzehntelang im Lüftungsschacht deponiert, ehe man sie restaurierte und vor der Graphischen Sammlung aufstellte. So steht nun eines dieser Möbel neben dem grossen Rundbogenfenster, und dieses gewährt den schönsten Durchblick in den Neubau hinüber. Man sieht sein Innenleben auf mehreren Etagen, sieht in den Betrieb hinein, mit all den Facetten, die den heutigen Bibliotheksalltag ausmachen. Wie auf den Bildschirmen nach Texten gesucht und wie Sekundärliteratur aus den Freihandmagazinen heraufgeschleppt wird. Wie hastig fotokopiert oder in Ruhe die Handbibliothek konsultiert wird. Selbst das Lesen hat verschiedene Nuancen, viele büffeln mit Leuchtstiften, andere räkeln sich mit ihrer Lektüre in der Lounge, einer ist eingeschlafen.





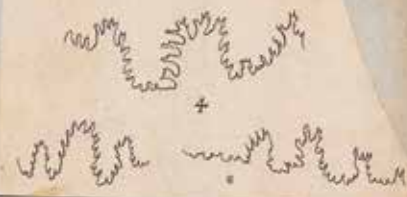
Miniatur-Koran von 3,6 Zentimeter Durchmesser, vermutlich 16. Jahrhundert.



Skizze von Elias Canetti zum Theaterstück «Die Hochzeit»,
um 1932.

*Ornamenta foliacea in Corallibus Romanis impressa,
 Striariorum vestigia. Ex Hest. O. luv.*

*Amo 1711 Corallia fuita sunt variorum
 generum quorum quidam ab aliis
 mediis, quibus infusum sunt
 vitis partibus. Luv. Hest. luv. 1711*



Ex Hest. O. luv. T. II. p. 4. 5. 6.



Vestigi del Settecento di Seneca Imperatore, detto la Scuola di Virgilio in Roma.



1_ SICH TREFFEN, LERNEN, VERWEILEN

DIE ZENTRALBIBLIOTHEK ALS
ÖFFENTLICHER RAUM

REA BRÄNDLE

SELBSTVERSTÄNDNIS,
STANDORT, ARCHITEKTUR:
ZEICHEN EINER
AUFGESCHLOSSENEN HALTUNG

Am 30. April 1917, einem Montag, eröffnete die Zentralbibliothek ihren Neubau am Zähringerplatz in der Zürcher Altstadt. Besondere Vorkommnisse sind keine vermerkt, weder in den Zeitungen noch in den Akten. Zwar hatte es an den drei vorhergehenden Tagen etliche Führungen gegeben – am Freitagvormittag für die Behörden und privaten Geldgeber, danach für die Presse, am Samstag und Sonntag für den Hochschulverein und die Bevölkerung – doch ohne Festlichkeit, nicht einmal ein Mittagessen bekamen die hohen Gäste spendiert. Die Einweihungsfeier, so heisst es auf den Einladungskarten, sei auf den Herbst verschoben worden. Sie wurde dann zusammengelegt mit dem Geburtstagsfest zum Sechzigsten von Direktor Hermann Escher in der «Schmidstube». Geladen waren Politiker, die Mitglieder der Aufsichtsbehörde, das Bibliothekspersonal und Kantonsbaumeister Hermann Fietz. Die öffentliche Feier ging schliesslich vergessen. Auch die angekündigte Denkschrift kam nicht zustande. Wegen der «Ungunst der Stunde», wie die Begründung lautete. Gemeint damit waren ebenso der Weltkrieg wie die schwere Krankheit eines der fünf Bibliothekare.¹

SECHZIG UMZUGSKISTEN FÜR 288 100 BÜCHER

Ein dreiteiliges Werk hätte sie werden sollen, die Denkschrift über die 1629 gegründete Stadtbibliothek und die mittlerweile 82-jährige Kantonsbibliothek (samt ihrer bescheidenen Funktion für die Universität) sowie die Fusion der beiden Institutionen zur Zentralbibliothek. Der letzte Teil wurde bald nachgeholt, im eigenen Neujahrsblatt, mit ausführlichen Beiträgen von Direktor Hermann Escher und



Direktor Hermann Escher, gemalt um 1927 von Gertrud Escher.

Kantonsbaumeister Hermann Fietz. Es sind sachlich gehaltene, etwas spröde Texte, dank der vielen Details jedoch lassen sich eindruckliche Bilder gewinnen, von der Ausstattung einzelner Räume etwa, dem Expertenstreit ums Oberlicht im Lesesaal, den verschiedenen Interessengruppen. Oder über den Umzug der Stadtbibliothek vom Limmatquai an den Zähringerplatz, man stelle sich vor: 383 500 Sammlungsobjekte waren aus Helmhaus und Wasserkirche in den Neubau zu transportieren, darunter sperrige Museumsobjekte, ausserdem die Bestände der Naturforschenden Gesellschaft. Der Umzug sollte mit weniger als zehn Schliessstagen zu bewerkstelligen sein. So gestaltete sich der Mobilisationsplan, wie Hermann Escher sich ausdrückte, zur logistischen Herausforderung, erschwert durch zwei Handicaps: Am neuen Standort mussten alle Regale wiederverwendet werden – frisch gehobelt und zum Teil neu zugeschnitten –, und es gab für die insgesamt 288 100 Bände und Broschüren nur sechzig Bücherkisten, die in einem fort gefüllt, transportiert, geleert und wieder zurückgeschafft werden mussten. Im Spätherbst 1916 war die erste Tranche bewältigt. 2300 Brettmeter, somit ein Drittel aller Bücher, wurden, schönes Wetter vorausgesetzt, mit Leiterwagen in den fast fertigen Neubau spediert. Der letzte Teil folgte vom Osterdienstag bis zum übernächsten Samstag, dem 21. April 1917. Im Predigerchor wurde ein behelfsmässiger Bücherausleihdienst eingerichtet, die übrige Belegschaft, zusammen mit Freiwilligen und ein paar bezahlten Hilfskräften, zum Zügeldienst aufgeboten. Rund fünfzig Personen waren im Einsatz, täglich von sieben Uhr morgens bis abends um sieben, ausser am dazwischenliegenden Sonntag und dem Sechseläutennachmittag. Diesmal stand das Lastauto der städtischen Holzdepotverwaltung zur Verfügung, zudem ein mobiler Elektrolift, was den Abtransport

der Kisten aus den Fenstern des Helmhauses direkt aufs Limmatquai ermöglichte; im neuen Haus war man technisch auf der Höhe der Zeit, mit geräumigem Personen- und einem Warenlift.

So gelang es, den Mobilisationsplan einzuhalten, danach mussten vier Werktage genügen, um alle Büros und Publikumsräume fertig einzurichten, ehe die Führungen begannen. Es blieb kein freier Tag mehr bis zur Eröffnung. Und in den nächsten fünf Wochen waren, nebst dem ordentlichen Betrieb, die ehemaligen Kantonsbibliotheksbestände umzuräumen und die Büchersammlungen der Medizinischen und der Juristischen Gesellschaft in die Zentralbibliothek zu integrieren.

Für ein paar Monate stand der Predigerchor leer, zum ersten Mal seit 400 Jahren, weil die hölzernen Zwischenböden herausgerissen und durch robuste Betonkonstruktionen ersetzt werden mussten. Hier entstanden Magazinreserven, vorderhand vermietet ans Staatsarchiv und die Zentralstelle für Soziale Literatur der Schweiz (das spätere Sozialarchiv).

GUTER ZEITPUNKT FÜR HÖHENFLÜGE

Die frühesten Anstösse zur Bibliotheksvereinigung kamen aus der Professorenschaft.² Auch im weiteren Diskussionsverlauf vermochten diese Kreise ihre Interessen einzubringen, wie sich in der Rekapitulation herausstellt. Als Erste hatten Hugo Blümner und Theodor Vetter, ein Altertumswissenschaftler und ein Anglist, den Vorschlag gemacht, es sei die städtische mit der kantonalen Bibliothek zusammenzulegen und diesem neuen Gebilde die Büchersammlungen der gelehrten Gesellschaften einzuverleiben. Als Sofortmassnahme wünschten sie sich einen Zentralkatalog in Form einer sukzessive nachzuführenden Zettelkartei, eine virtuelle Verschmelzung also; in der weitergehenden Variante schwebte ihnen eine wissenschaftliche Bibliothek in neuem Gebäude vor. Ihre ausführlichen Texte sind in der «Neuen Zürcher Zeitung» erschienen, auf der Frontseite der Morgenausgabe jeweils.³

Während der Artikel von 1885 keine Folgen zeitigte, hatten sich elf Jahre später die Chancen für einen zweiten Anlauf stark verbessert. Denn sowohl die städtische wie die kantonale Bibliothek kämpften mit Platzproblemen. Erstere hatte bereits 40 000 Franken für ein Lesezimmer zurückgestellt. Neben diesen pragmatischen Gründen scheint auch der Zeitpunkt für Höhenflüge gekommen zu sein. Noch nicht lang war es her, seit Zürich durch die Fusion mit elf Nachbargemeinden über Nacht von 27 644 auf 121 057 Einwohnerinnen und Einwohner angewachsen und damit in der Rangliste der Schweizer Städte vom vierten auf den ersten Platz vorgerückt war, deutlich vor Genf (mit rund 81 500) sowie Basel und Bern (mit 71 000 respektive 48 500 Personen). Die Stadtvereinigung löste beträchtliche Eigendynamiken aus, Zürich gewann an Attraktivität, zur Jahrhundertwende wurden 150 703 Einwohnerinnen und Einwohner registriert. Es gab viel zu koordinieren, zahlreiche

Reformen zu realisieren, und dabei wurde «zentral» zu einem beliebten Präfix, wie einige Dauertraktanden in den Protokollen des Zürcher Stadtrats der 1890er Jahre zeigen: Zentrale Zürichbergbahn, Zentralfriedhof, Zentralkontrollbüro, Zentralmolkerei, Zentralschulpflege, Zentralverband der Quartiervereine, Zentralvorstand der Einwohnerarmenpflege, Zentralwahlbüro. Eben darauf hatte Theodor Vetter angespielt. Allen berechtigten Bedenken zum Trotz habe Zürich sich zur Zentralisation entschlossen, schreibt er in seinem Zeitungsartikel: «Eine ganze Reihe von Einrichtungen haben sich seither ebenfalls centralisiert; nur auf dem Gebiet des Bibliothekswesens herrscht eine Zersplitterung, deren wir uns schämen müssen.»⁴

Mit der Minimalvariante, der Forderung nach dem Zentralkatalog, war Vetter erfolgreich. In seinen zahlreichen Aktivitäten übrigens hatte er sein Wunschgebäude stets als Centralbibliothek bezeichnet. Es war kein offizieller Begriff, doch als zehn Jahre später eine parlamentarische Delegation nach einem definitiven Namen suchte, fiel niemandem etwas Besseres ein.

UNGLAUBLICH MODERNE ANSICHTEN

Im Dezember 1898 setzte der Regierungsrat eine Zentralkatalog-Kommission ein, mit Vetter als Vorsitzendem, von einem neuen Gebäude war nicht die Rede. Im Aufsichtsrat der Stadtbibliothek hingegen, dem Konvent, stiess die Idee einer physischen Bibliotheksvereinigung auf lebhafteste Zustimmung. Auch aus dem Stadtrat waren positive Signale zu vernehmen, also wurde dieser am 24. September 1897 in aller Form ersucht, einen Bauplatz für die künftige Zentralbibliothek zu reservieren. Die Antwort war wohlwollend, aber unverbindlich, der Konvent wurde gebeten, er möge abklären, welche Bibliotheken an einem gemeinsamen Haus interessiert seien, zudem «über die Gestaltung des Baus und insbesondere seinen Umfang einigermaßen genaue Angaben machen».⁵ Dies klingt nach Abwiegelung, einer Fleissarbeit jedenfalls, doch der Konvent wollte sich der Herausforderung stellen, wie dem Protokoll vom 24. Dezember 1897 zu entnehmen ist. Ein halbes Jahr später informierte Hermann Escher über den Verlauf der bisherigen Gespräche, mit konkreten Anträgen: Ein Areal mit einer Grundfläche von 2200 Quadratmetern sollte es sein, zwischen Limmat, Hirschengraben und Rämistrasse gelegen, vorzugsweise auf dem stadteigenen Amthausplatz neben der Predigerkirche. Erwünscht seien Partnerschaften mit allen wissenschaftlichen Bibliotheken (ausser den reinen Schul- und Anstaltsbüchereien). Zudem wäre «zu prüfen, ob nicht auch die öffentliche Bibliothek der Pestalozzi-Gesellschaft in das Gebäude aufzunehmen sei».⁶

Auf dieser Grundlage richtete der Konvent ein weiteres Gesuch an den Stadtrat. Zwar ist das Original verschwunden, eine Abschrift indessen bezeugt die unglaublich fortschrittlichen Ansichten des Konvents. Neben wissenschaftlichen Anforderungen im engeren Sinn gebe es für Bibliotheken eine zweite Aufgabe, die von Jahr zu Jahr



Der Amthausplatz um 1914.

an Bedeutung gewinne. Gerade in demokratischen Verhältnissen gelte es, «den allgemeinen Bildungsbedürfnissen entgegenzukommen, diese zu wecken, zu fördern, zu leiten», wird dargelegt, mit Verweis auf die Public Libraries in den USA. Und es folgt eine Passage, von der man nie erwarten würde, dass sie aus dem Jahr 1898 stammen könnte: «Wo die Schule aufhört, hat heutzutage die Bibliothek einzusetzen. Wo die allgemeine Schulbildung ihren Abschluss findet, tritt an jeden Einzelnen die Pflicht selbständiger Weiterbildung heran.»⁷

Es passt zur optimistischen, ja, fast schon euphorischen Stimmung, dass «auch von offizieller Seite die Meinung geäußert worden war, die neue gemeinsame Bibliothek sollte eine städtische Anstalt werden».⁸ Doch wie die kantonalen Instanzen wollte auch der Stadtrat keinen verbindlichen Schritt vorwärts machen.

EIN MÄZEN ALS TEMPOMACHER

Vier Jahre später kam plötzlich wieder Bewegung in die Diskussion, abermals von zwei Professoren ausgelöst, in geheimer Mission. Ferdinand Rudio, Mathematiker an der ETH und Leiter der dortigen Bibliothek, überbrachte am 1. August 1902 dem kantonalen Erziehungsdirektor ein Angebot. 200 000 Franken wollte ein anonymer Spender an «die Errichtung einer Centralbibliothek» beisteuern, geknüpft an vier Bedingungen: Es müsse «der Bau spätestens in 3 Jahren in Angriff genommen und dafür ein angemessener Platz gewählt» werden. Zudem sollten sich Kanton und



Adolf Tobler, nach einem Ölgemälde von Ernst Würtenberger aus dem Jahr 1906.



Zu den treibenden Kräften der neuen Zentralbibliothek gehörten ETH-Mathematikprofessor Ferdinand Rudio und



Theodor Vetter, Anglistikprofessor an der Zürcher Universität.

Stadt am Bau «mit angemessenen Beiträgen» beteiligen; überdies wünschte er, dass seine Anonymität gewährleistet bleibe.⁹

Amtsintern hatte sich innert Kürze herumgesprochen, dass es sich beim Spender um Adolf Tobler-Blumer handelte, einen der reichsten Männer der Stadt. Von Beruf war er Professor für Schwachstromtechnik an der ETH, er betrieb in seiner Villa an der Winkelwiese ein eigenes Versuchslabor und betätigte sich mit seinem ererbten Vermögen als Wohltäter für gemeinnützige Werke. Sein Grossvater Leonhard Tobler-Stadler war «der mit Abstand bedeutendste Privatbankier des 19. Jahrhunderts»; er selbst versteuerte ein Vermögen von über zehn Millionen Franken.¹⁰

Der Wunsch nach Anonymität blieb gewahrt. Tobler taucht in den Bibliotheksakten bis 1914 nie namentlich auf. Die Gespräche zwischen ihm und den Behörden liefen weiterhin über Rudio, der es ausgezeichnet verstand, seine starke Position zu nutzen und die Einflussmöglichkeiten auszuweiten. Vom Regierungsrat nahm er den Auftrag entgegen, zusammen mit Theodor Vetter ein Gutachten zur Einheitsbibliothek zu erstellen. Zugleich waren die beiden in Kontakt mit Ulrico Hoepli, dem Mailänder Verleger schweizerischer Herkunft, und konnten ihn dazu bewegen, für das Zürcher Bibliotheksprojekt 25 000 Franken in Aussicht zu stellen und Rudio als Mittelsmann zu bevollmächtigen. Hoepli hatte zur Bedingung gemacht, «dass diese Centralbibliothek auch wirklich im Centrum der wissenschaftlichen Institute, die ja alle so ziemlich vereinigt sind, entstehen möge».¹¹

In ihrem Gutachten, innert nur zwei Wochen erstellt, vertraten Vetter und Rudio unübersehbar die Interessen ihres Berufsstands. Die Pestalozzi-Bibliothek kam als Partnerin nicht mehr in Betracht, hingegen sollte, nebst den drei Gelehrtenesellschaften, auch die Bücherei des Schweizerischen Gymnasiallehrervereins mit einbezogen werden. Von der Stadtbibliothek wollten die beiden Professoren sämtliche Bestände übernehmen, also nicht nur die Handschriften, Grafiken, Landkarten, Mün-



Das Spitalamtshaus, fotografiert um 1880.



Nach dem Brand des Predigerspitals, fotografiert am 26. Juni 1887 um 10.30 Uhr von Robert Breitingen.

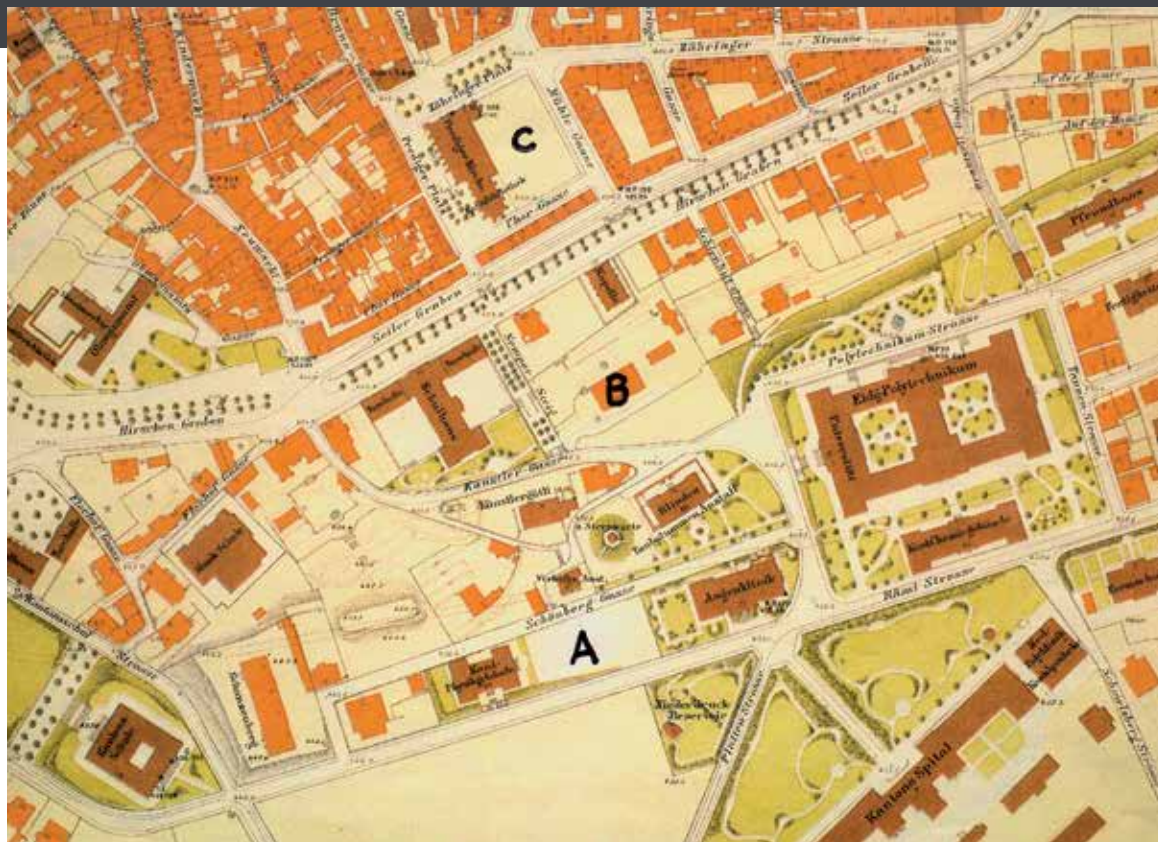
Amthausplatz

Der Amthausplatz entstand durch ein Unglück. In der Nacht vom 25. auf den 26. Juni 1887 brannte ein grosser Teil des ehemaligen Predigerklosters nieder. Dieses war nach der Reformation säkularisiert worden, diente bis um 1840 als Spital, danach als sogenannte Versorgungsanstalt für chronisch Kranke und unheilbare Geisteskranke und schliesslich als Armenhaus.

Während die Predigerkirche ab 1600 als reformiertes Gotteshaus genutzt wurde, brauchte man das mittlerweile abgetrennte und mit Zwischenböden versehene Chorgebäude zeitweilig als Trotte, Spitalkapelle und Lagerraum, ehe 1873 die neue Kantonsbibliothek einzog. Der Kirchturm wurde erst um 1900 gebaut.

Nachdem die Brandruinen abgetragen worden waren, blieb jahrelang eine Brache. Sie hiess Amthausplatz, benannt nach dem Wirkungsort des einstigen Spitalamtmanns. Projekte wie ein Feuerwehrdepot und ein Gewerbeschulhaus kamen nicht zustande. Seit 1915 mit den Bauarbeiten der Zentralbibliothek begonnen wurde, ist der Name «Amthausplatz» verschwunden.

zen und die Familienarchive, sondern kurioserweise auch sämtliche Ausstellungsgegenstände aus dem Zwingli-Zimmer und dem Gottfried-Keller-Stübchen. Ein eher unscharfes Profil für eine Universitätsbibliothek, inhaltlich gesehen, punkto Standort hingegen äusserten sich die beiden Professoren sehr deutlich. «Fürwahr nicht der richtige Ort», so beurteilten sie den Amthausplatz und versahen ihn mit ausnahmslos negativen Attributen: dunkel, lärmig, in kinderreichem Quartier gelegen. «Von den kantonalen Lehranstalten müsste man wieder in die Tiefe hinunter steigen, um zur Bibliothek zu gelangen», heisst es weiter, als käme die künftige Benutzerschaft



Die diskutierten Bauplätze: Rämistrasse 71 (A), Stockargut (B) und der Amthausplatz (C).

einzig vom Zürichberg, und so liest sich diese Passage wie eine Kampfansage an den Konvent, der mit seinen Vorstellungen einer Public Library ein sehr viel heterogeneres Publikum ins Auge gefasst hatte.¹² Ebenso irritierend wie der polemische Ton ist der Sinneswandel von Theodor Vetter, hatte er selbst doch 1896 den Amthausplatz öffentlich ins Gespräch gebracht und als Mitglied des Konvents nie grundsätzlich dagegen opponiert.

Wesentlich mehr konnten Vetter und Rudio dem Stockargut abgewinnen, jenem stattlich-zweiegebeligen Haus an der Künstlergasse 15, das samt Umschwung von 2000 Quadratmetern zum Verkauf stand. Von der Lage her wurde das Areal sehr positiv bewertet, dagegen wurde kritisch angemerkt, dass allein schon der Erwerb teuer zu stehen käme und die Bibliothek in den Hang hinein gebaut werden müsste, was kostspielig sei und wegen möglicher Feuchtigkeit zu Problemen führen könnte. Eindeutiger Favorit war deshalb eine kantonseigene Liegenschaft auf der Hochschulterrasse, das schmale, langgezogene Areal zwischen Schönleingasse und Rämistrasse 69–71, in unmittelbarer Nachbarschaft von zwei Lehranstalten, dem Physikgebäude und der Augenklinik. Über eine mögliche Trägerschaft äusserten sich die Gutachter nicht, hielten aber bei nächstbesther Gelegenheit fest, dass der Bau auf rund 800 000 bis 1 000 000 Franken zu stehen komme, wovon die Hälfte bei Privaten zu sammeln sei.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK VERSUS PUBLIC LIBRARY

Weil Rudio sich mit dem Tobler-Legat an eine kantonale Instanz gewandt hatte, lag es nun am Regierungsrat, die Federführung für das Bibliotheksprojekt zu übernehmen. Er tat es ohne Eile. Fast ein Jahr war verstrichen – ein Drittel des Tobler'schen Ultimatums –, bis sich am 17. Juli 1903 eine Zwölferkommission konstituieren konnte mit dem Auftrag, ein Trägerschaftsmodell und den Standort für die Bibliothek zu beraten sowie private Gelder aufzutreiben. Erziehungsdirektor Albert Locher führte den Vorsitz. Stark vertreten war die Professorenschaft. Neben Rudio und Vetter wurden vier weitere Professoren als Vertreter der beteiligten wissenschaftlichen Bibliotheken beigezogen: Gerold Meyer von Knonau für die Kantonsbibliothek, Max Cloetta für die Mediziner, Ferdinand Hitzig für die Juristen und Arnold Lang für die Naturforschenden. Zusätzliche Mitglieder waren Kantonsbibliothekar Heinrich Weber, Stadtbibliothekar Hermann Escher, Konventspräsident Conrad Escher sowie die Stadträte Robert Billeter und Heinrich Wyss.

Solle die Regierung diese Reise doch «einem der Herren Rudio oder Vetter übertragen», reagierte Hermann Escher, enttäuscht über die Entwicklung, als er im Herbst 1903 gebeten wurde, mit Kantonsbaumeister Hermann Fietz auf einer dreiwöchigen Tour rund ein Dutzend deutsche Bibliotheken zu begutachten.¹³ Dass er das Angebot trotzdem annahm, sollte ihm mehrfach zugutekommen. Er gewann hilfreiche Anregungen und überdies in Fietz einen starken Verbündeten. Zudem nutzte er seinen «Reisebericht über Bibliotheksbauten Deutschlands», um die salopp berechneten Bedarfszahlen im Gutachten der beiden Professoren zu präzisieren und sich darüber hinaus Gedanken zu machen über eine effiziente Anordnung der Räumlichkeiten, erwartete Zuwachszahlen und mögliche Platzreserven.¹⁴

Weil sich in der Standortfrage nichts mehr bewegte, begann Escher sich mit einem möglichen Trägerschaftsmodell zu beschäftigen. Dies lief auf eine Stiftung hinaus, was als Lösung sehr einfach klingt: Stadt und Kanton sollten sich hälftig an den Baukosten beteiligen und im selben Verhältnis den Betrieb finanzieren – ein Modus, der jahrzehntelang praktiziert wurde, wie in Teil 5 dieses Buches detailliert ausgeführt wird. Der Vorstand dieser Stiftung wird Bibliothekskommission genannt; sie ist bis heute das Aufsichtsorgan der Zentralbibliothek und wird vom kantonalen Bildungsdirektor respektive der Bildungsdirektorin präsiert.

STÄDTEBAULICHE UMBRUCHPHASE

Am 10. Februar 1906 musste die Kommission zur Kenntnis nehmen, dass die von ihr favorisierte Liegenschaft auf der Hochschulterrasse anderweitig vergeben worden war. Daraufhin schworen die Professoren sich aufs Stockargut ein. Adolf Tobler liess ausrichten, dass er diese Lösung mit zusätzlichen Spenden unterstütze.



Zürcher Altstadt, aufgenommen 1903 aus dem Ballon von Eduard Spelterini. Neben der Predigerkirche (linkes Bilddrittel) ist der Amthausplatz zu sehen, dahinter am Hang das weisse, zweigiebelige Stockargut. Im Bau sind die Amtshäuser auf der gegenüberliegenden Limmatseite (vorn) sowie die Urania-Achse, die über die Rudolf-Brun-Brücke führen und eine Schneise in die Altstadt ziehen wird.

Obwohl er selbst in der Altstadt wohnte, wenn auch an der ruhigeren Winkelwiese, konnte er sich nicht für den Amthausplatz erwärmen. Vergeblich hatte Hermann Escher ihn vom städtebaulichen Wandel zu überzeugen versucht: Wie radikal Alt-Paris von Baron Georges-Eugène Haussmann, dem berühmten Stadtplaner, umgestaltet worden sei und dass diese Tendenz, sehr viel sanfter freilich, sich auch in Zürich bemerkbar mache. Und dass mit dem Durchstich des Oetenbachhügels derzeit eine west-östliche Verbindung von der Bahnhofstrasse zum Seilergraben gezogen werde, die Urania-Achse, und damit eine breite Schneise durch die Altstadt. Und dass eine weitere Schneise in Planung sei: die Zähringer-Achse, eine direkte Verbindung vom Zähringerplatz aufs Obmannamtareal, wo ein kantonales Verwaltungszentrum gebaut werden solle.

Solche Grössenfantasien spielten auch in die pragmatische Argumentation für den Amthausplatz hinein. Neben den günstigen Kosten wurde immer wieder die Möglichkeit eines etappenweisen Ausbaus herausgestrichen und dabei die Häuserzeile zwischen Chorgasse und Seilergraben als Manövriermasse betrachtet.

Ab 1906 stand auch das Stockargut für einen Bibliotheksbau nicht mehr zur Verfügung. Um den Blick auf das geplante Universitätsgebäude nicht zu verbauen, so lautete die Begründung, vorgebracht von Gustav Gull, dem berühmten Architekturprofessor und Stadtplaner (der auch die beiden Achsen konzipiert hatte). Ein Rückkommensantrag schien chancenlos. Deshalb brachte die Fraktion der Amthausplatz-Gegner neue Alternativen im Hochschulquartier ins Spiel, speziell die Magneta an der Plattenstrasse 11/13. Und als auch diese Bemühungen nicht fruchteten, verstärkten sie ihre Obstruktion und setzten auf den einzig verbliebenen Trumpf: den anonymen Spender. Fast hätte Adolf Tobler auf Betreiben von Rudio ein ultimatives Veto gegen den Amthausplatz unterzeichnet, wäre es Escher (laut seinen Memoiren) nicht im allerletzten Moment gelungen, mithilfe eines von Ehefrau Mina Tobler verfassten Eilbriefchens diesen Schritt zu verhindern.

Zwar gibt es für diese hochdramatische Szene keine Belege, protokolliert aber sind die fortwährend wiederholten Einwände der Professoren gegen den Amthausplatz – Lärm, Staub und Ausdünstungen –, mit derselben Vehemenz bekämpften sie später die Planskizzen und die ausgearbeiteten Baupläne.¹⁵ Selbst die Gutachten namhafter Fachleute – von Gustav Gull etwa, dem Hygieneprofessor William Silberschmidt oder dem Architekten Eduard Vischer-Sarasin – wollten die Amthausplatz-Gegner nicht akzeptieren und gaben stattdessen eigene Expertisen in Auftrag. Auf diese Weise wurde der Baubeginn um weitere Jahre verzögert.

DER LESESAAL ALS HERZSTÜCK

Als konservativ im besten Sinn wird die Zentralbibliothek 1992 im «Inventar der neueren Schweizer Architektur» taxiert.¹⁶ Ein Stahlbetonbau in zeitgemässer Konstruktion, seine Ästhetik sachlich bestimmt, so urteilt ein weiterer Fachmann: «gediegen, ohne schöpferischen Charakter».¹⁷ Tatsächlich war es Hermann Fietz gewohnt, die eigenen Ambitionen als Architekt zurückzustellen. Seit er 1896 zum Kantonsbaumeister ernannt wurde, mit erst siebenundzwanzig Jahren, hatte er meistens spezifische Anforderungen an verschiedenartigste Bauten zu berücksichtigen, wie die Liste seiner Arbeiten verdeutlicht: Kantonsschule an der Rämistrasse, Polizeikaserne an der Kasernenstrasse, Gefängnis in Regensdorf, Institut für Hygiene und Pharmakologie an der Gloriastrasse, Blinden- und Taubstummenanstalt in Wollishofen; erst mit zunehmendem Alter begann er sich auf Kirchenbauten zu spezialisieren. Bei der Planung der Zentralbibliothek hielt er sich an die Wünsche von Hermann Escher, dem designierten Direktor, mit dem er sich dank der gemeinsamen Studienreise und infolge der vielen Attacken der Amthausplatz-Gegner ausgezeichnet verständigen konnte.

Im Unterschied zur Stadtbibliothek mit ihrem repräsentativen Charakter sollten im neuen Haus die Bücher nicht mehr zur Schau gestellt, sondern zweckdienlich ver-



«Ein Stahlbetonbau in zeitgemässer Konstruktion, seine Ästhetik sachlich bestimmt», wird der Bibliotheksneubau von 1917 in der Fachliteratur beurteilt.

sorgt werden. Die sieben Magazingeschosse im Ost- und Nordflügel waren bloss halb so hoch wie die Publikumsräume und die Büros, so konnten sie ohne Leitern bewirtschaftet und vom Verwaltungstrakt aus bequem erreicht werden; zudem korrespondierten sie niveaumässig mit den Zwischenböden im Predigerchor.

Die grösste Herausforderung war der Lesesaal. «Vollständig von Baukörpern eingeschlossen, also dem Strassenlärm entrückt», wie Hermann Fietz ihn beschreibt, und weil es dennoch genügend Helligkeit brauchte, war der Lesesaal gleichsam als Lichthof konzipiert, mit einem doppelverglasten Dach, einer raffinierten Konstruktion. Zwischen den beiden Glasschichten schützten im Sommer automatisch betreibbare Storen vor allzu starker Sonneneinstrahlung, im Winter verhinderten eingebaute Heizschlangen, dass lichtraubender Schnee lange liegen blieb. Weil dies den Amthausplatz-Gegnern nicht genügte, ergänzte Fietz seine Konstruktion mit einem dreiteiligen Fenster auf den schmalen Aussenraum zwischen Bibliotheksgebäude und Predigerchor.

Von früheren Bibliotheksbauweisen wurde für den Lesesaal einzig die Galerie übernommen. Sie beherbergte einen Teil der Handbibliothek, sodass unten Raum für lange Tische blieb, 126 Arbeitsplätze, jeder 96 Zentimeter breit und 68 Zentimeter tief. 290 Quadratmeter betrug die Grundfläche des ganzen Raums, somit war er wesentlich grösser als der Kantonsratssaal mit seinen 225 Quadratmetern.



Stadtbibliothek in der Wasserkirche um 1800, Aquatinta von Franz Hegi von 1847.



Korridor zum Ausleihschalter (hinten), rechts geht es in den Lesesaal.

Trotz nüchterner Funktionalität sollte der Lesesaal zum bedeutendsten Raum des ganzen Gebäudes werden, augenfällig, bis in die Details: sparsam eingesetzte Stuckatur, elegant-schmale Wandfriese mit Jugendstilmustern, viel Schnitzarbeit, gedrechselte Geländer, korrespondierend mit den Fenstersäulen mit ihren aufgesetzten Symbolfiguren.

Und mit seiner massiven Eichenholztäferung war der Lesesaal luxuriöser als das Direktionsbüro ausgestattet, wie Fietz in seiner Baubeschreibung festhält.

Auch das entsprach Hermann Eschers Kredo, einem Bekenntnis zum öffentlichen Raum.

AUS SICHT DER BENUTZERINNEN UND BENUTZER: DIENSTLEISTUNGEN UND PRIVILEGIEN

Wer die Zentralbibliothek benutzen, will heissen, ihre Dienstleistungen in Anspruch nehmen möchte, kann sich unentgeltlich registrieren lassen. Sich einschreiben, nennt sich das bis heute, auch wenn man sich nicht mehr handschriftlich in dicke Folianten eintragen muss, mit Namen, Beruf, Adresse, Wohnort und Heimatgemeinde. Solche Benutzungsbücher sind über Jahre geführt worden und geben ein lebendiges Abbild der Klientel; sie sagen jedoch nichts darüber aus, ob eine Person nur selten oder sehr häufig die Bibliothek aufsuchte und wie intensiv sie von deren Dienstleistungen profitierte. Dies im Gegensatz zu den Abertausenden von Bestellzetteln, die regelmässig zu rudimentären Statistiken verarbeitet wurden, wie die Tabelle 1 beispielhaft zeigen soll.

In dieser Kurzform bilden die statistischen Auswertungen einen fixen Bestandteil der Jahresberichte, in jahrzehntelanger Tradition, und umso brüskierender deshalb die Bemerkung von Direktor Hans Baer, der in seinem ersten Amtsjahr ohne weitere Erklärungen festhielt: «Genauere Zahlen über die Zahl entliehener Einheiten sind erst seit 1971 vorhanden; frühere Ausleihzahlen beruhen auf Schätzungen.»¹⁸

STARKE MOMENTAUFNAHMEN, RUDIMENTÄRE STATISTIKEN

Die Benutzerbücher sind eine schöne Quelle. 1461 Personen haben sich im ersten Halbjahr eingeschrieben, 1337 Männer und 124 Frauen, hauptsächlich Studentinnen. Zwischen den zahlreichen Akademikern, Technikern und Lehrern sind auch künstlerisch Tätige und Vertreter aus andern Berufswelten zu finden: SBB-Beamter, Werftmeis-

Tab. 1: Benutzte Bände nach Leserkategorien

	Universität	ETH	Beamte, Geistliche, Lehrer	Mittel- schüler	Andere Hiesige	Auswärtige, Post- versand	Total
Lesesaal							
1935	24 029	541	2 332	1 178	22 650		50 730
1955	45 700	1 659	3 983	1 747	32 039		85 138
Zuhause							
1935	30 626	2 350	5 174	4 839	17 180	5 277	65 446
1955	33 311	2 587	6 334	4 575	20 502	5 909	73 218
Total							
1935	54 655	2 891	7 506	6 017	39 830	5 277	116 176
1955	79 011	4 246	10 317	6 322	52 551	6 171	158 356
Prozent							
1935	47,0	2,5	6,5	5,2	34,3	4,5	100
1955	50,0	2,7	6,4	4,0	33,2	3,7	100

ter, Versicherungsagent, Privatière, Hotelier, Bürolistin, Kindergärtnerin, Mechaniker, Briefträger, Modistin, Baumeister, Buchhalter, Krankenschwester, Lokomotivführer. So studiert man die Liste und stösst darauf, dass am 3. August 1917 sich James Joyce aus Dublin, wohnhaft an der Seefeldstrasse 73, ins Benutzerbuch eintrug.

Auch etliche Immigranten aus Russland sind zu finden. Über einen von ihnen, Wladimir Uljanow, geboren 1870, Journalist, berühmt geworden unter dem Namen Lenin, liegt im Bibliotheksarchiv ein kleines Dossier, das für eine Ausstellung verwendet wurde. Hartnäckig halte sich die Legende, heisst es da, dass Lenin am Zähringerplatz gearbeitet habe. Dies allerdings sei nicht möglich, weil er am 6. April 1917 die Schweiz verlassen habe, kurz vor Eröffnung des Neubaus.¹⁹ Sein Ausweis für die Zentralbibliothek aber existiert tatsächlich, ausgestellt wurde er am 19. Februar 1916, ob im Helmhaus oder im Predigerchor, ist nicht nachzuweisen. Berühmtheiten sind ohnehin der Stolz jeder Bibliothek, die Handschriftenabteilung etwa hat über viele Jahre eine Liste prominenter Benutzerinnen und Benutzer zusammengestellt.

Die detaillierten Angaben in den Benutzerbüchern verleiten einen, statistische Auswertungen vorzunehmen, nach Geschlecht, Wohnort, sozialem Status. Problemlos könnten die Neueinträge nach Geschlecht über Jahrzehnte aufaddiert und ausgewertet werden, im Gegensatz zu instabilen Kategorien wie Wohnort und Beruf. Vollends absurd wäre es, die neu eingeschriebenen Studierenden über weite Zeiträume zusammenzählen und daraus prozentuale Anteile ableiten zu wollen. Zumal auch ohne Auszählung unübersehbar ist, dass die Studierenden eine Hauptgruppe bilde-

1817						
Durch Eintrag in dieses Buch verpflichtet sich Exemplar auszubilden				der Eintragende zur Befolgung der ihm in einem Benutzungsordnung		
Datum	Name und Vorname	Beruf oder Stand	Heimat	Wohnort	Straße und No.	Bemerkungen
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0776
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0777
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0778
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0779
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0780
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0781
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0782
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0783
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0784
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0785
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0786
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0787
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0788
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0789
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0790
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0791
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0792
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0793
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0794
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0795
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0796
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0797
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0798
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0799
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0800
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0801
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0802
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0803
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0804
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0805
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0806
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0807
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0808
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0809
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0810
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0811
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0812
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0813
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0814
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0815
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0816
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0817
1. Aug. 1897	H. J. H. H. H.	Dr. Prof.	L. Gallen	L. Gallen		0818

Aus dem Benutzerbuch, Anfang August 1917, mit dem Eintrag von James Joyce (fünfter von unten).

ten. Bald bekamen sie separate Benutzungsbücher und hatten darin ihr Ausbildungsinstitut sowie die Fakultät respektive die Abteilung oder Klasse anzugeben.

Nebst den Bestellzetteln wurden periodisch auch Benutzerkarten ausgewertet. Es wird kaum überraschen, dass sich sehr viel mehr Personen von der Universität einschrieben als von der ETH, die über eine eigene, gut dotierte Bibliothek verfügte. Die Schere zwischen diesen beiden Benutzergruppen öffnete sich sehr rasch, 1959 betrug das Verhältnis noch 44,7 zu 6,1 Prozent, 1984 waren es 39 zu 2 Prozent.²⁰ 1968 wurden im Jahresbericht «neue Kategorien von Benutzern» registriert. Es waren Personen, die auf dem zweiten Bildungsweg die Matura machten, das Abendtechnikum oder die neue Schule für Soziale Arbeit besuchten; auch das stark ausgeweitete Angebot an den Gewerbeschulen brachte der Zentralbibliothek grösseren Zulauf.²¹ Diese Beispiele zeigen: Mindestens so wichtig wie das fortwährend prozentuale Aufdröseln ist die Bereitschaft, neue Nutzergruppen wahrzunehmen und auf ihre Bedürfnisse zu reagieren, sei es mit den Anschaffungen oder mit spezifischen Einführungen, wie dies in der Zentralbibliothek bis heute für verschiedene Benutzergruppen praktiziert wird.



Ansturm vor dem Ausleihschalter, 1942.

GRADMESSE FÜR DEN SERVICE PUBLIC

Was von einer Bibliothek als selbstverständliche Dienstleistung erwartet wird, ist starkem Wandel unterworfen. Im Rückblick erst wird das Ausmass der Veränderungen sichtbar, wie mit ein paar Beispielen aus den ersten fünfzig Jahren der Zentralbibliothek kaleidoskopisch aufgezeigt werden soll:

- Zurückgerufene Bücher sind laut den ersten Reglementen unverzüglich abzuliefern. «Erfolgt die Rückgabe nicht innert drei Tagen, so wird der Entleiher durch eingeschriebenen Brief gemahnt. Liegt nach Ablauf von weiteren zwei Tagen keine Antwort vor, so werden die Bücher unter Erhebung der Portoauslagen, der Botengebühren und eines Zuschlags von 1 Franken für Umtriebe abgeholt. Sind sie nicht erhältlich, so werden sie als verloren behandelt, und der Entlehner wird ersatzpflichtig. Abwesenheit gilt nicht als Entschuldigung.»²²
- Auf Ende 1923 übernimmt ein neuer Bibliothekar die Oberleitung der Graphischen Sammlung und «hält sich an bestimmten Wochenstunden darin auf, um Auskunft zu erteilen. Die Anordnung fand schon nach kurzer Zeit ungeteilte Zustimmung der Benutzer.»²³
- 1929 dauert es acht Minuten von der Abgabe des Bestellzettels bis zum Empfang des Buches.²⁴
- 1934 braucht ein Zürcher Lehrer einen Stempel der Erziehungsdirektion, um mehr als zehn Bücher aufs Mal ausleihen zu dürfen. Will ein Aushilfslehrer zehn Bücher ausleihen, muss er einen Geldbetrag als Kautions hinterlegen.²⁵ Erst in den 1960er Jahren wird das Kautionswesen abgeschafft.
- Nach der Generalmobilmachung im September 1939 werden die Öffnungszeiten um neun Stunden verkürzt, der Fernleihverkehr eingeschränkt, ausgewählte Nachlässe



Bibliothekar Victor Wirz am Ausleihschalter, 1942.

evakuiert, die Spezialsammlungen für ein paar Monate geschlossen und danach «unter etwas schikanösen Bedingungen für die Benutzung im Lesesaal freigegeben».²⁶

- 1946 diskutiert die Bibliothekskommission darüber, ob und wo Veloständer für die Benutzer installiert werden sollen. Drei Jahre später werden sie montiert.
- 1955 beträgt in der Zentralbibliothek die Wartezeit für ein bestelltes Buch «auch ausserhalb der Stosszeiten 20–25 Minuten»; in der Landesbibliothek (der heutigen Nationalbibliothek) sind es nur zehn Minuten, in der Universitätsbibliothek Basel sind es eine halbe bis eine ganze Stunde.²⁷
- Im Reglement von 1962 heisst es über die Personenkontrollen: «Jeder Besucher hat beim Eintritt in die Arbeitsräume die Ausweiskarte, beim Weggehen Bücher und Mappen, die er bei sich trägt, unaufgefordert vorzuweisen.»²⁸ Weiterhin in Kraft bleibt die Bestimmung, dass Personen, die «durch Unreinlichkeiten oder Krankheiten den andern Benutzern lästig fallen, von der Benutzung teilweise oder gänzlich, auf Zeit oder dauernd, auszuschliessen» sind.²⁹
- 1963 wird im Vestibül erstmals ein Getränkeautomat aufgestellt.

ÖFFNUNGSZEITEN, TENDENZIELL RUND UM DIE UHR

Hinsichtlich der Abendstunden sind am meisten Veränderungen zu beobachten. Angeregt von englischen Vorbildern mit Öffnungszeiten von zehn bis zwölf Stunden, wie Escher 1912 in einem Vortrag betonte, blieb die Zentralbibliothek anfangs zweimal pro Woche bis 19.30 Uhr geöffnet, ebenso lang blieb der Ausleihschalter bedient. Dieses Konzept musste jedoch wegen schmal dotierter Ressourcen schon in den ersten Betriebsmonaten aufgegeben und die Schliessung generell auf achtzehn Uhr festgelegt werden. 1928 gab es einen zweiten Anlauf, nun konnte der Lesesaal während des Wintersemesters dienstags und freitags bis 21.30 Uhr benutzt werden. Sieben

Öffnungszeiten im Vergleich (Stand Januar 2017)

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH:

Ausleihe: 68 Wochenstunden
Montag bis Freitag 8–20 Uhr
Samstag 9–17 Uhr

Lesesaal: 76 Wochenstunden
Montag bis Freitag 8–20 Uhr
Samstag und Sonntag 9–17 Uhr

ETH ZÜRICH, HAUPTGEBÄUDE:

Ausleihe: 70 1/4 Wochenstunden
Montag bis Freitag 8.30–21 Uhr
Samstag 9–16.45 Uhr

Lesesaal: 84 1/4 Wochenstunden
Montag bis Freitag 8–21.45 Uhr
Samstag und Sonntag 9–16.45 Uhr

SCHWEIZERISCHE NATIONALBIBLIOTHEK, BERN:

Ausleihe: 49 Wochenstunden
Montag bis Freitag 9–18 Uhr
Samstag 9–13 Uhr

Lesesaal: 52 Wochenstunden
Montag bis Freitag 9–18 Uhr
Samstag 9–16 Uhr

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK BASEL:

Ausleihe:
62 Wochenstunden

Lesesaal:
Normalbetrieb: 87 Wochenstunden
Prüfungszeit: 97 Wochenstunden
Juli/August: 72 Wochenstunden

UNIBIBLIOTHEK FREIBURG IM BREISGAU:

Ausleihe:
mit Infoservice: 40 Wochenstunden
Ausbau der elektronischen Ausleihe

Lesesaal:
mit Unicard: 168 Wochenstunden
ohne Unicard: 68 Wochenstunden

Die Angaben über die ETH beziehen sich aufs Infocenter und den darüberliegenden Lesesaal mit rund hundert Arbeitsplätzen. Die Basler Lösung überzeugt als Versuch, mit den Öffnungszeiten auf wechselnde Bedürfnisse zu reagieren. Zur konservativen Praxis der Nationalbibliothek ist zu ergänzen, dass sie einen mehrsprachigen Auskunftsservice für telefonische und schriftliche Anfragen betreibt. Mit Öffnungszeiten rund um die Uhr geht das Freiburger Modell extrem weit, doch gelten diese nur für eine einzige Nutzergruppe, die Studierenden. Dadurch relativiert sich der Anspruch, ein öffentlicher Raum zu sein.

Jahre lang wurde dies durchgezogen, 1936 aber revidiert. «Die Besucher, die unsern Lesesaal nur der Wärme wegen aufsuchten, wanderten grösstenteils in den benachbarten, 1932 eröffneten Lesesaal der Pestalozzi-Gesellschaft ab», so die Begründung. Die wissenschaftlich Arbeitenden, heisst es weiter, seien froh um die längere Öffnungszeit, «wenn sie dann aber spätestens um 20 Uhr zum Nachtessen weggegangen waren, kamen sie nicht mehr zurück».³⁰

Aus den unmittelbaren Nachkriegsjahren gibt es zu den Öffnungszeiten nur wenige und meist bloss indirekte Angaben. Im Wintersemester 1956/57 wurde auf Eingabe der Philosophischen Fakultät I und der Studentenschaft der Lesesaal nach der Mittagspause schon um dreizehn statt um vierzehn Uhr geöffnet und erst um einundzwanzig statt um neunzehn Uhr geschlossen. 1965 wurden im Rahmen einer Reihe benutzerfreundlicher Reformen auch die Öffnungszeiten verlängert, erstmals blieb der Lesesaal ohne Mittagspause von morgens um acht bis abends zwanzig Uhr zugänglich. Gerne hätte man, nach skandinavischem Vorbild, eine weitere Stunde drangehängt, doch «aus Gründen des Personalmangels» war dies nicht möglich.³¹ Diese Regelung blieb grosso modo konstant; einzig am Samstag und bei den Schalterstunden gab es noch kleine Verbesserungen. Und als vorläufig letzter nennenswerter Ausbau ist der Lesesaal seit September 2014 auch sonntags von neun bis siebzehn Uhr geöffnet; es war ursprünglich ein halbjähriges Experiment, finanziert von der Universität, und wurde dann verlängert.

Wo die Zentralbibliothek heute steht und in welche Richtung sich die Szenarien verändern, verdeutlichen die Vergleichsbeispiele im Kasten.

ABBAU DER PRIVILEGIEN

Von Anfang an profitierte die Professorenschaft von grosszügigen Ausleihvolumen und langen Ausleihfristen. Ein weiteres Privileg aus Stadtbibliothekszeiten, der erleichterte Zugang zu den Beständen, wurde 1917 der neu gegründeten Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek übertragen. Ihre Mitglieder verpflichteten sich, mit den Jahresbeiträgen spezielle Anschaffungen der Bibliothek zu finanzieren, und erhielten dafür das Recht auf selbständigen Zutritt zu den «gewöhnlichen Druckschriftenbeständen samt Zeitschriftenserien».³² Diese Spezialbehandlung blieb jahrzehntelang unangefochten. Als 1975 infolge massiver Diebstähle die wertvollen Bände eingeschlossen wurden, war es den «Freunden» zumindest in begründeten Einzelfällen erlaubt, die sogenannten Bestände hinter Gittern zu konsultieren. Höchstens fünfzehn Personen durften davon jeweils Gebrauch machen.

Weitere Lockerungen zugunsten der Allgemeinheit wollte selbst der reformfreundige Direktor Paul Scherrer vorerst nicht zulassen: «Freihandzutritt am richtigen Ort, im richtigen Fall und in der richtigen Dimension.»³³ Dass 1969 ein erster Versuch zustande kam, ist einer technischen Panne zu verdanken. Weil einer der Bücherlifte kaputt war, durfte man für wissenschaftliche Arbeiten die Zitate vor Ort überprüfen, was sich bewährte. So entstand im Magazin eine begrenzte Zahl behelfsmässiger Arbeitsplätze. Wer sehr rasch sehr viele Bücher und vor allem Zeitungen konsultieren musste, bekam im Lesesaal eine Wäscheklammer angeheftet und konnte damit, als sogenannter Chlupplirechercheur, im Magazin die zahlreich bestellten Bücher und vor allem Zeitungen durchsehen. Dies ersparte dem Personal weite Wege mit voll be-

ladenen Wagen und den Leuten im Lesesaal das Geraschel hastig durchgeblätterter Zeitungen. Heute gibt es für diese Arbeit im vierten Untergeschoss eine Art Lesesaal-filiale.

1984 erfolgte als weitere Liberalisierung der allgemeine Magazinzugang zu allen Büchern mit F-Signaturen, also einem Teil der Monografien, die nach 1950 erschienen sind. Es war dies das erste einer Reihe von Zugeständnissen, die in den folgenden Jahren sukzessive ausgebaut wurden. 1985 wurden sämtliche F-, G- und T-Bestände freigegeben, also rund 450 000 Bände, 1990 umfassten diese aktuellen und deshalb rasch wachsenden Bestände 750 000, um 1995 bereits 800 000 Bände.³⁴

Dies war faktisch ein Abbau des Privilegienwesens und führte vorerst zu einem Konflikt mit der Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek, zumal Direktor Hermann Köstler es explizit abgelehnt hatte, Restprivilegien zu bieten oder neu zu erfinden.³⁵

Inzwischen ist die Gesellschaft in ihrem Selbstverständnis vom Club der Privilegierten zu einem uneigennütigen Förderverein geworden.

Der Abbau von Privilegien entspricht einem Demokratisierungsprozess. Darauf ist man in der Zentralbibliothek stolz, wie Ludwig Kohler, der langjährige Abteilungsleiter der Benutzungsdienste, dies zum Ausdruck brachte: «In wissenschaftlichen Bibliotheken ist die Benutzung grundsätzlich kostenlos, zu zahlen sind lediglich Kosten für Kopien, Datenbankabfragen und aussergewöhnliche Aufwendungen.»³⁶

Das war 1996. Unterdessen können die Benutzenden die Datenbanken selbst abfragen.

«MORGEN, ZETTBEE, GLEICHE ZEIT»

Nicht nur der Blick in die Geschichte ist hilfreich, um das Ausmass der Dienstleistungen zu erfassen. Auch ein heutiger Vergleich mit andern Kulturbetrieben kann erhellend sein. Gerade weil öffentliche Räume verdrängt und Dienstleistungen immer häufiger verrechnet werden, müsste dies zu denken geben: Wo sonst als in Bibliotheken kann man ohne Konsumzwang die neuesten Ausgaben von Fachzeitschriften lesen? Sich unentgeltlich in Rechertechniken einführen lassen? Wo sitzen Senioren neben Sechzehnjährigen an den Terminals? Wer konnte von jeher so vielen intellektuell versierten Flüchtlingen die Möglichkeit bieten, mit ihrer Arbeit weiterzumachen?

Die Zentralbibliothek ist eine der wenigen etablierten Zürcher Kulturinstitutionen, die sich nicht speziell um junge Leute bemühen muss. Man sieht sie meist schon morgens vor acht Uhr in Schlangen vor dem Eingang stehen. Woher die unübersehbare Anziehungskraft der Bibliotheken rührt, suchen neuere deutsche Arbeiten zu ergründen. Für die Zentralbibliothek gibt es zwar Umfragen, aber noch keine so qualitativ umfassenden Sondierungen, wie Jonas Fansa sie in Berlin gemacht und in seinem Buch «Bibliotheksflirt» ausgewertet hat.

Man hört nur, dass es funktioniert: «Morgen, Zettbee, gleiche Zeit.»³⁷

ÖFFENTLICHKEITSARBEIT: AUSSTELLUNGEN, AUFTRITTE, ERSCHEINUNGSBILDER

Von Anfang an setzte die Zentralbibliothek auf ein modern anmutendes Konzept von Öffentlichkeitsarbeit. Dazu gehörten eigene Publikationen, gelegentliche Zusammenarbeit mit andern Institutionen und besonders die eigenen Ausstellungen in den beiden Sälen in der zweiten Etage. Wohl hatte Hermann Escher diese als Platzreserve im Hinblick auf die Expansion des Bibliotheksbetriebs bezeichnet – sie seien «auch aus diesem Grund möglichst geräumig anzulegen» –, doch das hiess nur, dass man die Ausstellungen dislozieren könnte, notfalls ausser Haus.³⁸ Ein Verzicht hingegen stand ausser Frage: «Sie sind unerlässlich, wenn die Bibliothek in weiteren Kreisen bekannt werden und auf Vermehrung sowohl ihrer Wirksamkeit wie der Zuwendungen ausgehen will.»³⁹ Demnach galten sie als wichtiges Marketinginstrument, ohne dass dafür spezielle Fachleute eingesetzt und die nötigen Hilfsmittel angeschafft wurden.

LEIHWEISE VITRINEN FÜR 1462 OBJEKTE

1919 erfolgten erste Aktivitäten. Es gab Jubiläen zweier Persönlichkeiten zu feiern, beide aus dem innersten Kreis der sogenannten Säulenheiligen. Dies waren der hundertste Geburtstag von Gottfried Keller und der 400. Jahrestag von Huldrych Zwinglis Berufung ans Zürcher Grossmünster, mithin der Beginn der hiesigen Reformation.

Beides waren überaus materialreiche Ausstellungen. Über Zwingli und seine Rolle im Protestantismus gab es 730 Objekte zu sehen. Es war Kleinformatisches hauptsächlich, chronologisch angeordnet, von vorreformatorischen Bibeln über Autografen aus dem frühen 16. Jahrhundert bis zur neueren Rezeption. Veranschaulicht war



Jedes Jahr am 2. Januar, dem Bächtelistag, werden in der Zentralbibliothek diverse Neujahrsblätter feilgeboten.
Foto von 1978.

dies anhand von Porträtmedaillen, Zeichnungen, Gemälden, Karikaturen sowie einer neuen Gedenkmünze, die von der Zentralbibliothek in einer Auflage von 800 Stück in Auftrag gegeben worden war. Zu Gottfried Keller waren 724 Objekte ausgestellt, darunter 62 seiner bildnerischen Arbeiten (die fast alle als Leihgaben in die Ausstellung kamen) sowie eine Installation von Kellers Arbeitszimmer, mit Teilen des Mobiliars, das vom Helmhaus in die Zentralbibliothek überführt worden war. Die meisten Objekte hingegen lagen, wie zuvor in der Zwingli-Ausstellung, in zahlreichen Glasvitrinen; es brauchte so viele, dass die Zentralbibliothek sie vom Zoologischen Institut, von der ETH, der Kunstgesellschaft und vom Kunstgewerbemuseum ausleihen musste. Für die kuratorische Arbeit waren zwei kleine Kommissionen eingesetzt worden, bestehend aus eigenen Bibliothekaren und externen Beratern, darunter Literaturprofessor Emil Ermatinger, Kantonsbaumeister Hermann Fietz und der Künstler Sigismund Righini.

Siebzehn Wochen dauerten die beiden Ausstellungen insgesamt. Sie waren auch sonntags geöffnet und schlossen beide mit einem Defizit ab. 3869.06 Franken waren es für Keller, für Zwingli wären es 8111.14 Franken gewesen, hätte die Schlussabrechnung nicht die unverkauften Medaillen als (künftige) Einnahmen verbucht; so blieb ein Fehlbetrag von 6744.14 Franken. Auch die Geschenke aus der Bevölkerung waren nicht so üppig, wie Bibliotheksdirektor Escher sich das vermutlich erhofft hatte. «Ein

Widmungsexemplar «Grüner Heinrich», ein Holzschnitt, Gipsabgüsse der Kisslingbüste und der Totenmaske» sind im Zusammenhang mit der Keller-Ausstellung als Zuwendungen aufgeführt; zu Zwingli gibt es keine Angaben.⁴⁰

Gemessen an der öffentlichen Aufmerksamkeit jedoch können die Ausstellungen nicht als Misserfolg abgetan werden. Trotz freien Eintritts an den Wochenenden war der Zulauf des zahlenden Publikums von Montag bis Freitag ebenfalls beachtlich, 1818 Personen für Zwingli und 3185 Personen für Keller, dies waren durchschnittlich 43 respektive 56 Eintritte pro Ausstellungstag. Auch die Kataloge wurden gut verkauft. Und unglaublich für heutige Verhältnisse mutet die mediale Aufmerksamkeit an. Allein in der «Neuen Zürcher Zeitung» sind fünf längere thematische Beiträge über die Zwingli-Ausstellung erschienen.

Vier Jahre später wurden beide Ausstellungen überarbeitet und – ohne die zahlreichen Leihgaben – im grösseren Saal im zweiten Stock fix eingerichtet und später Objekte zu Conrad Ferdinand Meyer und Heinrich Pestalozzi hinzugefügt. Wie häufig diese Dauerausstellung geöffnet war, lässt sich nicht herausfinden, vermutlich war sie meist nur auf Anmeldung hin zu besichtigen.

DAS ZÜRCHER MUSEUMSFIEBER

Mit dem Auszug der einstigen Stadtbibliothek aus Wasserkirche und Helmhaus wurde dort viel Platz frei und wollte neu genutzt sein. Ein lokalhistorisches Museum nach dem Muster, wie sie ab Mitte des 19. Jahrhunderts reihum in Schweizer Städten entstanden waren, kam jedoch nicht mehr in Frage, seit eine entsprechende Abmachung mit dem Landesmuseum getroffen worden war. Eine städtische Kommission diskutierte über ähnlich ausgerichtete Themen – kirchliche Altertümer beispielsweise – und favorisierte schliesslich ein Museum zur stadtzürcherischen Baugeschichte. Es sollte 1918 eröffnet werden, zum 25. Jahrestag der Stadtvereinigung, bestückt mit zahlreichen Leihgaben aus verschiedenen Institutionen. Auch die Zentralbibliothek wurde angesprochen mit der Bitte, Objekte aus dem einstigen Zwingli-Museum und dem Keller-Stübli beizusteuern. Das Begehren wurde von der Bibliothekskommission grundsätzlich gutgeheissen, mit dem Vorbehalt, dass man selber Ausstellungen mache und deshalb die Möglichkeit haben müsse, die Gegenstände jederzeit zurückzufordern. Weitere Anfragen gab es nicht, das Helmhaus wurde vorerst «teils zur Einlagerung von Dörrgemüse, teils zur Durchführung der Lebensmittelrationierung» benutzt; die kleine baugeschichtliche Sammlung blieb bis 1943 im Dachstock des Stadthauses.⁴¹

Sehr viel hartnäckiger war Hans Bodmer, ein bekanntermassen umtriebiger Mann. Mit neunzehn Jahren hatte er mit einem Freund 1882 den Lesezirkel Hottingen gegründet und diesen ab 1900 als vollamtlicher Geschäftsführer zu einem vielseitigen Unternehmen ausgebaut, mit eigenem Verlag, Zeitschriftenausleihdienst, profilierten

Lesungsprogrammen, dem Literarischen Klub für Autoren (ihre Kolleginnen blieben statutarisch ausgeschlossen) sowie kulturell-geselligen Anlässen wie den Kostümfesten in der Tonhalle oder originellen Inszenierungen zu runden Geburtstagen bekannter Dichter. So war Bodmer zu einer treibenden Kraft im Zürcher Kulturleben geworden – und weit darüber hinaus als Initiant der Schweizerischen Schillerstiftung und einem weiteren Projekt, seinem grössten bisher: Ein pompöses Vereinshaus des Lesezirkels mit integrierter Gedenkstätte für Gottfried Keller hätte es ursprünglich werden sollen, doch bald sprach Bodmer von einem schweizerischen Dichtermuseum, sowohl Archiv für literarische Nachlässe als auch populäre Ausstellungsstätte, ausgestattet zudem mit Bibliothek, Lesezimmer, Vortragssaal und einer Werkstatt für Buchkunst. 100 000 Franken bereits hatte Bodmer mit Benefizanlässen für sein Projekt gesammelt, als er am 25. Februar 1918 in einer gross angelegten Runde von Politikern und Intellektuellen das Vorhaben vorstellte. In der nachfolgenden Diskussion orientierte Stadtpräsident Hans Nägeli über den Stand der Museumsplanung in Helmhaus und Wasserkirche und begrüßte, wie seine Ratskollegen Arnold Bosshardt und Johann Adolf Streuli, die Pläne für ein Dichtermuseum: «Die Stadt Zürich muss gewiss darauf bedacht sein, alles zu fördern, was geeignet ist, ihr kulturelles und geistiges Leben zu heben.»⁴² Der Regierungsrat war ebenfalls gut vertreten mit Erziehungsdirektor Heinrich Mousson, Finanzdirektor Heinrich Ernst und Oskar Wettstein, dem Justiz- und Polizeidirektor. Sie begrüßten es in ihren Voten, dass das projektierte Dichtermuseum einer privaten Initiative zu verdanken sei. Die zahlreich anwesenden Professoren kamen ins Schwärmen. Sie verglichen das Zürcher Vorhaben mit der Maison de Victor Hugo in Paris, dem Cervantes-Museum in Barcelona, dem Goethe- und Schillerarchiv in Weimar, dem Grillparzer-Haus in Wien. Paul Seippel, der Präsident des Schweizerischen Schriftstellerverbands, erinnerte an das Rousseau-Museum in Genf. Es war schliesslich Rudolf Hunziker aus Winterthur, Gymnasiallehrer und Mitherausgeber der historisch-kritischen Gotthelf-Ausgabe, der den Enthusiasmus störte mit seiner Bemerkung, im Kanton Bern werde man kaum bereit sein, den Bitzius-Nachlass nach Zürich ziehen zu lassen.

Er sollte Recht bekommen. Nach kurzer Begeisterung überwogen die Zweifel an der Machbarkeit. In Basel wurde eine Zeitungskampagne gegen das Projekt lanciert, der Berner Otto von Greyerz zog sich «aus innerpolitischer Verantwortlichkeit» aus dem Unterstützungskomitee zurück, die Zürcher Behörden ignorierten die Bitte, finanziell behilflich zu sein.⁴³

MACHTKAMPF ZWISCHEN ESCHER UND BODMER

Am 14. März 1919 ersuchte Bodmer die Bibliothekskommission, man möge ihm Handschriften, Gemälde, Skizzen und die übrigen Lebenszeugnisse aus dem Keller-Nachlass zukommen lassen für eine Jubiläumsausstellung, die dereinst vom geplan-



Das rekonstruierte Arbeitszimmer von Gottfried Keller
am Zeltweg 27.

ten Gottfried-Keller-Haus übernommen werde. Die Antwort, verfasst von Direktor Escher, war zurückhaltend. Man sei bereit, einzelne Gegenstände abzugeben, soweit dies möglich sei, «ohne die wissenschaftliche Aufgabe der Zentralbibliothek zu schädigen».⁴⁴ Gemeint waren Dubletten und minderwertige Objekte.

In der Zwischenzeit hatte Hans Bodmer mit «Schweizer Dichter im Jahrhundert von Gottfried Keller» einmal mehr eine spannende Ausstellung zustande gebracht. «Sie gibt ein wirklich erfreuendes Versprechen, was ein Dichterhaus einmal, in grösserem Rahmen noch, dauernd darzubieten vermöchte», schrieb Rainer Maria Rilke.⁴⁵ Die Schau zog sich durch fünf Räume im Zunfthaus zur Meise und beschäftigte sich anhand von Handschriften, Porträts und Büchern mit Literatur aus allen Landesteilen. Das Material hatte Bodmer zum grossen Teil von Autorinnen und Autoren sowie deren Nachkommen bekommen, als Grundstock für das spätere Dichtermuseum. Eröffnet übrigens wurde seine Ausstellung am 19. Juli 1919, einen Tag früher als die Keller-Präsentation in der Zentralbibliothek.

Wegen der zahlreichen Rückzieher reduzierte Bodmer seine hochfliegenden Pläne nun auf eine Gedenkstätte für Gottfried Keller. 1923 gründete er eine Genossenschaft und kaufte das Haus zum Thaleck am Zeltweg 27, wo der Dichter seine letzten Lebensjahre verbracht hatte. Erklärtermassen gab er die Hoffnung nicht auf, das Unternehmen dereinst zu einem weiter gefassten Dichtermuseum ausbauen zu können, und bemühte sich erneut, Materialien aus dem Keller-Nachlass zu bekommen. Diesmal richtete er sein Gesuch an Mousson, den Präsidenten der Bibliothekskommission. Doch es nützte genauso wenig wie die Schreiben des städtischen Finanzvorstandes, der sich sehr für Bodmer einsetzte. An Hermann Escher kam niemand vorbei. 1905 war er vom Regierungsrat als Nachlassverwalter von Gottfried Keller eingesetzt worden und liess sich diese Aufgabe nicht streitig machen, auch nicht in der gemilderten

Version, zumindest ein paar Möbel an die Gedenkstätte abzugeben. Das Haus zum Thaleck sei nicht feuersicher, zudem dürfe kein Präzedenzfall geschaffen werden, lauteten die Hauptargumente. Vermutlich ist es kein Zufall, dass Escher gerade jetzt Zeit dafür fand, Dauerausstellungen im eigenen Haus einzurichten. Und ganz sicher wusste er, dass Bodmer niemals eingehen würde auf den Vorschlag, die Zentralbibliothek könnte ihm «allenfalls die Erlaubnis zur Nachbildung des in Frage stehenden Mobiliars durch einen Kunsthandwerker erteilen».⁴⁶

Für die harte Haltung sind auch persönliche Gründe auszumachen. Unübersehbar ist die charakterliche Unverträglichkeit der beiden, auch empfand Escher seine Ausstellungstätigkeit als «reizvolle Nebenbeschäftigung», und bestimmt spielte ebenfalls eine Rolle, dass Bodmer sich in seinem allerersten Gesuch die Bemerkung erlaubt hatte, die Zentralbibliothek sei «als wissenschaftliche Institution nicht im Stande, den Grad der Volkstümlichkeit eines Museums zu erreichen».⁴⁷

Das Haus am Thaleck wurde vorerst teils vermietet, teils vom Lesezirkel belegt. Erst im Herbst 1932, kurz nach Eschers Pensionierung, konnte Kellers Arbeitszimmer mit Leihgaben aus der Zentralbibliothek als Museum rekonstruiert werden. Als Gegengabe überliess Bodmer der Bibliothek für 7000 Franken drei Keller-Handschriften (Frühlyrik und «Martin Salander» in zwei Fassungen), die der Lesezirkel für 15 000 Franken erworben hatte. Es ist dies auch als Zeichen zu werten, dass Bodmer die Arbeitsteilung zwischen seiner Genossenschaft und der Zentralbibliothek akzeptierte.

Seit 1985 befinden sich die ausgeliehenen Stücke, mit weiterem Mobiliar aus dem Nachlass, im Gottfried-Keller-Zentrum in Glattfelden, der Heimatgemeinde des Dichters.⁴⁸

Auch für die Museumsstücke aus dem Nachlass von C. F. Meyer ergab sich eine dauerhafte Lösung. Als die Gemeinde Kilchberg 1943 das einstige Wohnhaus des Dichters dank «einem namhaften Beitrag» des Kantons kaufen konnte, beteiligte sich die Zentralbibliothek mit einer einmaligen Zuwendung von 20 000 Franken sowie Möbeln, Requisiten und Büchern aus dem Meyer-Nachlass am Projekt.⁴⁹ Im Parterre wurden das Dichterzimmer und ein Ortsmuseum eingerichtet, die oberen Stockwerke vermietet, seit 2008 wird das ganze Haus als Museum genutzt und wie das Gottfried-Keller-Zentrum von einer Stiftung betrieben.

1998 fanden auch die Objekte aus dem einstigen Zwingli-Museum eine neue Bleibe, sie sind in der Helferei beim Grossmünster zu besichtigen.

AUSSTELLUNGSSAAL ALS ABSTELLKAMMER?

Was während der Ära Escher im kleineren Ausstellungssaal zu sehen war, lässt sich an den Fingern abzählen: Bilder zur Seegfrörni etwa, Ansichten von Alt-Zürich, Zürcher Buchdruck bis 1800. Etwas grösser war die Geburtstagsausstellung für C. F. Meyer. Escher war sich des Mankos bewusst: «Man bedauert, keine Mittel mehr



(T)hier ist gesehen. Einblattdruck aus der Sammlung Wick, entstanden um 1570.

für Ausstellungen zu haben, die eine gute Werbung für die Bibliothek darstellen.»⁵⁰ Zeitweise spielte man mit dem Gedanken, den Saal an Externe zu vermieten.

In den Direktionsjahren von Felix Burckhardt und Ludwig Forrer, zwischen 1932 und 1962 also, gab es rund fünfzig Wechselausstellungen mit weit gefasstem Spektrum, von «Zürich unter der Zunftverfassung» über «Amerikanische Kunstbücher» bis zu «Schweizer Heilbäder» und «Die Bibel in 300 Sprachen». Gelegentlich wurden bloss Neuerscheinungen oder Bücher aus bestimmten Ländern in Vitrinen arrangiert, in der Regel aber betrieb man einen grösseren Aufwand. Häufig waren Kostproben aus unlängst erschlossenen Beständen ausgestellt, speziell aus dem grafischen Bereich: Politische Flugblätter aus dem 16. Jahrhundert etwa, Heraldik seit 1250 oder Gebirgsdarstellungen im Wandel der Zeit. Mal gab es Hommagen an Koryphäen wie Conrad Gessner, Johann Jakob Scheuchzer, Johann Caspar Lavater, manchmal wurden grossartige Lebenswerke von Zürchern vorgestellt, so von Chorherr Johann Jakob Wick (1522–1588) oder von Kupferstecher Johann Jakob Aschmann (1747–1809).

«Fliegende Teller» und «Hundert Jahre Eisenbahn» behandelten populäre Themen, Ersteres in Zusammenarbeit mit dem Berner PTT-Museum. Es gab immer wieder Kooperationen, der Zwingliverein stellte die Entwürfe für sein Bullinger-Denkmal vor, der Chemiekonzern Ciba war zu Gast mit «Schweizer Ärzte als Forscher, Entdecker und Erfinder» und fand mit einem Publikum von 3500 Personen reichliche Beachtung. Weitere Partner waren das Kunstgewerbemuseum, die ETH, das Helmhaus, die Landesausstellung von 1939, die Universitätsbibliotheken Basel und Genf, die Graffig 57 in Lausanne, eine italienische Kulturorganisation sowie das Komitee der Bach-Feier in Göttingen.

Wie lange die einzelnen Veranstaltungen dauerten und wie gut sie besucht wurden, lässt sich nur in Einzelfällen nachweisen. Allzu stark indes sollte man sich die öffentliche Ausstrahlung nicht vorstellen. Die beiden Säle waren, wie 1965 im Protokoll der Bibliothekskommission vermerkt ist, meist nur zwei Monate pro Jahr zugänglich; der kleinere wurde laut einem langjährigen Bibliotheksmitarbeiter «für Temporärausstellungen und als Abstellkammer genutzt».⁵¹

ÜBERRASCHUNGSEFFEKT UND KONTROVERSEN

Als 1963 der energische Paul Scherrer die Direktion übernahm, gab es auch im Ausstellungswesen einige Änderungen. Priorität hatten innerbetriebliche Verbesserungen, besonders für die Spezialsammlungen. Die Handschriftenabteilung brauchte eigene Räume und wurde, nach einigen Rochaden, in den Ausstellungssälen installiert. Kleinere Wechselausstellungen wurden ins Treppenhaus und Vestibül verlegt – und damit sehr viel näher ans Publikum herangetragen; für grössere Anlässe fanden sich, wie einst Hermann Escher vorgeschlagen hatte, entlegenere Räumlichkeiten. Dies waren das Haus zum Rechberg, das kantonseigene barocke Palais am Hirschengraben 20, sowie das Erdgeschoss im Predigerchor (wo früher das Sozialarchiv logiert hatte). Mit einem Millionenkredit wurde hier ein Ausstellungsraum eingerichtet und 1971 mit einer Scheuchzer-Hommage eröffnet. Nebst Wechselausstellungen blieb genug Platz, um für ein paar Jahre die traditionelle Schau der Säulenheiligen zu reanimieren, als «Ehrenhalle des Zürcher Geisteslebens».⁵²

Zwar gehörten für Scherrer zur Öffentlichkeitsarbeit vor allem die Führungen und Vorträge sowie Beziehungspflege und die Bereitschaft, Reklamationen und Anregungen aus der Benutzerschaft persönlich zu beantworten, doch auch die Ausstellungen hatten für ihn einen hohen Stellenwert: Public Relations bedeute, sich beim Parlament und in der Öffentlichkeit mit den Bibliotheksschätzen in Erinnerung zu rufen.⁵³ In diesem Sinn führte er zwei neue Funktionen ein, den Überraschungseffekt und die kulturpolitische Kontroverse. Beides betrieb er mit beispiellosem Einsatz. Fast Tag und Nacht widmete er sich im Sommer 1970 einem scheinbaren Nebenthema, suchte aus den eigenen Beständen 680 Kinder- und Jugendbücher heraus, grupperte sie

in 52 Vitrinen und arrangierte damit einen anschaulichen Lehrpfad, vom Vestibül über das Treppenhaus bis in den zweiten Stock hinauf. Damit war ihm ein Profilierungscoup gelungen, berichteten einstimmig «Walliser Bote» und «Davoser Zeitung», und wer den reihum abgedruckten Presstext genau liest, findet Spitzen gegen Franz Caspar und seine junge Unternehmung. Der Lektor und Jugendbuchautor Caspar, ein promovierter Ethnologe, hatte 1967 die Johanna-Spyri-Stiftung gegründet, diese samt Archiv und einer winzigen Ausstellung am Predigerplatz 18 installiert, in unmittelbarer Nähe der Zentralbibliothek. Auch hatte er dem Kleinbetrieb eine Dokumentationsstelle angeschlossen, das Jugendbuch-Institut, mit Arbeitsgruppen zu neuartigen Themen wie Dritte Welt in der Kinderliteratur.

In Scherrers Presstext wurde betont, dass die Zentralbibliothek eines der ältesten Kinderbücher besitze, «Kinderzucht» von Eustach Froschouwer von 1545, und dass die Vorgängerbibliothek ab 1645 Neujahrsblätter für die Jugend herausgegeben habe; dass man mittlerweile 250 Spyri-Ausgaben besitze, darunter Exemplare, «welche die Dichterin der Stadtbibliothek schenkte, um sie zum Sachwalter über ihr Werk zu machen»; auch seien in der Handschriftenabteilung über siebzig Briefe von Johanna Spyri aufbewahrt.⁵⁴ Offensichtlich versuchte Scherrer, dem benachbarten Kleinunternehmen den Rang streitig zu machen, just zum Zeitpunkt, als der Kantonsrat über Fördergelder für die Johanna-Spyri-Stiftung abzustimmen hatte. Nicht dass Scherrer grundsätzlich gegen die Stiftung war, doch hätte er es lieber gesehen, wenn Caspar, statt öffentlich für Finanzmittel zu weibeln, sich einer etablierten Institution angeschlossen hätte; in diesem Sinne äusserte er sich auch als beigezogener Experte der kantonalen Staatsrechnungsprüfungskommission: «Wir Bibliotheksleiter kennen dieses marktschreierische Gehabe nicht – unsere Aufgabe ist die fleissige, minuziöse Kleinarbeit in aller Stille; die lautlose Forschertätigkeit, die zweckdienliche Registrierung, die übersichtliche Dokumentation», liess Scherrer sich im Artikel «Kalter Krieg um Subvention» einer Gratiszeitung zitieren.⁵⁵

Die Förderbeiträge wurden von Kantonsrat nach einer ausführlichen Eintrittsdebatte zurückgestellt.⁵⁶ Längerfristig aber konnte sich die junge Institution durchsetzen. Bald bezog sie Räumlichkeiten im Seefeld, und spätestens als 1980 mit Hans Baer ein Zentralbibliotheksdirektor in den Vorstand der Spyri-Stiftung gewählt wurde, begann sich eine beidseits gedeihliche Zusammenarbeit zu entwickeln. Seit 2011 befinden sich «rund tausend wertvolle Dokumente» aus dem Spyri-Nachlass als Depositum in der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek, damit ging für das Schweizerische Institut für Kinder- und Jugendmedien, wie es mittlerweile heisst, «ein langgehegter Wunsch in Erfüllung».⁵⁷



Die Eule des Grafikers Celestino Piatti wurde auch im Abstimmungskampf für den Erweiterungsbau eingesetzt.

MEDIENPRÄSENZ, BENUTZERKONTAKTE, ABSTIMMUNGSPROPAGANDA

Während Direktor Scherrer die Öffentlichkeitsarbeit zur Chefsache erklärt hatte, schuf sein Nachfolger Hans Baer eine Informationsstelle und besetzte sie mit Rainer Diederichs aus der gleichnamigen Verlegerfamilie, einem hoch motivierten jungen Mann, der sich in den nächsten 35 Jahren sehr stark für die Ausstrahlung der Zentralbibliothek einsetzte, mit intensiven Kontakten zu Presse, Radio und Fernsehen, wie er im Jahresbericht 1972 festhielt. An jedem Werktag, so hatte er sich von Anfang an vorgenommen, sollte in mindestens einem Medium über die Zentralbibliothek berichtet werden. Ein Ziel, das er laut den gesammelten Belegen nicht nur einhalten,

sondern noch übertreffen konnte. Mit Ausstellungen allein war dies nicht zu erreichen. So verfasste Diederichs fortwährend Meldungen über spezielle Erwerbungen und Geschenke und war ungemein fantasievoll in der Lancierung von Events: die Lunchkonzerte im Predigerchor etwa, ein Adventskalender oder die Einführungen zu Produktionen des Opernhauses. Von den zahlreichen Aktivitäten zeugen Dutzende von Archivschachteln mit Veranstaltungsunterlagen und minutiös geführten Statistiken über die Präsenz der Zentralbibliothek in den Medien. Heute mag solche Akribie seltsam wirken, damals jedoch gab es ein ganz klares Ziel: Es galt, mit Ausstellungen, Pressearbeit und mit Führungen für verschiedenste Gruppen und Vereine den Boden für das Neubauprojekt der Bibliothek zu bereiten, wie Vizedirektor Roland Mathys am internationalen LIBER-Seminar in Heidelberg berichtete: «Die Verbindung mit dem Benutzer muss in aller Form gesucht werden.»⁵⁸

Mit den Ausstellungen knüpfte Diederichs bei den Vorgängern an, doch richtete er den Fokus inhaltlich entschiedener auf den Überraschungseffekt: Spanischer Bürgerkrieg, Aids, Esoterik, Zürcher Stadttheater – dies sind vier höchst unterschiedliche Themen aus den Jahren 1985 bis 1988.⁵⁹ Als eine clevere Erfindung kann die Reihe «Zürcher Verlage» gelten, das waren informative Ausstellungen mit dem Nebeneffekt, dass die Bibliothek von den porträtierten Unternehmen mit Belegexemplaren der gesamten Produktion beschenkt wurde und sich so ein Verlagsarchiv mit Turicensia anlegen konnte.

Als einmalig im wörtlichen Sinn ist die Propagandaschau von 1986 zu bezeichnen. Vor der Volksabstimmung über ihren Erweiterungsbau tourte die Zentralbibliothek mit einer Wanderausstellung in eigener Sache durch sämtliche Zürcher Bezirke. Dabei wurde Diederichs von den Gemeindebibliotheken unterstützt, was er rückblickend als Ergebnis der guten jahrelangen Zusammenarbeit wertet.⁶⁰ Aus dieser Zeit stammt auch die Eule von Celestino Piatti, die während rund zwanzig Jahren als Signet auf Buchzeichen und Tragtaschen benutzt wurde, zusammen mit dem Spruch: «Zürich hat viele gute Seiten. Die meisten davon in der Zentralbibliothek.»

PROFESSIONALISIERTES ERSCHEINUNGSBILD

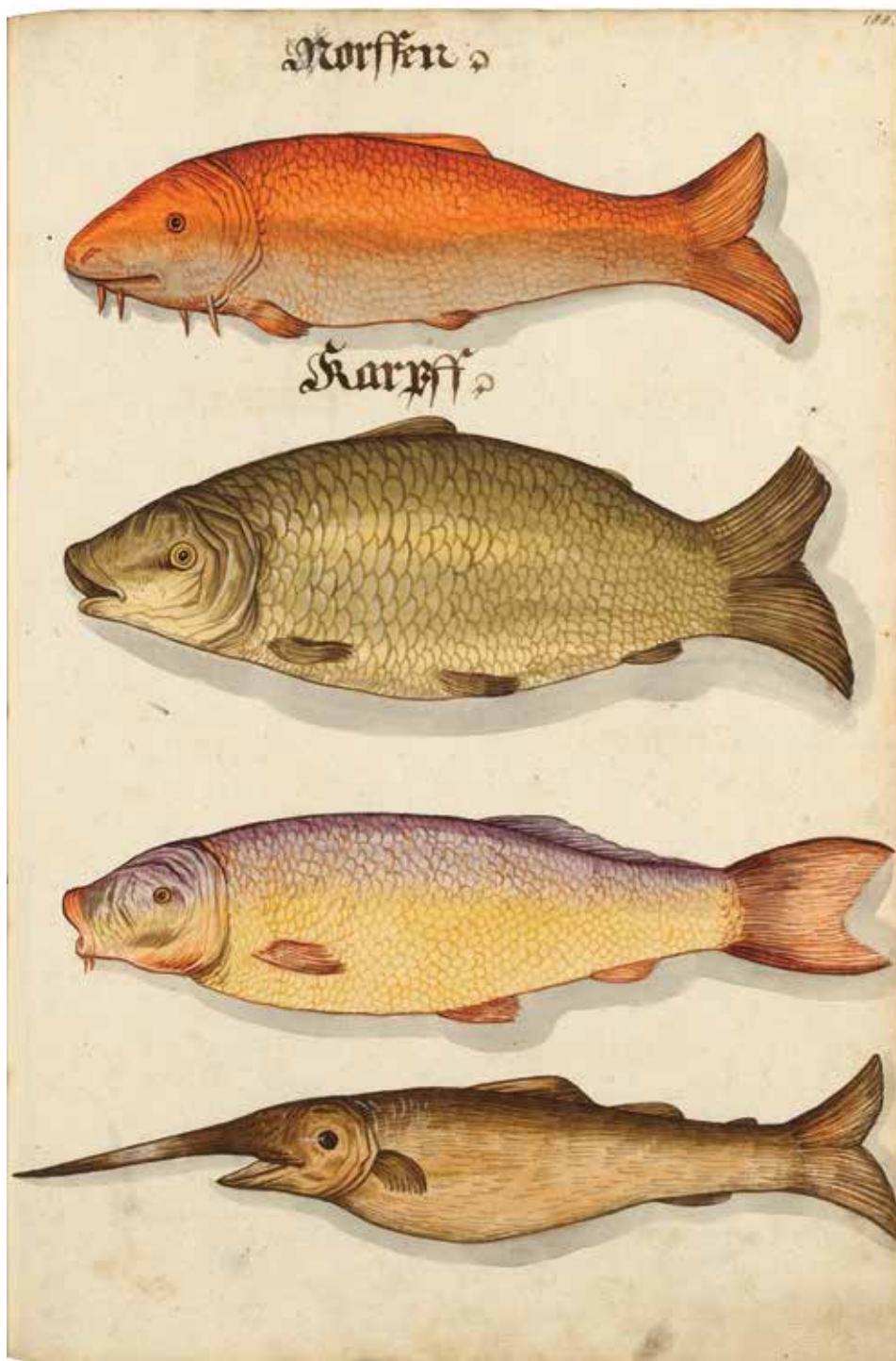
Nach der Pensionierung von Rainer Diederichs und einem mehrjährigen Interregnum übernahm 2010 Natascha Branscheidt die Leitung der Öffentlichkeitsarbeit. Nebst den angestammten Pflichten machte sie es sich zur Aufgabe, den optischen Auftritt der Zentralbibliothek zu modernisieren. Dies erwies sich als umfangreiche Arbeit, denn es fehlte nicht nur ein eigentliches Logo, es gab auf den zahlreichen Betriebsmaterialien auch keine einheitliche Beschriftung. Am meisten verwendet wurde ein flacher Balken, schwarzweiss, eher klein, und so verschwand der Schriftzug trotz der Versalien neben den Logos anderer Kulturinstitute. Zusammen mit der Agentur Keim Identity wurde deshalb ein neuer Auftritt entwickelt und zum Corporate Design ausgebaut, einsetzbar in allen Bereichen, vom Jahresbericht über die Website bis zu den Medienmitteilungen, Mahnungen und Bestellformularen.

Parallel dazu wurde erstmals ein Leitsystem erarbeitet, eine Art optischer Wegweiser durch den gesamten Gebäudekomplex, inklusive Hinweise auf die hauptsächlichen Hausregeln. Diese professionelle Beschilderung ersetzt das Selbstgebastelte, wie es sich im Lauf der Jahrzehnte herausgebildet hat, sagt Branscheidt und sieht noch immer Nachholbedarf. Am liebsten wäre ihr, wenn die Zentralbibliothek an allen Aussenfassaden angeschrieben wäre, um so als öffentliches Gebäude wahrgenommen zu werden.

Als nächstes grösseres Projekt soll die Website überarbeitet werden. Und besonders am Herzen liegt Natascha Branscheidt, «die Eigenbestände der Bibliothek vermehrt nach aussen zu tragen». An Ideen dazu fehlt es ihr nicht. So könnte sie sich vorstellen, die Homepage mit wechselnden Abbildungen aus den hausinternen Schätzen zu unterlegen. Und zusammen mit Peter Moerkerk, dem Chef des Digitalisierungszentrums, hat sie damit begonnen, eine kleine Postkartenedition mit Sujets aus den Beständen der Spezialsammlungen herauszugeben. Die Karten dienen als Geschenke und sind sehr beliebt.

ELEGANZ UND EIN BISSCHEN GLAMOUR

Ausstellungen wird es weiterhin geben. Das Themenspektrum bleibt sehr weit, multimediale Elemente gewinnen an Bedeutung. Der Ausstellungsraum im Predigerchor, auch Schatzkammer genannt, hat mit der neuen Gestaltung etwas Glamour bekommen. Im umgebauten Lesesaal gibt es im Themenraum Turicensia einen weiteren Ausstellungsbereich, wo zweimal jährlich Zürcher Themen fokussiert werden, und die Turicensia Lounge. In der Präsenzbibliothek mit Büchern, Zeitungen und Zeitschriften ist viel Wissenswertes über Stadt und Kanton Zürich zu finden. Ein grosser Monitor und ein Touchscreen ergänzen diesen Ausstellungs- und Lounge-Bereich.



Seite aus der Sammlung «Aquarelle von Säugetieren, Vögeln, Insekten und Pflanzen» eines unbekannten süddeutschen Künstlers aus dem 17. Jahrhundert.

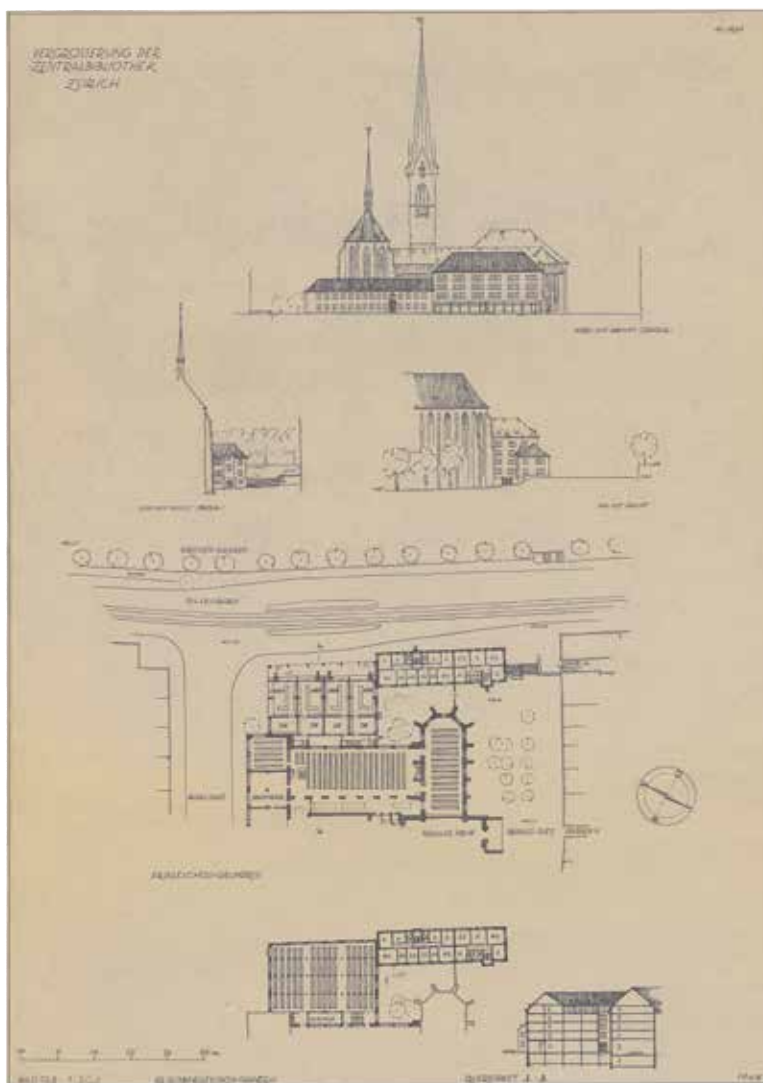
DER ERWEITERUNGSBAU: EIN LANGER WEG ZUM MULTIFUNKTIONALEN LESESAAL

Im November 1946 kamen in der Bibliothekskommission erstmals die schwindenden Platzreserven zur Sprache. Gerade noch acht Jahre würden sie ausreichen, informierte Direktor Felix Burckhardt. In diesem Zusammenhang dürfte die Planskizze entstanden sein, die Architekt Hans Reimann für das kantonale Hochbauamt anfertigte. Er ging von den historischen Vorgaben aus, setzte an die Stelle der Häuserzeile an der Chorgasse einen relativ niedrigen Neubau. Taktvoll angesichts der überragenden Bedeutung des Predigerchors, so wird seine Arbeit nachträglich bezeichnet.⁶¹ Als Ensemble erinnern die Bauten an eine Klosteranlage, die Abkürzungen für die Details sind nirgends erklärt.

GEDROSSELTES TEMPO, PFLÄSTERLIPOLITIK

In der Kommission wurde die Zeichnung nicht diskutiert. Man suchte die drohende Raumnot pragmatisch anzugehen. Mit zusätzlichen Regalen wurden tausend Laufmeter gewonnen und im folgenden Jahr erneut Patentgestelle der Firma Morf angeschafft, dadurch sollte, wie die Bibliothekskommission am 24. April 1951 protokollierte, der Platz für weitere fünfzehn Jahre genügen.

Dies allerdings stellte sich bald als Wunschdenken heraus. Deshalb wurde eine alte Idee aktualisiert und den Mietern nahegelegt, aus dem Predigerchor auszuziehen, damit die frei gewordenen Räume der Zentralbibliothek zukommen könnten. Das Sozialarchiv befolgte den Appell und installierte sich 1956 am Neumarkt 4. Der Mietvertrag mit dem Staatsarchiv wurde im Herbst 1960 gekündigt – was sich jedoch als folgenlos herausstellte, weil kein neuer Standort in Aussicht stand. Dies veran-



Planskizze von 1948 für einen Erweiterungsbau.

lasste Walter König, den Bibliothekskommissionspräsidenten, zur saloppen Formulierung, der Kanton müsse sich «nun ernsthaft auf die Socken machen, um Ersatz zu schaffen».⁶² So rügte er seine Regierungsratskollegen – und damit auch sich selbst.

Mit einem kantonalen Effort jedoch konnte nicht so schnell gerechnet werden, zumal die Miete für das Staatsarchiv seit 1919 bei jährlich 15 000 Franken stehen geblieben war, obwohl «nach marktüblichen Ansätzen gegen 100 000 Franken» hätten verrechnet werden müssen.⁶³ Als Direktor Forrer den Auftrag erhielt, die Raumbedürfnisse der Bibliothek beim Stadt- und beim Regierungsrat zu deponieren, war ausdrücklich eine Planung auf weite Sicht erwünscht; zwei Jahre später noch bezeichnete Regierungsrat König das Thema als nicht akut.⁶⁴

Jahre des Aufbruchs:

Das Vorprojekt von Bruno Giacometti und Oskar Stock

Aus heutiger Sicht ist das Vorprojekt von Giacometti und Stock aufschlussreich, weil es Prämissen der frühen 1970er Jahre aufzeigt. Ausgegangen wurde von einem schrittweisen Ausbau, aufgeteilt auf die Jahre 1985, 2000 und 2015. Die erste Etappe wollten die Architekten auf Kosten der Häuser an der Chorgasse durchziehen; der benötigte Raum für die beiden folgenden Ausbauetappen, hielten sie fest, «müsste mit einem Ausgreifen über die Mühlegasse hinweg und mit der vorsorglichen Erwerbung der Grundstücke im Geviert Mühlegasse – Zähringerstrasse – Häringerstrasse – Seilergraben beschafft werden».

Das Projekt bezog sich auf die damals aktuelle Verkehrsplanung, die eine S-Bahn-Haltestelle am Seilergraben vorsah. Der neue Haupteingang zur Bibliothek war auf diesen Bahnhof ausgerichtet. Die Publikumsbedürfnisse waren grosszügig bemessen: 1100 Arbeitsplätze sollten geschaffen und die Grundfläche der Lesesäle von 460 auf 3235 Quadratmeter erhöht werden. Diese wären, nach damaligen Standards, auf fünf abgeschlossene Räume verteilt worden; geplant waren auch mehrere Konferenzzimmer sowie Einzel- und Gruppenarbeitsräume.

ZBZA, Z JA 1518, Giacometti/Stock, 1971; Stadtarchiv Zürich, V.L.73.11, BK, 26. Februar 1971, Beilage 5.

Wie einst in den Gründungsjahren übernahm der Stadtrat den aktiven Part und beschloss in der Sitzung vom 6. April 1962, die Raumbedürfnisse der Zentralbibliothek abzuklären und eine Vorstudie für einen Erweiterungsbau erstellen zu lassen. Beauftragt wurden die Architekten Bruno Giacometti (aus der berühmten Bergeller Künstlerfamilie) und Oskar Stock. Mangels verbindlicher Vorgaben lieferten die beiden vorerst eine Bestandsaufnahme mit einem sehr rudimentären Erweiterungsvorschlag für Büchermagazine ab.⁶⁵

1971 erst waren die Voraussetzungen so weit gediehen, dass das bestellte Raumprogramm inklusive Vorprojekt für den Erweiterungsbau erstellt werden konnte. Der Platzbedarf wurde von den beiden Architekten auf rund 21 500 Quadratmeter berechnet, diese Zahl von der Kommission mehrmals korrigiert und – 1973! – Bibliotheksdirektor Gerhard Liebers aus Münster um eine Überprüfung gebeten; er kam auf zusätzliche 2700 Quadratmeter.

In der Zwischenzeit waren die Platzverhältnisse so prekär, dass wiederum Überbrückungsmassnahmen gefunden werden mussten: Entlastung und Effizienzsteigerung. Einerseits wurden ungeliebte Deposita ausgeschieden, die Bibliothek des Schweizerischen Stenographenvereins etwa ging an die Aargauer Kantonsbibliothek,

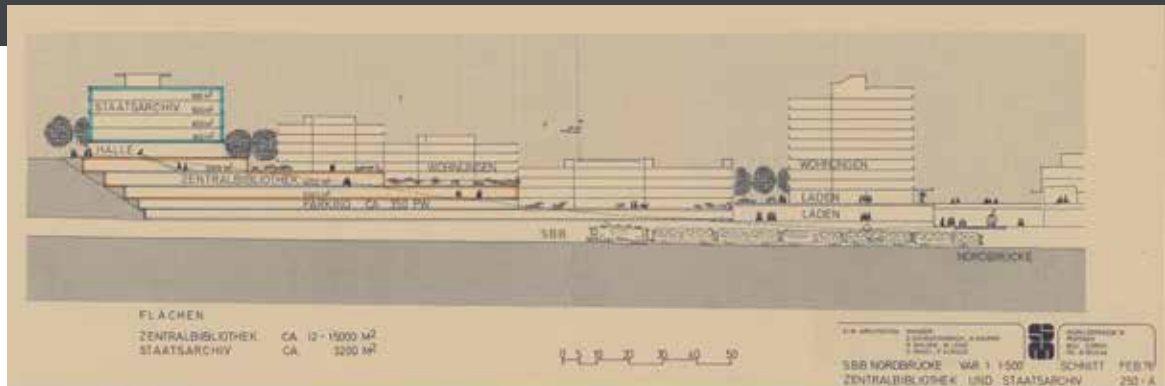
die Sammlung des British Council an dessen neue Filiale am Pfauen, die Zentrale für Wirtschaftsdokumentation ans Handelswissenschaftliche Seminar an der Apollostrasse. Andererseits behalf man sich damit, zahlreiche Nischen mit Büchergestellen zu füllen, womit laut einer rührend detaillierten Auflistung 1700 Laufmeter gewonnen werden konnten.⁶⁶ 1970 wurde erstmals eine Kompaktusanlage angeschafft, dadurch konnte das Fassungsvermögen auf dem untersten Magazinboden um neunzig Prozent gesteigert werden, «nun sind die Reserven aber bald endgültig erschöpft».⁶⁷

AUSLÄNDISCHE VORBILDER

Längst hatte man bibliotheksintern begonnen, sich mit dem Erweiterungsbau zu beschäftigen. Eine Reihe von Kollegen wurde zu öffentlichen Vorträgen eingeladen. So berichtete Victor Burrs aus Bonn über die neuen unterirdischen Magazine und dass diese in den Lokalzeitungen giftige Kommentare hervorgerufen hatten.⁶⁸ Aus Österreich kam Josef Stummvoll, der pensionierte Generaldirektor der Nationalbibliothek, er hatte einige Zeit in den USA verbracht und die Vor- und Nachteile der Automatisierung kennengelernt. Ebenfalls aus Wien holte man 1969 die Ausstellung «Moderne Bibliotheksbauten», mit dem Ziel, dem Publikum «die um einen Erweiterungsbau der Zentralbibliothek kreisenden Fragen bewusst zu machen».⁶⁹

Mit dem Baudossier wurde Vizedirektor Roland Mathys betraut und im Mai 1978 auf eine Studienreise geschickt, wie einst Hermann Escher, doch suchte er die Vorbilder nicht mehr vorwiegend in Deutschland, sondern im dänischen Farum und in Kopenhagen. Ausführlich listete er die Eckwerte dreier Neubauten auf und notierte bemerkenswerterweise auch Atmosphärisches: die Lichtführung, das Zusammenspiel der Farben oder Details aus dem sozialen Bereich wie «Wickeltische, Toiletten für Invalide, «Einkaufswagen» mit Kindersitz».⁷⁰

Mathys legte eine Sammlung von Prospekten und Zeitungsartikeln über innovative Bibliotheksbauten an. Mit der sechsgeschossigen Centrale Bibliotheek von Rotterdam, heisst es da, sei eine «benutzerinteressierte Durchschaubarkeit» und damit erstmals in Mitteleuropa eine Bibliothek im angloamerikanischen Massstab realisiert worden.⁷¹ Ausführlich dokumentiert sind die offenen lichten Räume der Nottingham University Library von Harry Faulkner-Brown, dem Stararchitekten im Bibliotheksbau. Seine «Ten Commandments» wurden 1973 erstmals veröffentlicht und 1997 praktisch unverändert von der Unesco übernommen. Durchgesetzt hat sich vor allem das erstgenannte und augenfälligste seiner zehn Gebote, die flexible Bauweise mit grossflächigen, multifunktionalen Räumen (Open Plan). 1996 hat Andrew McDonald den Anforderungskatalog von Faulkner-Brown überarbeitet und damit einen Paradigmawechsel eingeläutet.⁷² Seither dominieren nicht mehr die Architekten den Diskurs, sondern Bibliotheksvertreter mit fachwissenschaftlichem und praxiserprobtem Hintergrund. Dies gilt für die minuziösen Themenaufstellungen im Handbuch «Bibliotheken bauen und ausstatten»



Pläne von 1976 für einen Bücherspeicher an der Nordbrücke.

Zentralbibliothek an der Nordbrücke in Wipkingen

Im Architekturdossier finden sich fünf Varianten eines gemeinsamen Bauprojekts von Zentralbibliothek und Staatsarchiv (kombiniert mit Läden, Wohnungen und einer Parkgarage für 350 Autos) an der Nordbrücke in Zürich-Wipkingen. Datiert sind die Zeichnungen mit 1976, als Autoren zeichnen E. Schwarzenbach, A. Maurer und Partner.

Um eine Dislozierungsabsicht kann es sich nicht handeln. Dazu sind die Volumen zu klein: 3200 Quadratmeter für das Staatsarchiv, rund 12 000 Quadratmeter für die Zentralbibliothek. Auch eine Publikumsfiliale ist eher auszuschliessen, weil die Bibliotheksräume in drei unterirdischen Geschossen geplant waren. Vermutlich handelt es sich um einen grossen Speicher. Interessant jedenfalls ist eine Notiz aus dem Bauamt II. Sie bezieht sich auf den Projektwettbewerb für die Erweiterung der Zentralbibliothek in der Zürcher Altstadt. Im Abschnitt über Auftrag und Ziel heisst es, dass auswärtiger Speicherraum nötig sein werde, man beabsichtige «eine von allen grossen zürcherischen Bibliotheken gemeinsam betriebene Depotbibliothek für wenig gebrauchte Altbestände an einen kostengünstigen Standort auszulagern».

ZBZA, Z JA 1518, Projekt Nordbrücke, 1976, sowie Stadtarchiv Zürich, V.L.73.11, Bauamt II der Stadt Zürich, 20. April 1976.

ebenso wie für die Reflexionen von Olaf Eigenbrodt. Solche Arbeiten kritisieren den Flexibilitätsbegriff von Faulkner-Brown als rein funktional, sie fokussieren auf soziale Komponenten, die Bedürfnisse der Benutzerinnen und Benutzer.⁷³ Dies sollte sich, wie noch zu zeigen sein wird, auch auf die Zentralbibliothek auswirken.

EINE REIHE KLEINER HINDERNISSE

Mitte der 1970er Jahre hatten die politischen Behörden das Raumprogramm bei 23 000 Quadratmetern genehmigt. Es war höchste Zeit. Ein paar Mitarbeiterbüros mussten in eine Baracke an der Chorgasse verlegt werden, an der Feilengasse 5 im Seefeld wurde ein erstes Aussenlager für rund 60 000 Bände gemietet. Erst als 1984 das Staatsarchiv auf das Irchel-Areal zog, gab es wieder etwas Luft.

Inzwischen waren die Vorgaben für den Erweiterungsbau formuliert. Das repräsentative Eckhaus musste stehenbleiben, alle übrigen Gebäudeteile von 1917 sowie die Häuserzeile an der Chorgasse konnten abgerissen und die gewonnene Fläche für das Projekt genutzt werden. An Kirche und Chor sollte es keine Anbauten mehr geben und noch stärker als bisher eine räumliche Trennung von Magazinen, Publikums- und Verwaltungstrakt angestrebt werden.

1977 wurden vierzehn Architekturbüros aus Zürich und Winterthur zum Projektwettbewerb eingeladen. Bruno Giacometti war nicht unter ihnen, er sass in der Jury. Drei der eingereichten Vorschläge kamen in die nächste Runde und aus diesen wurde 1979 der Vorschlag der Brüder Alex W. und Heinz P. Eggimann ausgewählt. An ihrer Arbeit überzeugte, wie sie die Funktionsbereiche übers Areal verteilen und dabei einen deutlichen Akzent setzen wollten. Die Magazine in fünf unterirdischen Geschossen, also gleichsam unsichtbar, das Verwaltungsgebäude diskret im Hintergrund am Seilergraben und der ganze übrige Raum als Publikumstrakt auf fünf Etagen; dieser erstreckt sich von der hofseitigen Cafeteria und den Vortragssälen im Tiefparterre bis zum durchlässig konzipierten Neubau, mit seinem Katalogsaal im Parterre, den Zeitschriftengalerien im dritten Stock und mitten drin eine Lesesaallandschaft in der Tradition von Harry Faulkner-Brown: Sichtbeton und Glas. Auch Jurakalkstein, Linoleum und Holz fanden Verwendung. So entstand ein durchlässiger Raum, er wirkt hell mit seinen beidseitigen Fensterfronten und dem Oberlicht. In der Formgebung erinnert er, ebenso wie manches Detail, an ein Schiff, einen Hochseedampfer.

Nun ging es zügig voran. Im Juni 1980 wurde das Eggimann-Projekt vom Stadtrat, im Oktober auch vom Regierungsrat genehmigt. Während daraufhin die Bauvorlage entwickelt wurde, mussten zwei Konflikte bereinigt werden. Es ging um die Häuserzeile zwischen Chorgasse und Seilergraben, die schon um 1910 zugunsten der Zentralbibliothek, salopp gesagt, zum Abschluss freigegeben und seither sukzessive von der Stadt aufgekauft worden war. Doch während früher Probleme in der Altstadt mit Radikallösungen angegangen worden waren – erinnert sei an Gustav Gull mit seinen Schneisen –, schätzte man nun die niedrigen Häuschen im Niederdorfquartier als günstigen Wohnraum. Deshalb löste der geplante Abriss an der Chorgasse am 24. Januar 1978 im Stadtparlament derart heftige Diskussionen aus, dass die Bibliothekskommission sich anbot, zehn Wohnungen in den Verwaltungstrakt einzubauen. Drei Jahre später intervenierte die kantonale Denkmalpflegekommission und verlangte,

das markante Eckhaus an der Chorgasse 20 müsse stehen bleiben. Um die Forderung erfüllen zu können und trotzdem nicht zu viel Raum zu verlieren, verlegten die Architekten den Verwaltungstrakt um einige Meter zur Mühlegasse hin.

Am 18. Februar 1983 genehmigte die Bibliothekskommission das überarbeitete Konzept. Ende 1984 stimmten Stadt- und Regierungsrat dem Investitionsbeitrag zu, desgleichen im November 1985 die Parlamente von Stadt und Kanton. Und am 28. September 1986 schliesslich wurde in Stadt und Kanton über den Baukredit von insgesamt 71,8 Millionen Franken abgestimmt. In der Stadt wurde die Vorlage mit 52 063 Ja zu 23 368 Nein angenommen, im Kanton mit 160 946 zu 109 431.

Im Oktober 1987 wurde die Baubewilligung erteilt.

DIE CRUX MIT DEM PREDIGERCHOR

Direktor Hermann Köstler bezeichnet den Predigerchor als «Lust und Last der Zentralbibliothek seit ihrer Gründung».⁷⁴ Wie zwei seiner Vorgänger war er involviert in einen nicht enden wollenden Konflikt. In den späten 1950er Jahren tauchte anlässlich der bevorstehenden Renovation der Predigerkirche der Wunsch auf, man möge die Trennwand zwischen Kirche und Chor niederreissen und alle Zwischenböden entfernen, um so ein gotisches Bauwerk aus der Vorreformationszeit wiederherzustellen. Auch wenn niemand genau wusste, wie man sich diesen Urzustand vorstellen sollte. Altkantonsbaumeister Heinrich Peter veröffentlichte seine Vision in der «Neuen Zürcher Zeitung» und erhielt, in derselben Zeitung, Sukkurs von Kunstgeschichtsprofessor Peter Meyer und von Linus Birchler, dem Inhaber des Lehrstuhls für Denkmalpflege an der ETH.⁷⁵ Der Disput bekam eine politische Dimension, als publik wurde, dass der Zürcher Stadtrat sich nicht neutral verhielt. Es sei «die vollständige Freilegung des Chorraums anzustreben, da damit der grossartigste Kirchenraum Zürichs wieder erstehen würde» – ein Diktum, das Direktor Scherrer nicht hinnehmen wollte.⁷⁶ Wann immer sich Gelegenheit bot, bezeichnete er den Chor als Torso von mittelmässiger Qualität und verwies auf die Wasserkirche, «wo man durch ‹Regotisierung› 1947 einen unattraktiven Raum schuf und die historisch wertvollen Bibliothekseinbauten zerstörte».⁷⁷ Die Stimmung lud sich zusätzlich auf, als der nationale Denkmalschutz in die Renovation einbezogen wurde und deshalb zusätzliche Experten zu Wort kamen.

Während der mehrjährigen Aussenrenovation des Chors in den 1960er und 1970er Jahren begannen die Kontrahenten sich zu beruhigen. Deshalb wohl wurde im Projektwettbewerb der Predigerkomplex zum Tabu. Doch spätestens in der Abstimmungsvorlage, also Mitte der 1980er Jahre, musste kommuniziert werden, dass der Chor weiterhin als Magazinraum dienen sollte. Jetzt entbrannte der Streit von neuem. Wortführer war der Künstler Balz Baechi. Mit sechs weiteren Mitgliedern der Arbeitsgruppe Predigerchor lancierte er weithin beachtete Aktionen, eine Pressefahrt etwa im Herbst 1986 zu zwei stilistisch eng verwandten Bauwerken, die beide

in ausgeräumtem Zustand neue Funktionen erhielten: Die Basler Barfüsserkirche beherbergt das Historische Museum, die Eglise Saint-Matthieu in Colmar wird als Konzertraum genutzt. Baechis Aktivitäten brachten viel Publicity, was wiederum einige Vorstösse im Parlament sowie fünf regierungsrätliche Gutachten nach sich zog.

Es bildeten sich seltsame Allianzen. Gegen eine Ausräumung waren die städtische und die kantonale Denkmalpflegekommission, dafür engagierten sich die stadtzürcherische Vereinigung für Heimatkunde, die freisinnig dominierte City-Vereinigung, Predigergemeindepfarrer Ulrich Knellwolf sowie Bibliothekskommissionspräsident Alfred Gilgen. Allerdings gab es unter den Befürwortern eine Spaltung, die einen wollten nur den Chor freilegen, andere überdies die Trennwand zur Kirche entfernen.

Als Vorsteherin des Bauamtes organisierte Stadträtin Ursula Koch am 14. August 1986 ein Treffen von Befürwortern und Gegnern im obersten Stock des Predigerchors. Dabei kam man überein, dass *nach* der Abstimmung über den Erweiterungsbau in einem weiteren Urnengang über die Zukunft des Predigerchors zu entscheiden sei. Sollte der Souverän für eine Freilegung votieren, bekäme die Zentralbibliothek eine Kompensation. Das Büro Eggimann entwarf drei Varianten, eine davon mit einem weiteren Untergeschoss.

Die Ausräumung wurde am 24. September 1989 mit 27 052 Ja zu 38 495 Nein verworfen.

Weit weniger öffentliche Beachtung fand die Einsprache eines Nachbarn gegen die Fassade und das Dach des Erweiterungsbaus. Zwei Jahre zog sich das Verfahren dahin, der Kläger drohte, bis vor Bundesgericht zu gehen, zog den Rekurs aber Ende 1989 zurück. Das war nur drei Monate nach der Abstimmung über den Predigerchor, und so ist es wohl psychologisch zu erklären, dass diese allerletzte Bauverzögerung den Bibliotheksangestellten als ausschlaggebend in Erinnerung geblieben ist: «Uns wurde gesagt, die Rekurse aus der Nachbarschaft seien schuld daran, dass sich die Bauplanung so lange hingezogen habe.»⁷⁸

VERGLEICHE UND RELATIVIERUNGEN

Verzögerungen sind relative Grössen, lässt sich zusammenfassend feststellen. Dreizehn Jahre sind zwischen Projektwettbewerb und Baubeginn verstrichen, ebenso lange hatten seinerzeit die Vorbereitungsarbeiten für das Stammhaus gedauert. Jetzt ging es sehr schnell, indem die beiden ursprünglich getrennt projektierten Bauetappen – geplant einst für 1986 und 2000 – sehr kurzfristig auf den Zeitraum 1990 bis 1994 zusammengezogen wurden. Und wie einst Hermann Escher seinen Mobilisationsplan legte nun Ludwig Kohler, der Leiter der Benutzungsabteilung, eine logistische Meisterleistung vor. Zwar gab es wesentlich mehr Schliessstage als 1917, nämlich zweimal zwölf Wochen, während der restlichen dreieinhalb Jahre jedoch wurde der Bibliotheksbetrieb mit sämtlichen Dienstleistungen aufrechterhalten. Die Freihand-



Chorgasse, 19. März 1990.



Grossbaustelle zwischen Mühlegasse und Predigerkirche, bis hinauf zum Seilergraben (links), fotografiert 1990.

bestände kamen in die Zeughäuser auf dem Kasernenareal, der Lesesaal war im Predigerchor, wo auch die übrigen Bestände lagerten, sofern sie nicht in den fünf Ausenlagern untergebracht worden waren.⁷⁹

Von der dritten Etappe, ursprünglich anberaumt auf 2016, war bald nicht mehr die Rede. Oder doch nur indirekt: Trotz Kompaktusanlagen seien die Magazine in vier Jahren voll, wurde 2012 zu bedenken gegeben.⁸⁰ Und kaum war 2008 die neue Direktorin Susanna Bliggenstorfer im Amt, begann sie sich mit Modellen externer Speicherung zu beschäftigen.

«WESHALB EIN LESESAAL ALT SEIN MUSS»

Zweimal war im «Tages-Anzeiger» mit Bedauern über den geplanten Abbruch des Lesesaals berichtet worden; im «Nike Bulletin», dem Organ der Nationalen Informationsstelle zum Kulturerbe, veröffentlichte ein Kunstgeschichtsstudent den mehrseitigen Beitrag «Ein zerstörerischer Akt ohnegleichen». Er bezeichnete den Lesesaal als «grossartig inszenierten Repräsentationssaal, eine eigentliche Lesehalle, die in der Schweiz ihresgleichen sucht».⁸¹ Keiner dieser Beiträge löste nennenswerte Reaktionen aus. Aufruhr gab es erst, als «Das Magazin» noch einmal den Lesesaal in Erinnerung rief, ganz kurz vor dem Abbruch und in eigenwilligem Ton: «Manchmal redet ein Alter so laut, als müsse er die Ruhe zum Schweigen bringen. Dann macht sich Heiterkeit breit, etwas verschämt, weil sie weiss, dass sie hier so fehl am Platz ist wie der Anlass, dem sie sich verdankt. Die Stille hat die Eigenschaft, auf ihrer Oberfläche Geräusche zu bilden wie Blasen, die zerplatzen. Und manchmal knistern die Nylonstrümpfe der Nachbarin», so hebt Peter Haffner an und behauptet in derselben ironisch-schwülstigen Manier, dass Lesesäle alt sein müssen: «Der Geist fühlt sich nur



Beim Abbruch des Lesesaals hatte das Personal mitzuhelfen: Bruno Merz, Kurt Burri, Ursula Röllin.

wohl, wo er auf seine Geschichte verwiesen wird. Auf jenes endlose Gespräch [...] die Suche nach dem Punkt, in dem alle Punkte der Welt enthalten sind.»⁸²

Umgehend reagierte die stadtzürcherische Vereinigung für Heimatschutz mit der Forderung, den Lesesaal nach Winterthur zu verpflanzen, sei es in die Stadtbibliothek, sei es ins Kunstmuseum, die beide aus derselben Zeit wie die Zentralbibliothek stammten und demnächst umgebaut werden müssten. Der zuständige Stadtrat reagierte skeptisch.

Die Aufregung legte sich rasch, als Direktor Köstler über zwanzig Personen aus Politik und Denkmalschutzgremien zu einer Besprechung einlud. In seinem Eingangsvotum verurteilte er die Pressekampagne und erwähnte im Verlauf der Diskussion seinen Plan B, der bald darauf verwirklicht wurde: Ein Teil des Lesesaals ist in den Arbeitsraum der Handschriftenabteilung eingebaut worden; der grosse Rest sowie das einst von der Professorenschaft so vehement bekämpfte Glasdach haben den Umbau nicht überlebt.⁸³

Mit diesem Kompromiss konnte der Konflikt äusserlich bewältigt werden. Die Leidenschaft für den ästhetischen Wert des Lesesaals hingegen schwelte noch einige Zeit weiter. Wie schön er war, keine Frage! So elegant und weltläufig, ja, und mit etwas Fantasie ist man an die berühmten Kuppellesesäle der europäischen Metropolen erinnert. Wenn nicht die Grössenverhältnisse so ernüchternd wären, 126 Arbeitsplätze, übersichtlich angeordnet, jeder 96 mal 68 Zentimeter, deutlich unter der heutigen Minimalanforderung von 120 mal 80.⁸⁴ Und auch wenn niemand mehr Nylonstrümpfe trug, war die Atmosphäre schwer erträglich, besonders für jüngere Frauen. Nur ungern bestiegen sie die schmale Wendeltreppe zur Galerie, um die Handbibliothek zu benutzen. Bei jedem Schritt knarrte das Holz, gleichzeitig drehten sich viele Köpfe.



Die Lounge im Parterre des Publikumstrakts, ein Geschenk der Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek, fotografiert 2015.

LIVING ROOM UND MEETING PLACE

Und seit 1994 also der neue Lesesaal, mit über fünfhundert Sitzplätzen (viermal so viel als zuvor) und zahlreichen weiteren Arbeitsmöglichkeiten – in den Nischen, auf den breiten Sims, an den Stehtischen – zudem viel Raum, um sich die Füße zu vertreten, Aussicht zu halten – oder ein leises Schwätzchen.

Diese Ausgangslage bot gute Voraussetzungen, den Lesesaal mit wenigen, kleinen Eingriffen nach neueren Erkenntnissen umzumodeln, wie dies seit 2014 gemacht worden ist. Als Leitbild diente die angloamerikanische Auffassung von der Bibliothek als Living Room und Meeting Place, ein Ansatz, der in den 2000er Jahren auch im deutschsprachigen Raum aufgegriffen wurde. Obwohl die Begriffe in der Übersetzung weniger souverän tönen – von «Wohnzimmer und Versammlungsort» (Olaf Eigenbrodt) bis zum schweizerischen «Wohlfühlen und Begegnen» (Nadia Adlun) –, betonen sie beide den Zusammenhang des Atmosphärischen mit dem öffentlichen Anspruch.⁸⁵ Umschrieben wird damit auch eine Entwicklung, die deutlich zu beobachten und wohl auch statistisch nachzuweisen wäre: Wer die Bibliothek besucht, will nicht unbedingt Bücher oder andere Medien ausleihen, sondern sucht Beratung und eine inspirierende, arbeitsförderliche Umgebung. Die Stille der traditionellen Lesesäle ist hierfür nur *eine* Möglichkeit. Die zeitgemässe Bibliothek, auch die wissenschaftliche,

sei durchzogen mit Lern-, Arbeits- und Relaxplätzen, so der Medienwissenschaftler Richard Stang: «So steht für jegliches Interesse und für jeden Lerntyp ein Angebot zur Verfügung.»⁸⁶

Das also ist es, was einen Bibliothekslesesaal von blossen Lernhallen unterscheidet. Nebst einer anregenden Atmosphäre und fachkundig-geduldiger Beratung gilt es, auf individuelle Arbeitswünsche einzugehen, mit unterschiedlichen Arrangements: Mehrpersonentische, Fensterplätze, Abhörstationen, Einzerpültchen, Lernkabinen, Lounges – kurz vor ihrem hundertsten Geburtstag hat die Zentralbibliothek damit begonnen, solch hohe Ansprüche an den öffentlichen Raum einzulösen.



ZI

ZÜRCHER ILLUSTRIERTE

Nr. 35 9. Juni 1939 27. Jahrgang
Druck v. Verlag Carl Hall & Huber Zürich, Bern 35 vfr



Katharina Baur, Künstlerin Helmut Kessel & Huber

Die zweite Landesausstellungs-Sondernummer

Das Modelltheater der LA ist eine Schöpfung schweizerischer Firmen der Textilindustrie, Couture und Schablonenfabrikation, geschaffen, um die außerordentliche Leistungsfähigkeit unseres Landes auf dem Gebiete des Bekleidungswezens mit künstlerischen Mitteln zu zeigen. Zu den darstellenden Kräften dieser Bühne gehören noch zwei junge Mädchen, die man vor Monaten eigene Kunst ausgestellt und andererseits für diese Aufgabe vorbereitet hat. Bild: Schweizer Darstellerinnen aus der Revue «Der verlorene Faden» im Modelltheater der LA. Kostüme entworfen von René Hubert, ausgeführt von Baby Javal.

Second numéro spécial de l'Exposition nationale suisse.

Deux chorégraphes interprètes du Théâtre de la mode (costumes de René Hubert). Subventionné par nos grandes maisons de textiles, couture, etc., ce théâtre présente tous les jours la revue «Der verlorene Faden» (le fil perdu), dont l'élégance et l'agilité font grand honneur à nos industries de luxe.



Franz Michael Regenfuss. Auserlesene Schnecken, Muscheln und andere Schalentiere, Kopenhagen 1758.



Pfefferminzpastillen in Buchform. Scheinbücher aus der Sammlung Mohler, 2002 der Zentralbibliothek geschenkt.



EL PRINCIPIO DIO creò
Il Cielo et La terra.
Et la terra era infor-
tuosa et uacua: et le
tenebre erano sopra
la faccia del abisso. Et
il spirito del Signo-
re era menato sopra
le acque. Diffe dio. Sia facta la Luce. Et
facta e la Luce. Et uide dio la luce esser bu-
ona: et diuise la Luce dalle tenebre: et ap-
pello la Luce di et le tenebre nocte. Et fa-
cto e la Sera et Matina uno di. Etiam diffe
dio. Sia facta il firmamento in mezzo
dele acque: il quale oscura le acque pale ac-
que. Et fece dio il firmamento. Et diuise
le acque che erano sopra il firmamento
da quelle che erano sopra il firmamento.
Et facta e col: et chiamo dio il firmamento
cielo. Et facta e la Sera et Matina il secondo
di. Etiam diffe dio. Le acque che so-
no sopra il cielo siano congregate in uno lu-
oco: et apparga la arida terra: et facta e co-
fice chiamo dio la arida terra: et le congre-
gationi dele acque appello mare. Et uide

dio esser buono. Et disse germine la terra
la herba uiuere et facta il Semen: et il legno
portero che faci il fructo seconno la sua
generatione. La semenza del quale sia in
li medesimo sopra la terra: et col facta e.
Et la terra produisse la herba uiuente et fa-
ciente il seme seconno la sua generatione.
Et il legno faciente il fructo et hauento
cuiusqueui il seme seconno la sua spe-
cie. Et uide dio esser buono: et facta e Se-
ra et Matina il terzo di. Etiam diffe dio.
Suno fecte luminarie nel firmamento
del cielo: Et seperino il di et la nocte. Et sia
no insigni et temp: et di et anni. Perche
resplendino nel firmamento del cielo: et
illumineno la terra. Et col facta e. Et fece
dio duo gaudi Luminari. Il luminare ma-
giore che sopra stelli al di et il luminare mi-
nore che sopra stelli ala nocte. Et etiam fe-
ce dio le Stelle. Et puose quelle nel firma-
mento del cielo: per che luce sono sopra la
terra: et signorizasseno al di et ala nocte:
et diuidereno la Luce et le tenebre. Et ui-
de dio esser buono: et facta e la Sera et ma-
rina il quarto di. Etiam diffe dio. Producano
le acque il reptile del anima uiuente et





2_ VERZETTeln UND VERNETZEN

VOM ANALOGEN
ZUM DIGITALEN KATALOG

MARKUS BRÜHLMEIER

DER ALPHABETISCHE ZENTRALKATALOG UND DER COMPUTER ALS TEIL DER WISSENSGESELLSCHAFT

Die Tage des Alphabetischen Zentralkatalogs waren bereits gezählt. Der Computer hatte ihn längst abgelöst. 1989 waren die letzten Zettel darin eingereiht worden. Noch stand das gewaltige Möbel 2016 aber an seinem Platz im Katalogsaal der Zürcher Zentralbibliothek. 8316 Schubladen beherbergten 2,4 Millionen Katalogzettel. Sie waren erst jüngst komplett elektronisch katalogisiert worden. Achtzig Personen hatten in Ungarn im Zweischichtbetrieb die Arbeit von neunzig Jahren digitalisiert.¹

Ein Jahrhundert lang war das Möbel mit den alphabetisch geordneten Schubladen die erste Anlaufstelle, um in den Zürcher Bibliotheken ein Buch zu finden. Die Schubladen des Nominalkatalogs beherbergten nicht nur die Bestände der Zentralbibliothek. Der Katalogbeamte reihte darin auch die Zettel aus anderen Bibliotheken ein. Das Kürzel «Ku», das vor die Signatur gestempelt worden war, bedeutete beispielsweise, dass sich das Buch in der Bibliothek des Kunsthhauses befand. Den aufmerksamen Kunden der Zentralbibliothek offenbarten die Katalogzettel aber auch noch andere Informationen. Ein gestrichenes fettes «St» am rechten oberen Rand bedeutete, dass das Buch aus den Beständen der einstigen Stadtbibliothek stammte. Die Titelangaben dazu waren in der Regel aus den gedruckten Katalogen ausgeschnitten und auf den Katalogzettel aufgeklebt worden. Am Grad der Abgegriffenheit der Zettelränder liess sich ablesen, ob ein Autor oft durchsucht wurde. Beim Durchfächern der Zettel prägten sich einem die Titel zu einem Thema nicht nur optisch ein. Die Menge der Bücher liess sich haptisch erfahren.

Wer in jüngster Zeit die Schubladen mit den Zetteln durchblätterte, riskierte, von den Studierenden, deren Arbeitsplätze sich inzwischen aus Platzmangel auch in der



Der Alfabetische Zentralkatalog, 2016.



Schublade aus dem Alfabetischen Zentralkatalog, 2016.

Nähe des Katalogmöbels befanden, mit einem mitleidigen Blick auf die Computerbildschirme auf den Tischen beim Eingang hingewiesen zu werden. Dort könne man ganz einfach an einem Ort zentral suchen und würde so viel rascher das Richtige finden.

Analog dürften die Ratschläge zu Beginn des 20. Jahrhunderts gelautet haben, wenn sich eine Person in Zürich – wie sie es gewohnt war – von einer Bibliothek zur anderen aufmachte, um nach Fachliteratur zu suchen. Mindestens sechzehn mögliche Orte gab es dafür. Jede Bibliothek mit eigenen Benutzungszeiten und Zugangsbestimmungen. Oft öffnete einem nur eine Mitgliedschaft den Zugang zum Kosmos der Bücher.

1901 konnte das Publikum den Alfabetischen Zentralkatalog im Helmhaus erstmals nutzen. Das Möbel stellte den Keim dar, der schliesslich zum Bau der Zentralbibliothek führte.² Noch handelte es sich aber erst um einen Nominalkatalog, in dem die Bücher nach Autorschaft und nach Titeln geordnet waren. Die Einführung eines Schlagwortkatalogs, mit welchem die Bücher nach inhaltlichen Begriffen gesucht werden konnten, war von der Mehrheit der vorberatenden Kommission zur Erstellung des Alfabetischen Zentralkatalogs abgelehnt worden. Die Stadtbibliothek erstellte den Schlagwortkatalog daraufhin auf eigenes Risiko – allerdings nur für die eigenen Bestände im Helmhaus. 1907 war dieser Schlagwortkatalog öffentlich zugänglich.³ Die Stadtbibliothek war die «erste auf dem europäischen Kontinent», die einen solchen Katalog in Zettelform besass, schrieb Hermann Escher später nicht ohne Stolz über das Möbel, das zu Beginn allerdings höchst umstritten war, weil das Wissen ohne systematischen Zusammenhang über das Alphabet verzettelt wurde.⁴

Der Schubladenstock des Alfabetischen Zentralkatalogs musste gemäss Vertrag mit der Schreinerei Hartung aus poliertem amerikanischem Satinnussbaumholz gezimmert sein. Bei den Schubladen konnte der Schreiner zwischen Ahorn und einem Obstholz wählen. Dauerhaftes, gut gelagertes Hartholz sollte es jedenfalls sein.⁵ Da-



Der Katalogsaal, 1917–1990.



Blattkatalog zur Verwaltung der Präsenzexemplare im Lesesaal. Jedes Buch wurde auf einem mit Fäden fixierten Zettel erfasst, sodass bei Ergänzungen die alphabetische Reihenfolge wieder hergestellt werden konnte.

mit die Zettel nicht durcheinandergerieten, wurden sie durch eine Eisenstange zusammengehalten, die in der Schublade knapp über dem Boden festgespannt war. Die Katalogzettel besaßen unten in der Mitte ein Loch, damit sie der Katalogbeamte auf die – wie im Vertrag vorgeschrieben – gehärteten Eisenstangen auffädeln konnte. Die Aufschriftahmen und Bolzenknöpfe zum Beschriften und Öffnen der Schubladen waren aus Messing gefertigt. Die Metallteile mussten zum Schutz vor der Korrosion jedoch vernickelt werden. Der Katalog sollte im Prinzip ewig halten.

Um auf das Neue des Katalogs aufmerksam zu machen, sprachen die Urheber meist vom «Zentralzettelkatalog». Auf das Wort «zentral» legten sie Wert, weil die Kunden an einem einzigen Ort die Bestände mehrerer Bibliotheken konsultieren konnten. Der Begriff «Zettel» durfte nicht fehlen, weil diese Form für einen öffentlichen Katalog über das ganze Alphabet hinweg ebenfalls neu war. Bisher hatte man das Wissen um die Bestände der Bibliotheken nämlich stets in Buchform zugänglich gemacht. In diesen Katalogen waren die Buchnachweise systematisch nach Fachgebieten geordnet. Zettel kamen höchstens für die allerneuesten Zugänge zum Einsatz, bis man diese Titel wieder in Buchform drucken konnte. Aber auch diese Zettel wurden nach wissenschaftlichen Disziplinen getrennt in sogenannten Blattkatalogen abgelegt. Diese Kataloge waren dazu rechts und links mit Fäden versehen, unter welche die Zettel geklemmt wurden. Reichte der Platz in einem Fachgebiet nicht mehr aus, konnte der zuständige Katalogbeamte die Zettel verschieben.

Das Verzetteln aller Buchtitel in einem einzigen Schlagwortkatalog über das Alphabet hinweg wurde von den meisten Gelehrten abgelehnt mit der Begründung, es handle sich um ein Durcheinander. Die Zettelwirtschaft war den Gelehrten zwar auf ihrem Schreibtisch lieb.⁶ Alles, was an die Öffentlichkeit gelangte, sollte seinen Platz aber innerhalb einer festen Ordnung ähnlich dem Baum des Wissens erhalten.



Orientierung im Wirrwar der Bücher. Die Werke sind nur über die Signatur und die entsprechende Lagersystematik auffindbar. Blick ins Provisorium der Zentralbibliothek im Zeughaus, 1990–1995.

LES MOTS ET LES CHOSSES – ROHES UND GEKOCHTES

Der Alphabetische Zentralkatalog und der Computer sind mehr als technische Arbeitsinstrumente der Bibliotheken, um Informationen zugänglich zu machen.⁷ Das Verzetteln und das Vernetzen des Wissens verkörpern Ordnungsprinzipien, die den Suchenden eine Orientierung im Dickicht der Bücher und im Wirrwarr der Informationen ermöglichen sollen. Die Ordnung der Dinge respektive das Verhältnis von «les mots et les choses», wie Michel Foucault die Sinnstruktur hinter der Ordnung des Wissens auf den Punkt brachte, lenken das Denken in einem Ausmass, das nur selten bedacht wird. Die Bibliotheken stellen Informationen nicht nur zur Verfügung, sondern sie generieren durch die Art und Weise, wie sie dies tun, Wissen. Obwohl sie eigentlich nur Rohes zur Verfügung stellen wollen, um den Vorgang mit der oft zitierten Metapher von Claude Lévi-Strauss zu beschreiben, wird durch die Katalogisierung aus dieser Rohkost unweigerlich Gekochtes. Bereits durch den Weg, wie wir ein Buch finden, verliert es die Unschuld der neutralen Information. Ein Beispiel: Im Sachwortindex der ETH wurden «Leibeigenschaft» und «Sklaverei» als ein Suchbegriff behandelt, obwohl diese beiden Begriffe gesellschaftlich, juristisch und geographisch sehr unterschiedliche Phänomene bezeichnen. Dieses Begriffspaar, das in der aktuellen Normdatei (GND) nicht vorkommt, findet sich auch heute noch im digitalen Katalog. Nur für Kenner ist an der Schreibweise in Majuskeln ablesbar, dass das

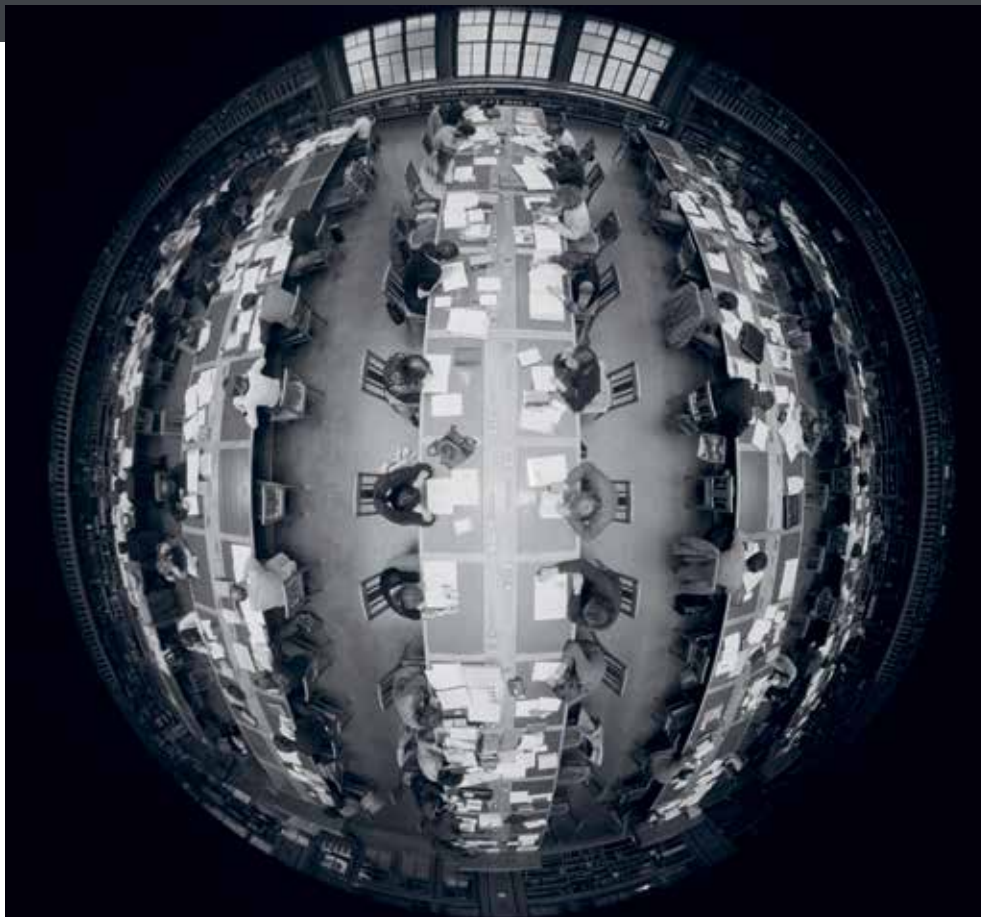
Schlagwort auf die Dezimalklassifikation der ETH zurückgeht. Im Katalog der Zentralbibliothek findet sich beim Schlagwort «Leibeigenschaft» der Verweis, auch unter dem Schlagwort «Sklaverei» nachzusehen. Der Suchbegriff der ETH verleitet dazu, die Leibeigenschaft als Sklaverei zu werten.

Der Alphabetische Zentralkatalog bildet die Wissenschaftsgeschichte ab, und er prägt sie zugleich. Obwohl seit dem 18. Jahrhundert bekannt ist, dass Begriffe auch ihre Geschichte haben, und obwohl diese Erkenntnis spätestens seit dem «linguistic turn» in den 1960er Jahren einen integralen Teil der Geisteswissenschaften bildet, bleibt es anspruchsvoll, sich solch vorstrukturierten Mustern der Wissenserschliessung zu entziehen.

VERZETTELN UND VERNETZEN

Wie mächtig die beiden Ordnungssysteme des Alphabetischen Zentralkatalogs und des Computers sind, zeigt sich an den von ihnen erzeugten Sprachbildern. Wir sprechen in Anlehnung an die Katalogzetteln von der Verzettelung des Wissens, also gewissermassen von dezentral verstreuten Informationen, die es in Kleinarbeit im Rechercheprozess zu einem Ganzen zusammenzusetzen gilt. Hinter der Bildschirmoberfläche unseres Computers dagegen vermuten wir zuweilen ein einziges Netz – das World Wide Web –, in welchem Informationen miteinander verknüpft werden. Tatsächlich leitet sich das Wort «verzetteln» – so nachzulesen im Wörterbuch der Gebrüder Grimm – von einem Fachwort der Weberei ab. Als Zettel werden dort die Kettfäden bezeichnet. Und das World Wide Web besteht in der Realität aus unzähligen, über die Welt verstreuten Serverräumen, ähnlich den Magazinen der Bibliotheken, in denen die Daten gespeichert werden.

So verschieden die beiden Orientierungssysteme des Zettelkatalogs und des Computers sind und so gerne sie seit den 1960er Jahren, als Marshall McLuhan mit dem Buch «Die Gutenberg-Galaxis» das Ende des Buchzeitalters ankündigte, als Gegensätze gesehen werden, haben sie bei genauerer Betrachtung immer noch viele Gemeinsamkeiten. Die allmähliche Übernahme der Daten von den Katalogzetteln in eine elektronische Form führte zu einer gewissen Kontinuität bezüglich der Strukturen und Inhalte der Daten, weil Gewohntes aus Rücksicht auf den Wissenschaftsbetrieb und nicht zuletzt aus betriebswirtschaftlichen Gründen weitergeführt wurde. Mitunter wird das Bild des Zettelkastens sogar dazu gebraucht, um Laien den Aufbau einer digitalen Datenbank zu erklären. Der Alphabetische Zentralkatalog lebt im weltweiten digitalen Datenmeer fort. Manches an aktuellen Bibliotheksprojekten erinnert an Ideen aus der Gründerzeit der Zentralbibliothek, als man davon träumte, das gesamte Wissen zu vernetzen, um es allen Menschen möglichst rasch an einem Ort zugänglich zu machen.

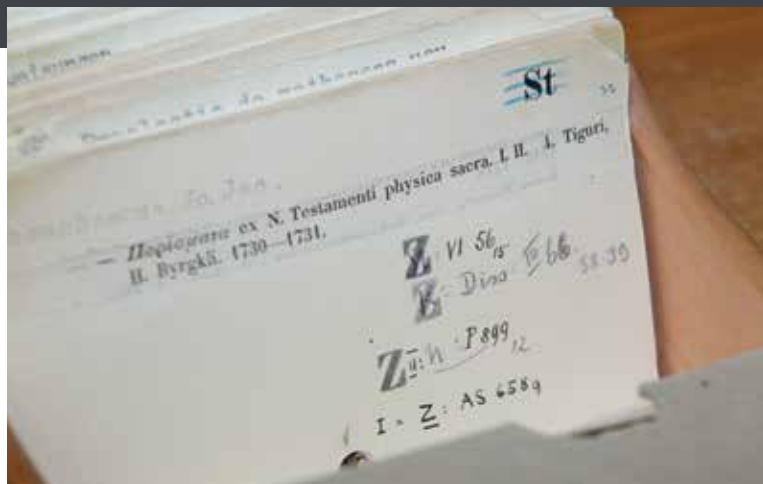


Wissen erarbeiten. Blick in den Lesesaal der Zentralbibliothek, 1973.

VOM TRAUM, EIN BUCH NUR EINMAL ZU ERFASSEN

Bei ihrer Arbeit beschäftigte die Bibliothekarinnen und Bibliothekare Ende des 19. Jahrhunderts ein Gedanke ganz besonders: Das gleiche Buch wurde mehrere Male von verschiedenen Bibliotheken erfasst. Aus Kostenüberlegungen wäre es aber sinnvoller gewesen, dass nur eine Bibliothek das Buch katalogisierte, um die Informationen dann allen anderen Bibliotheken zur Verfügung zu stellen. So berechnete die Library of Congress in Washington bereits 1901, dass eine Bibliothek ihre Kosten durch den Kauf zentral gedruckter Katalogzettel um mindestens das 25-Fache senken könne.⁸

In der Schweiz kam der Druck der Katalogzettel wegen der zu geringen Anzahl Abnehmer nicht in Frage. Versuche, die Katalogzettel mit Schreibmaschine und Wachspapier zu vervielfältigen, ergaben keine brauchbaren Resultate. Die auf diese Weise erzeugte Schrift war schlecht lesbar.⁹ Die Gründer der Zentralbibliothek konzentrierten sich deshalb auf den Druck der neu erschienenen Buchtitel in sogenann-



Bis 1949 wurden die Titel in Zuwachsverzeichnissen gedruckt, die zur Herstellung des Alphabetischen Zentralkatalogs zerschnitten und aufgeklebt wurden.

ten Zuwachsverzeichnissen. Um die Kosten zu teilen, wurden die Verzeichnisse im Abonnement vertrieben. Das System hatte den Vorteil, dass sich die Benutzerinnen und Benutzer an verschiedenen Orten rasch über die neusten Bücher einer Bibliothek informieren konnten. Der Nachteil war, dass man bei einer umfassenden Recherche mehrere Bände durcharbeiten musste. Durch das Zerschneiden der Kataloge und das Aufkleben auf Katalogzettel liess sich dieser Nachteil jedoch beheben. Gleichzeitig konnten die Kataloge von Bibliotheken, die sich den Katalogdruck der eigenen Bestände nicht leisten konnten, für die eigenen Bestände zerschnitten werden, sofern denn ein Buch bereits in einem gedruckten Katalog nachgewiesen war. Hermann Escher, der sich als einer der Ersten für diese Art der Bibliotheksvernetzung stark gemacht hatte, stellte im Rückblick nicht ohne Stolz fest, dass die Schweiz bei der Herausgabe gedruckter Kataloge führend sei. Er machte daraus schon fast eine Gewissensfrage. «Wichtiger ist zu wissen», schrieb er dazu 1929, «dass auch die grösseren Bibliotheken dem Katalogdruck huldigen.»¹⁰

Neben der Schaffung des Alphabetischen Zentralkatalogs blieb Escher die Vernetzung mit weiteren Bibliotheken ein wichtiges Anliegen. Der neu geschaffene Katalog stand der Öffentlichkeit im Helmhaus gerade mal vier Jahre zur Verfügung, als er 1905 einen Gesamtkatalog der Schweiz anregte. Und zwei Jahre später beteiligte sich die für den Katalog zuständige Kommission am preussischen Suchdienst für Bücher. Durch die gesunkenen Druckkosten und durch den Ausbau des internationalen Postwesens lebte der Traum von der Vernetzung des gesamten Wissens – wie ihn im 16. Jahrhundert der Zürcher Gelehrte Conrad Gessner erstmals zu realisieren suchte – Ende des 19. Jahrhunderts in neuer Form wieder auf. Durch das World Wide Web und die Entwicklung in der Computertechnologie erhielt er am Ende des 20. Jahrhunderts neuen Auftrieb. Für manche ist aus diesem Traum allerdings ein Alptraum geworden, drohen sie doch in der Informationsflut zu ertrinken.

DIE KLAGE ÜBER DIE INFORMATIONSEXPLOSION

Sowohl zur Gründungszeit der Bibliothek als auch heute kämpf(t)en die Verantwortlichen mit dem gleichen Problem der Vernetzung: Der Segen, mit einem Handgriff oder mit einer Suchabfrage die benötigten Informationen aus verschiedenen Bibliotheken zu finden, wurde mit der Zunahme der angeschafften Bücher allmählich zum Fluch, weil das Suchresultat nur schwer überblickbar war. Immer wieder versuchten die Verantwortlichen das Problem durch die Schaffung von zahlenmässig übersichtlicheren Gruppen zu lösen. Zu Beginn begrenzte die Zentralbibliothek die Zahl der Katalogzettel zu einem Suchbegriff durch die Einführung von zwei Hierarchien bei den Schlagwörtern. In den 1960er Jahren verkleinerte sie die Anzahl Zettel pro Suchbegriff mit dem Übergang zum sogenannten engen Schlagwort. Die Zahl der jährlich neu aufgenommenen Schlagwörter musste dafür gewaltig vergrössert werden. Sie stieg nach Einführung des neuen Systems innerhalb eines Jahrzehnts von 300 auf rund 2100 pro Jahr an. Mit einem System von hierarchisch aufgebauten Leitbegriffen versuchte man die Zahl der Karten pro Schlagwort nicht über zwanzig bis dreissig Stück anschwellen zu lassen. Heute, im Zeitalter des Computers, sollen wir mittels sogenannter Filter respektive Facetten, wie je nach Fachjargon die Einschränkung der Suche genannt wird, selbst dafür sorgen, dass die Zahl der Treffer verdaubar bleibt. Aufgrund der digitalen Suchmöglichkeiten gab die Zentralbibliothek 2008 die Schlagwortketten auf und verwendete Einzelschlagwörter. Das 1977 von Carla Ravaioli verfasste Buch «Frauenbefreiung und Arbeiterbewegung. Feminismus und die KPI» beispielsweise war unter dem alten System mit den bereits recht langen Schlagwortketten «Frau / Einzelne Gebiete und Orte / Europa / Italien; Italien / Geschichte, Politik / Einzelne Zeiträume / Neuzeit / 20. Jahrh.: 1945–; Partito Comunista Italiano» versehen worden, um dann in den Ketten rotierend mit jedem Schlagwort am Anfang abgelegt zu werden. Und die 1984 von Gisela Fremgen publizierte Untersuchung «Und wenn du dazu noch schwarz bist. Berichte schwarzer Frauen in der Bundesrepublik» hatte die Schlagwortketten «Deutschland / Soziales / Minderheiten; Diskriminierung / Verhältnis zu einzelnen Faktoren / Frau; Frau / Soziales / 1980– ersch; Schwarze» erhalten, weil inzwischen dem Schlagwort «Frau» mehr Beachtung geschenkt worden war.

Das Problem bei der Suche ist, dass wir den Algorithmus, das heisst gewissermassen das Rezept, wie die Bücher zusammengesucht werden, nicht genau kennen. Das war allerdings schon vor dem Zeitalter des Computers nicht anders. Die Kriterien, nach welchen die Schlagwörter vergeben wurden, blieben der Benutzerschaft verborgen.

Die Geschichte der Bibliotheken ist geprägt durch das stetige Anwachsen der Informationen. Dabei hat die Zahl der Bücher nicht erst seit der Erfindung des Drucks mit beweglichen Lettern durch Gutenberg stetig zugenommen. Bereits für das Hochmittelalter ist von einer Wissensexplosion die Rede, weil die Mönche ge-



Drehbares Leserad, Illustration aus: Agostino Ramelli, *Le diverse et artificiose machine*. Paris 1588.

waltige handgeschriebene Bestände aufbauten.¹¹ Und seit es gedruckte Bücher gibt, wird erst recht über die Informationsflut geklagt. In der Zentralbibliothek wurde der Zuwachs der Informationen im Lauf der Zeit unterschiedlich wahrgenommen. Die Einschätzung korreliert nicht mit den effektiv gedruckten Büchern. Sie stimmt eher mit der allgemeinen gesellschaftlichen Wahrnehmung in Bezug auf die Steigerung des Informationsangebotes respektive des Wissens überein. In der Geschichte der Zentralbibliothek lassen sich drei Phasen unterscheiden, in denen das Wachstum der Informationen als besonders stark empfunden wurde: Die Phase nach 1890, welche die Gründung der Bibliothek zur Folge hatte, die Phase der Informationsexplosion in den 1960er Jahren, die zur Einführung des Fachreferentensystems führte, und der Schritt ins weltweite Datenmeer nach dem Jahr 2000, als die Möglichkeiten des Computers voll zur Geltung kamen. Die Zwischenphasen lassen sich unterschiedlich charakterisieren. Während der ersten Zwischenphase verfiel die Bibliothek in einen selbstgenügsamen Zustand, in welchem die Diskrepanz zwischen den angeschafften und den tatsächlich publizierten Büchern kaum Anlass zur Besorgnis gab. Hier war die Stagnation zu einem grossen Teil hausgemacht. Bei der zweiten Zwischenphase, die knapp ein Jahrzehnt verzögert auf den 1972 publizierten Bericht «Die Grenzen des Wachstums» des Club of Rome folgte, lässt sich eine kritische Auseinandersetzung mit der Zunahme der Informationen feststellen.¹² In diesem Fall wurde die Diskussion von aussen an die Zentralbibliothek herangetragen, und die Verantwortlichen reagierten im Hinblick auf den Erweiterungsbau mit einer Verstärkung der Öffentlichkeitsarbeit, um die Zukunft der Bibliothek zu sichern.

ALPHABETISCHER ZENTRALKATALOG UND ANSCHAFFUNGSPOLITIK

Die Gründer des Alphabetischen Zentralkatalogs waren sich bewusst, dass in Zürich bereits im 16. Jahrhundert Bibliotheksgeschichte geschrieben worden war. Die älteste Anweisung, die bibliografischen Daten zur Erstellung eines Bücherverzeichnisses auf Zetteln festzuhalten, geht auf den Zürcher Gelehrten Conrad Gessner zurück, der 1545 als Erster in Europa alle gedruckten Bücher in eine systematische Ordnung brachte. Sein Werk, die «Bibliotheca universalis», prägte nicht nur die Entwicklung des Bibliothekswesens. Die Idee, die Bücher anhand eines logischen Systems in der Art des Baums des Wissens zu ordnen, um sie einfacher wieder auffinden zu können, setzte sich als wissenschaftlicher Standard durch. Sie prägte das Denken zahlreicher Generationen von Gelehrten und Bibliothekaren. Gessner nahm zudem bereits die Idee eines Zürcher Zentralkatalogs vorweg, indem er sich in einem Handexemplar der «Bibliotheca universalis» notierte, in welchen Zürcher Bibliotheken – das heisst bei wem zu Hause – die aufgeführten Bücher zu finden waren. Dieses Handexemplar war den Gründern des Alphabetischen Zentralkatalogs allerdings nicht bekannt. Es war um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch eine Umsignierung in Vergessenheit geraten und wurde erst in den 1960er Jahren zufällig in der Zentralbibliothek wieder entdeckt.¹³

Aber auch die Reformation trug dazu bei, dass sich in Zürich die Bürger schon früh mit organisatorischen Fragen ihrer Bibliotheken befassten. Konrad Pellikan, einer der wichtigsten Gefährten Huldrych Zwinglis bei der Übersetzung der Bibel, legte 1532 einen aus vier Teilen bestehenden Katalog für die Bibliothek am Carolinum im Grossmünster an. Mit der Schaffung der «Bürgerbibliothek» in der Wasserkirche wurde 1629 der Grundstein zur Stadtbibliothek gelegt. Daraus zogen die



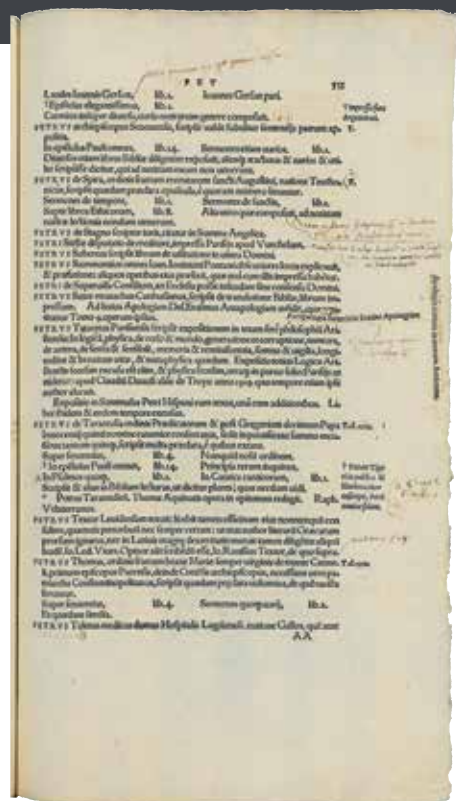
Conrad Gessner, Porträt aus dem Jahr 1564 von Grosshans Thomann. Der Zürcher Gelehrte versuchte als Erster, eine systematische Übersicht über das gesamte Wissen zu erstellen.

Gründer der Zentralbibliothek nicht nur wertvolle Erfahrungen für die Planung der neuen Bibliothek. Sie fühlten sich auch dem Erbe verpflichtet, das Zürcher Bibliothekswesen auf hohem Niveau weiterzuentwickeln.¹⁴

Die Gründer des Alphabetischen Zentralkatalogs kannten aber auch die vielgestaltige Bibliothekskultur der Schweiz, deren föderalistische Struktur, so Hermann Escher, dazu führte, dass 1897 der erste Bibliotheksverband des europäischen Kontinents gegründet wurde.¹⁵ Sie waren zudem mit der Entwicklung des Bibliothekswesens im Ausland bestens vertraut. So bezogen sie die 1899 geschaffene preussische Kataloginstruktion in ihre Überlegungen mit ein, hatten Kenntnis von Delisles Einfluss in Frankreich und waren über die 1873 entwickelte Dewey'sche Dezimalklassifikation im Bild. Nach diesem System wird das Wissen von zehn Hauptklassen ausgehend immer feiner verzettelt, wobei jede Unterklasse wiederum in maximal zehn weitere Unterklassen aufgeteilt werden kann.



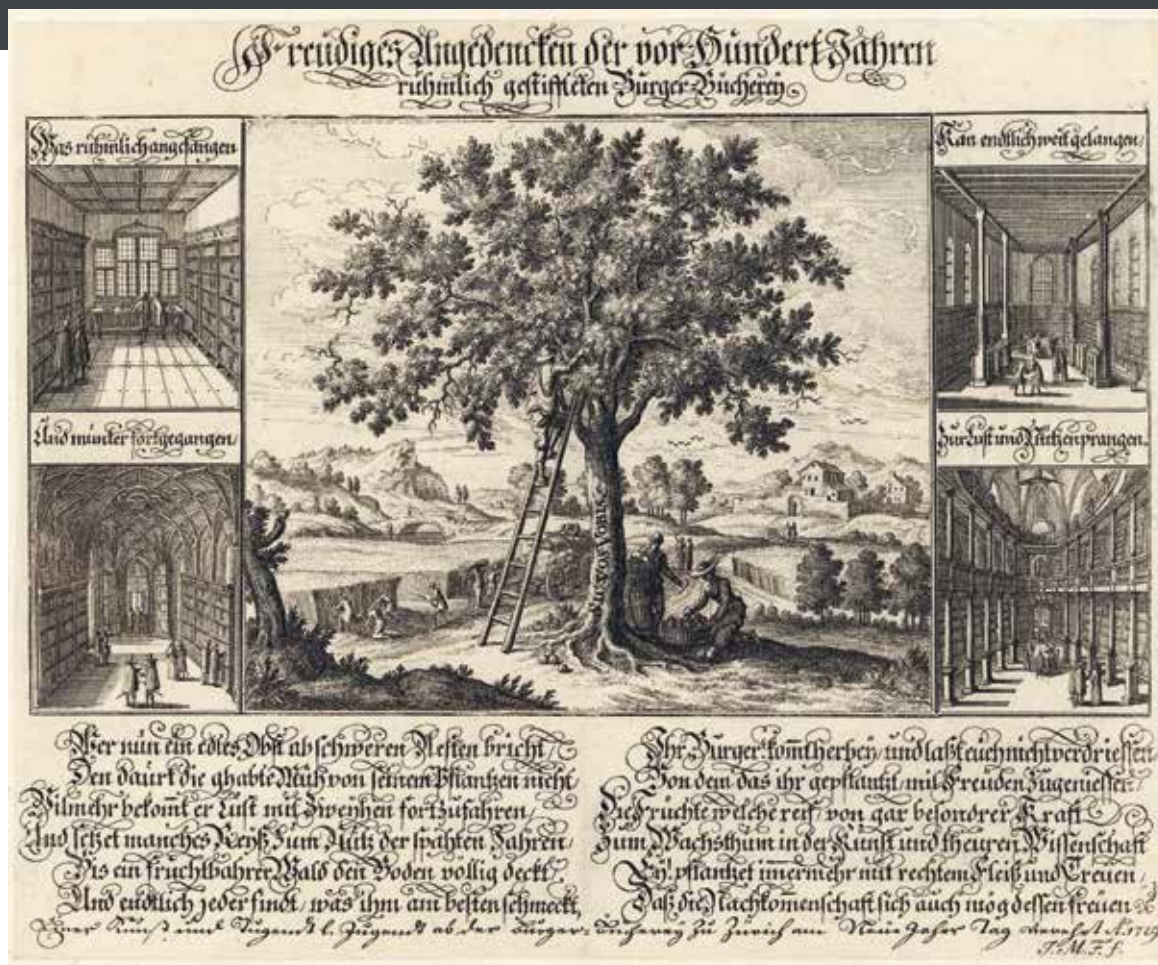
Seite aus Conrad Gessners «Bibliotheca universalis», 1545, mit Anmerkungen, in welcher Privatbibliothek sich die Bücher in Zürich befinden.



Seite aus der «Bibliotheca universalis». Exemplar Conrad Gessners mit dem gedruckten Hinweis am Rand, dass die Stiftsbibliothek des Grossmünsters die Schrift besass. Daneben der handschriftliche Vermerk «Clauserus habet», was bedeutet, dass sich das Werk bei Clauser befand. Weiter oben die Randnotiz «magister Erasmus habet», womit der Zürcher Erasmus Schmid gemeint war.

DER ALPHABETISCHE ZENTRALKATALOG – KEIM DER ZENTRALBIBLIOTHEK

Der Rektor der Universität war 1885 der Erste, der die Einrichtung eines «General-Zettelkatalogs» aller Zürcher Bibliotheken öffentlich forderte.¹⁶ Schwung bekam die Umsetzung der Idee jedoch erst, als sich Theodor Vetter, der an der Harvard-Universität in Boston als Bibliothekar gearbeitet hatte und inzwischen an den beiden Zürcher Hochschulen Anglistik lehrte, im April 1896 in den Vorstand der Stadtbibliothek, damals Konvent genannt, wählen liess.¹⁷ Der Professor platzierte just einen Tag vor seiner ersten Sitzung in der Stadtbibliothek einen Artikel in der «Neuen Zürcher Zeitung». In diesem lamentierte er über die unhaltbare Situation im Bibliothekswesen der Limmatstadt, nannte die Gründung der Kantonsbibliothek 1835 eine Dummheit und verlangte die Zusammenlegung dieser Bibliothek mit der Stadtbibliothek. Da Veters Vorpreschen ohne die gewünschte Resonanz blieb, doppelte er im Januar 1897 in der «Neuen Zürcher Zeitung» nach, beschränkte seine Forderung nun aber auf die Einrichtung eines «Zentralzettelkatalogs». In diesem sollten alle



Neujahrsblatt von Johann Melchior Füssli, 1729 anlässlich des einhundertjährigen Bestehens der Bürgerbibliothek.

wissenschaftlichen Titel der Zürcher Bibliotheken mit ihrem Standort nachgewiesen sein. Zudem nahm Vetter das Heft nun selbst in die Hand, indem er einen Antrag an den Regierungsrat stellte und sich die Unterstützung der Universität in dieser Angelegenheit sicherte. Um seiner Forderung Nachdruck zu verschaffen, schickte er dem Regierungsrat zugleich einen Zettelkasten, den er sich aus dem Office international de la bibliographie in Brüssel beschafft hatte.¹⁸ Das Institut war zwei Jahre zuvor gegründet worden, um einen weltweiten Literaturnachweis in Zettelform zusammenzustellen. Sicherheitshalber fügte Vetter noch an, dass man in Zürich die Schubladen noch verbessern würde. Vom sogenannten Brüsseler Format – den 7,5 mal 12,5 Zentimeter grossen Karteikarten, die später zur internationalen Norm wurden – wich er aber nicht ab.

Vetter kam bei seinem Antrag zugute, dass Hermann Escher als Leiter der Stadtbibliothek bereits seit 1890 an die Einführung eines hierarchisch aufgebauten Fachkatalogs im Zettelformat dachte.¹⁹ Zudem hatte am 6. Juni 1896 der Zürcher Gemeinderat auf Antrag des Leiters des Statistischen Amtes, Emil Kollbrunner, die Schaffung



Lesesaal der Stadtbibliothek Zürich in der Wasserkirche, kurz bevor die Bestände an die 1917 eröffnete Zentralbibliothek übergingen.



Die Bürger- und nachmalige Stadtbibliothek versah ihre Bücher mit ihrem Signet, einem Löwen mit Buch als Schildhalter des Zürcher Wappens.

eines «handlichen und billigen» Fachkatalogs angeregt, der alle städtischen und kantonalen Bibliotheken umfassen sollte.²⁰ Ein handlicher und kostengünstiger Fachkatalog war aber nur zu haben, wenn beim Aufbau des Schlagwortkatalogs die klassifizierende, hierarchische Struktur der wissenschaftlichen Systematik aufgegeben wurde. Die Stadtbibliothek war deshalb auf die Erstellung eines alphabetischen Schlagwortkatalogs umgeschwenkt. Hermann Escher beriet zudem noch im gleichen Jahr die Bibliothek des Polytechnikums beim Aufbau eines Katalogs in Zettelform, der dann allerdings von der dortigen Bibliothekskommission abgelehnt wurde.²¹

Vetter fand somit in Hermann Escher einen dankbaren Verbündeten. Das Verhältnis der beiden gestaltete sich allerdings schwierig. Escher wollte die wissenschaftlichen Bibliotheken unbedingt für breite Kreise öffnen. Er beabsichtigte deshalb, zuerst den Schlagwortkatalog zu realisieren, damit Laien die Bücher leichter finden konnten.²² Vetter dagegen hatte vor allem die Akademiker der beiden Hochschulen im Blick. Ihm lag deshalb zuerst der zentrale Nominalkatalog am Herzen, der bei den Akademikern nicht auf Ablehnung stiess und sich rascher realisieren liess. Escher, der die Probleme gerne in Ruhe analysierte, beklagte sich später über die forsche Art Veters.²³ Einig waren sich die beiden nur in der Forderung, dass ein Nominalkatalog in Zettelform unabdingbar sei und dass es zur Integration der Neuanschaffungen unbedingt die in Buchform gedruckten Zuwachsverzeichnisse brauchte. Hilfskräfte sollten daraus mit Schere und Leim die Katalogzettel erstellen. So konnten immerhin die Zuwachsverzeichnisse rasch realisiert werden.



Der Predigerchor 1822. Hier wurde 1835 die neu gegründete Kantonsbibliothek eingerichtet.

Im November 1897 nahm eine Kommission die Arbeit auf, um den Alphabetischen Zentralkatalog zu planen. Unter der Leitung von Theodor Vetter gehörten ihr Hermann Escher als Vertreter der Stadtbibliothek, Ferdinand Rudio als Bibliothekar des Polytechnikums und Emil Müller als Bibliothekar der Kantonsbibliothek an. Die Kommission liess eine Übersicht über die Buchbestände in den einzelnen Zürcher Bibliotheken erstellen. Daraus ergab sich, dass die Stadtbibliothek mit 150 000 Büchern dreimal so umfangreich war wie die Kantonsbibliothek. Von den übrigen Bibliotheken fielen zahlenmässig die Bestände der Medizinischen Bibliothek mit gut 10 000 und der Bibliothek der Museumsgesellschaft mit rund 16 000 Titeln ins Gewicht.

Aus Zeit- und Kostengründen beantragte die Kommission in der Folge, nur den Nominalkatalog zu verwirklichen und auf den Schlagwortkatalog zu verzichten, was der Regierungsrat bewilligte. Am 1. November 1901 stand der Alphabetische Zentralkatalog dem Publikum im Helmhaus zur Verfügung. Er umfasste 350 000 Zettel aus den sieben grössten Zürcher Bibliotheken. Die Aufnahme der kleineren Bibliotheken war in Vorbereitung.

Bestände der Zürcher Bibliotheken, die in den Alphabetischen Zentralkatalog aufgenommen wurden, 1898

	In gedruckten Katalogen verzeichnete Buchtitel*	Nicht in gedruckten Katalogen verzeichnete Buchtitel*
Kantons-/Universitätsbibliothek	18 000	ca. 30 000
Stadtbibliothek	ca. 150 000	keine
Eidgenössisches Polytechnikum (ETH)	27 463	ca. 2 000
Juristische Bibliothek	3 152	2 429
Medizinische Bibliothek	10 317	keine
Naturforschende Gesellschaft	3 528	2 994
Pestalozzianum	6 811	175
Museumsgesellschaft	15 414	534
Kantonale Militärbibliothek	2 100	keine
Schweizerischer Gymnasiallehrerverein	120	ca. 500
Schweizer Alpen-Club	ca. 700	keine
Antiquarische Gesellschaft	ca. 2 000	ca. 3 000
Mathematisch-Militärische Gesellschaft	897	24
Pestalozzigesellschaft	ca. 6 000	–
Künstler-Gesellschaft	ca. 1 200	ca. 100
Gewerbemuseum	ca. 1 500	keine

* Die Unterscheidung in die beiden Kategorien war für die Berechnung des zeitlichen Aufwandes notwendig, weil man die in gedruckten Katalogen verzeichneten Buchtitel zerschneiden konnte, um sie auf leere Katalogzettel zu kleben. Die anderen Titel mussten entweder zuerst gedruckt oder von Hand auf die Katalogzettel geschrieben werden.

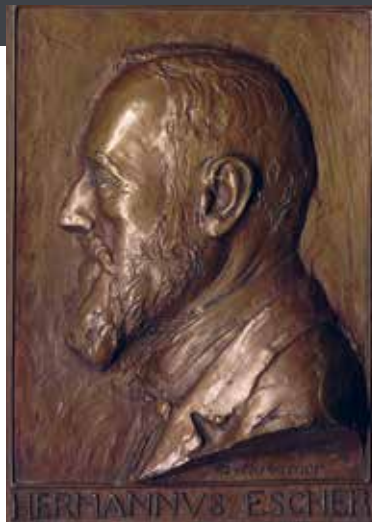
Quelle: ZBZA, St. 150, Antrag vom 25. März 1898, S. 8 f.

DER SCHLAGWORTKATALOG – DIE BIBLIOTHEK FÜR DIE BEVÖLKERUNG ÖFFNEN

Hermann Escher liess sich jedoch nicht von seiner grundsätzlichen Haltung abbringen, die Bibliotheken für breite Bevölkerungsschichten zu öffnen. Er trieb den Aufbau eines Schlagwortkatalogs aus eigener Initiative voran – nun allerdings nur für die Bestände der Stadtbibliothek. Als treuer Weggefährte unterstützte ihn dabei sein Cousin Wilhelm von Wyss, der als zweiter Bibliothekar an der Stadtbibliothek tätig war. Bereits 1890 hatten die beiden in einem Bericht festgehalten, dass der Fachkatalog in Zettelform eines der wirksamsten Mittel sei, um sich das Interesse des nichtgelehrten Publikums zu sichern.²⁴ Und als sie 1897 auf den Schlagwortkatalog setzten, stellte Escher gegenüber der Fachwelt – die einen solchen Katalog mehrheitlich ablehnte – nochmals klar: «Wir dagegen zielen mit unserem Realkata-



Blick in den Katalogsaal 1967.



Hermann Escher, der erste Direktor der Zentralbibliothek, leitete zuvor die Stadtbibliothek. Bronzerelief von Hermann Hubacher von 1931.

log zunächst auf die nicht wissenschaftlich gebildeten Benutzerkreise.» Zudem besass der Schlagwortkatalog in Zettelform gegenüber den herkömmlichen gedruckten Fachkatalogen einen wichtigen Vorteil. Er liess sich einfacher an die Gegebenheiten anpassen – oder, um es mit den Worten Hermann Eschers zu sagen: «Ein Schlagwortkatalog dagegen stellt sich als eine elastische Umhüllung dar, die man je nach der Reichhaltigkeit oder Lückenhaftigkeit der einzelnen Gebiete bald fester anziehen, bald loser sitzen lassen kann.»²⁵ Das rasche Aufkommen neuer Forschungsrichtungen wie beispielsweise der Bakteriologie oder Elektrotechnik verlangten geradezu nach dem flexiblen Schlagwortkatalog, so begründete Escher seine Forderung gegenüber den Akademikern.²⁶

Aus Rücksicht auf die Skepsis der Gelehrten blieb Escher dann aber doch auf halbem Weg stehen und führte ein System mit Gruppenschlagwörtern ein. «Unwillkürlich belastete er seine nahezu revolutionäre Neuerung mit Konzessionen an die Systematik: der Vereinigung von Schlagwörtern unter «Oberbegriffen» und einem Register der Schlagwörter nach Dezimalklassifikationen», schrieben die Verantwortlichen der Katalogabteilung 1963, als sie unter dem neuen Direktor Paul Scherrer die Beschlagwortung überdachten. Und weiter entschuldigten sie Eschers Kompromiss: «Damit suchte er seine fortschrittliche Lösung gegen die Kassandra-Rufe, das Schlagwortprinzip bedeute «Wildwuchs» und «Atomisierung», abzuschirmen.»²⁷

VEREINHEITLICHUNG DER ABLÄUFE

Während der Vorarbeiten zum Alphabetischen Zentralkatalog war Hermann Escher und Wilhelm von Wyss klar geworden, dass es zur Erfassung der Bücher eine Instruktion brauchte, um die Titel unter den Bibliotheken auszutauschen und nach

Das Signatursystem der Zentralbibliothek

Als Erstes unterschied die Zentralbibliothek für die Festlegung der Standortsignatur zwischen Werken, die periodisch erschienen, und Einzelwerken. Die abonnierten Serien erhielten ein T. Für die Zeitschriften waren die Buchstaben U, X und Y reserviert.

Die beiden Gruppen, also die Periodika und die Einzelwerke, unterteilte sie dann in Sachgebiete, deren Anzahl die Zahl der Buchstaben des Alphabets jedoch nicht übersteigen sollte, sodass jeder Sachgruppe als Signatur ein Buchstabe zugeordnet werden konnte. Die Gruppe der Einzelwerke musste zudem noch nach dem Druckjahr geordnet werden, damit dereinst – um Platz in der Nähe des Ausleihdienstes für neue Bücher zu schaffen – die älteren Bestände als Ganzes an einen entfernten Magazinstandort verschoben werden konnten. Die vor 1881 publizierten Bücher erhielten zu Beginn ein A, diejenigen aus der Zeit von 1881 bis 1915 ein B. Für die Zeit von 1916 bis 1950 gab es ein C. Die Publikationen von 1951 bis 1982 bekamen ein F, diejenigen von 1983 bis 2005 ein G und diejenigen von 2006 bis 2015 ein H.

Die Signatur CD beispielsweise verrät mit ihrem Buchstaben C, dass das Buch während der Jahre von 1916 bis 1950 publiziert worden war. Das D bezeichnet die Sachgruppe Volkswirtschaft.

Auf die Buchstaben folgte eine fortlaufende Zahl, wobei die erste Ziffer das Format zum Ausdruck brachte. Es gab fünf Formate. Die Grossformate wurden ohne Rücksicht auf den Inhalt separat aufgestellt. Gleiches galt für die Broschüren und die Dissertationen.

Daneben gab es eine Reihe von Spezialsignaturen. Die Reiseführer beispielsweise bekamen ab 1951 die Signatur FY. Die Signatur LK, die für die Forschenden eine Fundgrube ist, stammt von dem sogenannten Laubenkasten her. Heute weiss niemand mehr, wo dieser einst stand. Es wurde darin eine Zeitlang alles verstaut, bei dem unklar war, wo man es unterbringen sollte.

2016 gab die Zentralbibliothek das System auf und führte eines mit fortlaufenden Nummern ein. Neu bezeichnen die ersten vier Zahlen das Jahr. Darauf folgt ein Buchstabe von A bis F für das Format. Danach werden die Bücher beginnend mit 10 001 jedes Jahr neu durchnummeriert.

klaren Kriterien in den Nominal- und Schlagwortkatalog einsortieren zu können.²⁸ Das Problem wurde damals auch in den Nachbarländern diskutiert. Die Ansätze in Frankreich waren Escher und von Wyss jedoch zu einfach, und die preussische Instruktion ging ihnen zu weit. Während beispielsweise französische Bibliotheken die Bücher, bei denen der Autor nicht bekannt war, nach dem ersten Buchstaben des Titels einordneten, brauchte es in Deutschland die Beherrschung der grammatikalischen Regeln nach einer humanistischen Ausbildung, um die Vorschriften richtig anzuwenden. Die beiden Zürcher wählten einen Mittelweg, wobei sie sich zur Zeitersparnis darauf einigten, jeweils nur so viel eines Titels aufzunehmen, dass das Werk eindeutig identifizierbar war. Bei den anonymen Titeln fand Escher zudem die

Verteilung des Anschaffungskredits nach Fachgebieten in Prozent, 1916

		1916
1	Allgemeines	5,1
2	Theologie	5,1
3	Staatswissenschaften	18,1
4	Medizin	12,9
5	Veterinärwissenschaften	1,3
6	Philosophie und Pädagogik	2,0
7	Sprachen und Literatur	11,2
8	Geschichte und Kunstgeschichte	12,5
9	Geografie, Ethnografie	1,7
10	Naturwissenschaften	18,2
11	Helvetica	4,3
12	Handschriften	1,1
13	Grafische Blätter	5,8
14	Münzen und Medaillen	0,7

thek, die Kantonsbibliothek, die Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft, die Bibliothek der Medizinisch-Chirurgischen Gesellschaft und die Bibliothek der Juristischen Gesellschaft. Dabei ging es nicht einfach darum, die Bücher an einen neuen Ort zu transportieren, sondern es mussten fünf verschiedene Bibliothekskulturen unter einen Hut gebracht werden. Die Mitglieder der Stadtbibliothek und der Naturforschenden Gesellschaft beispielsweise bestanden weiterhin auf dem freien Zugang zu den Magazinen, um sich die Bücher selbst zu holen. Die Mitglieder der Medizinisch-Chirurgischen Gesellschaft und der Juristischen Gesellschaft verlangten dagegen einen eigenen Lesesaal.³² Wichtig war den ehemaligen Benutzern der Teilbibliotheken zudem, dass deren ursprüngliche Aufstellung nach Sachgebieten bestehen blieb, damit die Bücher im Gestell rasch gefunden werden konnten. In der Kantonsbibliothek etwa dienten die Standortkataloge der rund einhundert Aufstellungsgruppen gleichzeitig als Findmittel.³³ Ausserdem umfasste die Kantonsbibliothek die Bibliothek des Chorherrenstifts des Grossmünsters und die Bibliothek des Klosters Rheinau mit wiederum eigenen Ordnungssystemen.³⁴

Um die Bücher platzsparend aufstellen zu können und den Bestelldienst möglichst effizient zu organisieren, entschied sich die Bibliothekskommission im Mai 1915 jedoch, die Bestände nach einem eigenen System in den Magazinen zu versorgen.³⁵ Das System war einerseits so gewählt, dass die neusten Bücher in der Nähe der

Am 10. Oktober 1915 ging die Verwaltung des Alphabetischen Zentralkatalogs an die Zentralbibliothek über. Ende Jahr beschloss die Bibliothekskommission, den Schlagwortkatalog, der von der Stadtbibliothek übernommen worden war, auf die übrigen Bestände auszudehnen.³⁶

Schwer tat sich Hermann Escher mit der Frage, ob die nach Wissensgebieten aufgebauten Bandkataloge als Recherchemittel weitergeführt werden sollten oder ob es nur noch den Alphabetischen Zentralkatalog brauche. Da Escher selbst die Bandkataloge nicht mehr weiterführen wollte, befürchtete er, bei den Gelehrten in Ungnade zu fallen. Um sich diesbezüglich abzusichern, führte er 1916 eine Umfrage bei den Benutzern durch.³⁷ Weil sich die Befürworter und Gegner des Schlagwortkatalogs jedoch ungefähr die Waage hielten, zögerte er mit der Abschaffung der Bandkataloge noch bis 1919.³⁸ Für die Präsenzbestände im Lesesaal wurde das System allerdings vorerst beibehalten. Der Schlagwortkatalog blieb bei den Gelehrten umstritten. Noch in den 1970er Jahren gab es vereinzelt Professoren, die ihn für eine Geldverschleuderung hielten, weil die Wissenschaft nicht mit ihm arbeiten würde.³⁹

Mit der Schaffung des Alphabetischen Zentralkatalogs gab man sich in Zürich allerdings nicht zufrieden. Bereits 1905 regte Hermann Escher die Gründung eines Schweizerischen Gesamtkatalogs an.⁴⁰ Und als sechs Jahre später in der Landesbibliothek Bern Bewegung in die Angelegenheit kam, bot sich die Stadtbibliothek Zürich selbstbewusst als Standort dafür an. Escher rechnete sich gute Chancen aus, dass Zürich diese Aufgabe übernehmen konnte. Wegen des Ersten Weltkriegs kam das Projekt jedoch ins Stocken. Zürichs Vorleistungen gerieten in Vergessenheit und 1927 wurde die Landesbibliothek in Bern zum Standort erklärt.⁴¹

SCHWIERIGE JAHRZEHNTE

Die Enttäuschung darüber, dass die Landesbibliothek in Bern mit der Führung des schweizerischen Gesamtkataloges beauftragt wurde, dürfte sich allerdings schon bald in Grenzen gehalten haben. Längst waren die Verantwortlichen von den Alltagsproblemen eingeholt worden, ihre eigenen Bestände auf dem aktuellen Stand zu halten. «Seit ungefähr 1930 sind die Lücken in der neueren Literatur erschreckend. Da (im Gegensatz etwa zur UB Basel) eine systematische Anschaffungspolitik fehlte, haben die Bestände einen weitgehend zufälligen Charakter», schrieb Direktor Paul Scherrer 1966 in einem Brief an die Bibliothekskommission.⁴² Die Krise der 1930er Jahre und der Zweite Weltkrieg mögen als Erklärungen herhalten, warum die Verantwortlichen nicht mehr Mittel verlangten. Unverständlich dagegen ist, weshalb sie nach Kriegsende nicht resolut auf den schleichenden Untergang der Bibliothek aufmerksam machten, sondern im Gegenteil auf den Vorschlag der Universitätsleitung, sie bei der Forderung nach mehr Geld zu unterstützen, reserviert reagierten. Die Universität hatte 1950 am Beispiel des englischen Seminars detailliert aufgezeigt, wie



Katalogsaal mit Bandkatalogen und Alphabetischem Zentralkatalog, 1917.

gross die Lücken in der Zentralbibliothek waren. Dazu rechnete sie dieser vor, dass der Anteil des Anschaffungskredits im Vergleich zu den Personalkosten stark zurückgegangen war. Statt den Ball aufzunehmen, gab sich die Bibliothekskommission mit der Antwort des Regierungsrats zufrieden, dass dem Staat das Geld fehle. Einzig die schlimmsten Lücken stopfte die Kommission mithilfe des Reservefonds.⁴³

Gleichzeitig wurden bibliothekarische Arbeiten stillschweigend aufgegeben, ohne dass es dazu einen Beschluss gegeben hätte. So stellte 1950 der Katalogbeamte die Pflege des Turicensiakatalogs ein. Spätere Kontrollen ergaben zudem, dass die Katalogabteilung ihre Arbeit seit Jahren nicht mehr bewältigt hatte. Im Nomenkatalog waren die Titel von 100 000 Dissertationen nicht nachgeführt worden. Im Schlagwortkatalog fehlten sogar 200 000 Nachweise.⁴⁴ Zudem gab es kein stringentes Anschaffungskonzept. Es hätten jeweils der Direktor und die Abteilungsleiter nach eigenem Gutdünken entschieden, was angeschafft wurde.⁴⁵

Nach Antritt des neuen Direktors Paul Scherrer war es der junge Historiker und Bibliothekar Jean-Pierre Bodmer, der erstmals im Jahresbericht von 1963 schriftlich auf den besorgniserregenden Zustand der Bibliothek hinwies: «Es bleibt nichts anderes übrig, als bei diesem beängstigenden Masse ungelöster Aufgaben (worin die unvermerkte innere Aushöhlung der Bibliothek zutage tritt, wie sie sich aus der Schrumpfung des Personals in einer Periode ergab, in der andere Bibliotheken ihren



Paul Scherrer, 1956. Der Leiter der ETH-Bibliothek wurde 1963 als Sanierer an die Zentralbibliothek geholt.

Stab mehr als verdoppelten), geduldig Schritt für Schritt vorzugehen», schrieb er dazu.⁴⁶ Die Aussage in der Klammer wurde nachträglich zwar noch gestrichen. Die Offenheit gegenüber den Problemen zeigt jedoch, dass der neue Direktor einen frischen Wind in die Bibliothek brachte.

EINFÜHRUNG DER FACHREFERATE

Paul Scherrer ging die Sanierung der Zentralbibliothek zielstrebig an. Er stockte sowohl die finanziellen Mittel wie auch den Personalbestand jedes Jahr auf. Alle Bereiche wurden nach Rationalisierungsmöglichkeiten durchleuchtet. Ab sofort löste Scherrer das mehrfache Abtippen der Titel durch ein Durchschreibeverfahren ab. Ausserdem liess er, um den Handdruck zu ersetzen, verschiedene Kleindruckmaschinen testen. Das Rennen machte 1965 nach verschiedenen Versuchen ein Rex-Rotary-Drucker.

Gleichzeitig führte Scherrer das Fachreferentensystem ein, gemäss dem sich die Bibliothekarinnen und Bibliothekare nur noch um die ihnen zugewiesenen Fachgebiete kümmerten. Bis dahin hatten sie die Bibliografien unter sich aufgeteilt und Anschaffungsvorschläge in allen Bereichen gemacht. Neu liess man die Bibliografien zirkulieren. Zudem mussten die Fachreferenten und -referentinnen selbst im Katalog nachschauen, ob ein Buch bereits vorhanden war, was wegen des zusätzlichen Aufwands nicht bei allen auf Verständnis stiess.⁴⁷ Scherrer wollte damit erreichen, dass sie die Bestände ihrer Fachgebiete auch wirklich kannten. Jean-Pierre Bodmer



Paul Scherrer führte 1965 das Fachreferentensystem ein. Die Bibliothekarinnen und Bibliothekare bearbeiten ausschliesslich ihre Fachgebiete. Mit einem Knopfsystem wird sichergestellt, dass die Bibliografen richtig zirkulieren.

musste zudem am Beispiel der Geschichte aufzeigen, wie ein Fachreferat richtig zu bearbeiten war. Im Jahresbericht von 1966 resümierte man über die ersten Erfahrungen: «Bei dem noch bescheidenen und für eine Bibliothek unserer Grösse unterdimensionierten Akademikerbestand kann selbstverständlich das Fachreferatssystem erst bescheidene Erträge bringen. Trotzdem sind wir damit auf dem richtigen und einzigen gangbaren Weg, soll die «Anschaffungspolitik» aus dem Stadium von tausenderlei Zufälligkeiten herauskommen und zu einer planvollen Auswahl werden.»⁴⁸ Es fehlte an Personal und vor allem an Akademikern. An Frauen scheint man bei den wissenschaftlichen Bibliotheken weniger gedacht zu haben. Das Fachreferat Chemie war während kurzer Zeit das einzige, das von einer Frau betreut wurde. Vieles musste vorerst improvisiert werden. So betreute der Theologe Georg Bühler neben der Theologie auch die Naturwissenschaften. Der Direktor selber übernahm das Fachreferat Germanistik, weil er dieses Fach studiert hatte. Da ihm neben der Leitung der Bibliothek jedoch viel zu wenig Zeit für diese Arbeit blieb, verliess er sich auf die Vorschläge einer Buchhandlung. Roland Mathys bearbeitete unter anderem das Fachreferat Entwicklungsländer, weil er zwei Jahre in Afrika gelebt hatte. «Zu unserem Beruf gehört auch das Wagnis, sich scheinbar Unmögliches zum Ziel zu setzen und dann mit nie erlahmender Konsequenz darauf hinzuwirken», so sprachen sich die Fachreferenten laut dem Jahresbericht von 1967 Mut zu, weil vieles noch nicht dem entsprach, was man von der Zentralbibliothek als Universitätsbibliothek erwarten durfte.⁴⁹

1970 waren die einzelnen Fachbereiche so weit organisiert, dass sich die Verantwortlichen um die Qualität der Anschaffungen kümmern konnten. Für jedes Fachge-

biet wurde eine Evaluation durchgeführt und daraus ein Sammlungskonzept abgeleitet. Es gab fünf Stufen: Nullstufe, Orientierungsstufe, Studienstufe, Forschungsstufe und die Sondersammlungsstufe. Bei der Nullstufe beispielsweise wurde nichts erworben und Geschenke durften nur mit höchster Zurückhaltung angenommen werden. Bei der Sondersammlungsstufe dagegen, zu welcher die Turicensia zählten, schaffte die Zentralbibliothek nicht nur alle relevanten wissenschaftlichen Werke an, sondern es mussten überhaupt alle Druckerzeugnisse, die etwas mit dem Kanton Zürich zu tun hatten, gesammelt werden. Dazu gab es weitere Kriterien, wie beispielsweise die Sprache, die Art des Buches (Sachbuch, Lehrmittel, wissenschaftliche Arbeit) oder das behandelte Land, die zu berücksichtigen waren. Insgesamt 24 Personen kümmerten sich 1972 um knapp vierzig Fachgebiete. Mit der Einführung des Computers wurde die Neuerwerbungsliste 1974 elektronisch nochmals wesentlich verfeinert in 282 Fachgebiete aufgeteilt. Diese Computerdaten bildeten ausgedruckt gleichzeitig die Grundlage, um die Anschaffungen besser mit den Instituts- und Seminarbibliotheken der Universität abzustimmen. Die Anschaffungskriterien wurden in der Folge auch überprüft. Aus dem Jahr 1997, als die Finanzknappheit des Kantons die Zentralbibliothek zu Sparmassnahmen zwang, liegt ein Bericht des Leiters der Erwerbungsabteilung und späteren Chefbibliothekars Beat Wartmann mit Massnahmen vor, um trotzdem die Qualität als wissenschaftliche Bibliothek zu halten.⁵⁰ Die Arbeitersparnis durch den Computer trug dazu bei, dass bis in die heutige Zeit die Zahl der Fachreferentinnen und -referenten nur noch leicht anstieg. Aktuell sind es rund dreissig. Das 2013 neu formulierte Erwerbungsprofil, das von allen Fachreferentinnen und -referenten nach dem Vorbild des ETH-Bibliotheks-Profils überarbeitet wurde, ist auf der Homepage der Zentralbibliothek abrufbar.⁵¹

GRENZEN

DER VERNETZUNG

Eigentlich hätte die Zusammenarbeit der Zentralbibliothek mit der Universität Zürich nicht besser beginnen können. 1914, im selben Jahr, in dem das Stimmvolk der Gründung der Zentralbibliothek zustimmte, konnte die Universität ihr neues Hauptgebäude neben der ETH beziehen. Die Universität bot den Seminarbibliotheken nicht nur ausreichend Platz, was der Rektor anlässlich seiner Eröffnungsrede besonders hervorhob; einige dieser Bibliotheken waren auch mit zusätzlichen finanziellen Mitteln ausgestattet worden.⁵² In der Folge fehlte es jedoch sowohl in der Zentralbibliothek als auch an der Universität an Personal und am Willen zur Zusammenarbeit. Der Austausch hing stark von den jeweiligen Professoren ab. Die Zentralbibliothek war zwar als Universitätsbibliothek gegründet worden. Sie besass aber keinerlei Kompetenzen, die Anschaffungspolitik der einzelnen universitären Instituts- und Seminarbibliotheken zu beeinflussen. Die einzige Einflussmöglichkeit lief über den Regierungsrat, der in beiden Institutionen den Kanton vertrat. So wurde etwa auf Druck der Erziehungsdirektion während der Wirtschaftskrise der 1930er Jahre in der Zentralbibliothek ein Katalog aller universitären Bibliotheken angelegt. Es handelte sich um eine Arbeitsbeschaffungsmassnahme für arbeitslose Akademiker und Kaufleute. Die Universität willigte allerdings nur unter der Bedingung ein, dass die Benutzung der Seminar- und Institutsbibliotheken den Professoren und Studierenden der Universität vorbehalten blieb. Insgesamt katalogisierten die Arbeitslosen die Bibliotheksbestände von 59 Instituten und Seminaren. Davon wurden 41 ganz oder teilweise neu geordnet. Der Katalog geriet allerdings schon bald nach dem Zweiten Weltkrieg in Vergessenheit, weil sich niemand um die Erfassung der Neuzugänge kümmerte.⁵³

Erst Direktor Paul Scherrer machte die Verbesserung der Zusammenarbeit mit der Universität wirklich zum Thema. 1966 reaktivierte er den Alphabetischen Zentralkatalog der Seminar- und Institutsbibliotheken.⁵⁴ Mit dem kunsthistorischen Institut sowie mit acht auf Kunst spezialisierten Bibliotheken wurde zudem ein Pilotversuch gestartet, um deren Anschaffungen aufeinander abzustimmen. Das Projekt zeigte, dass einiges an Potenzial vorhanden war. Die Zentralbibliothek profitierte vom Fachwissen der Spezialisten an der Universität, und die Anzahl Doppelanschaffungen liess sich vermindern. Über eine freiwillige Zusammenarbeit, die stark von den einzelnen Leitungen der Teilbibliotheken abhing, kam man aber nicht hinaus. Zudem drohte der Pilotversuch ins Gegenteil der ursprünglichen Absicht zu kippen. Die ETH wäre nämlich am liebsten aus dem Alphabetischen Zentralkatalog ausgestiegen.⁵⁵ Ganz erfolglos blieb Scherrers Initiative jedoch nicht. Eine Kontrolle ergab 1968, dass von den 101 Seminar- und Institutsbibliotheken deren 67 regelmässig ihre Katalogzetteln der Zentralbibliothek ablieferten.⁵⁶ Ein Meinungsaustausch, den die Zentralbibliothek in diesem Jahr unter dem Namen «Zürcher Bibliotheksgespräche» zu drängenden Fragen durchführte, zeigte, «dass hier ein heisses Eisen» angepackt wurde.⁵⁷ Wer alles teilnahm, ist leider nicht überliefert. Das Eisen war schliesslich so heiss, dass die «Zürcher Bibliotheksgespräche» eine einmalige Sache blieben.

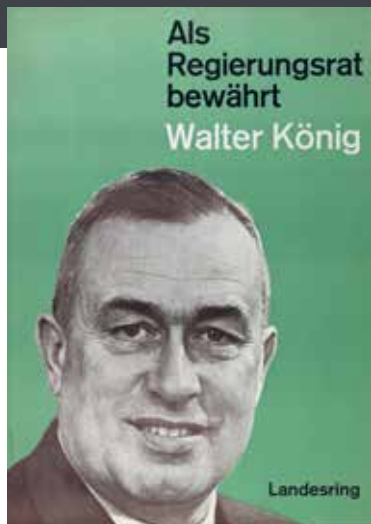
KONKURRENZ DURCH DIE HAUPTBIBLIOTHEK DER UNIVERSITÄT

Direktor Scherrer konnte nicht verhindern, dass die Zentralbibliothek durch die naturwissenschaftliche Fakultät der Universität unter Druck geriet. Diese plante nämlich im ehemaligen Strickhofareal auf dem Irchel einen Erweiterungsbau mit einer eigenen Hauptbibliothek. Scherrers Vorgänger, Ludwig Forrer, hatte es Ende der 1950er Jahre verschlafen, vom sogenannten Sputnikschock zu profitieren, um mehr Geld für Anschaffungen im naturwissenschaftlichen Bereich einzufordern. Die Befürchtung, gegenüber dem kommunistischen Wirtschaftssystem ins Hintertreffen zu geraten, hatte in der Politik eine grosse Bereitschaft ausgelöst, das Bildungswesen und insbesondere die naturwissenschaftliche Ausbildung finanziell zu fördern. Diese Entwicklung wurde in der Zentralbibliothek jedoch zu spät erkannt. Als unter dem neuen Direktor Paul Scherrer ein Umdenken einsetzte, lief die Planung bereits an der Zentralbibliothek vorbei. 1962 war erstmals die Rede davon, auf dem Strickhofareal einen Erweiterungsbau für die Philosophische Fakultät II der Universität zu errichten. 1967 informierte Regierungsrat Walter König die Bibliothekskommission, dass dort auch eine Bibliothek für die Naturwissenschaften geplant sei.⁵⁸ Das Projekt stellte die Position der Zentralbibliothek als Universitätsbibliothek in Frage. Die Bibliothekskommission blieb jedoch untätig. Der Fall verdeutlicht ein grundsätzliches Dilemma in der Führung der Zentralbibliothek. Einerseits sollten die Mitglieder der Bibliothekskommission, die man in der heutigen Terminologie als Verwal-

tungsrat bezeichnen würde, die Zentralbibliothek in die Zukunft führen, andererseits musste ein Teil von ihnen die Interessen der Geldgeber Kanton und Stadt vertreten. Zudem waren sich die Professoren, die wiederum ihre eigenen Interessen wahrnahmen, selbst nicht einig, welches die beste Lösung für die Universität sei. So kam es an der Kommissionssitzung vom 4. Februar 1969 zu einer längeren Diskussion, weil es im Entwurf des Jahresberichts hiess: «die Welle der Gründung autonomer Institutsbibliotheken [...] gehört bereits der Vergangenheit an».⁵⁹ Marcel Beck, Professor für Geschichte des Mittelalters, verlangte die Streichung der Textpassage. Für ihn war das Konzept der zentralen Bibliothek überholt. Er sah die Zukunft der Zentralbibliothek in der Spezialisierung auf die Geisteswissenschaften. Becks Ausführungen wiederum brachten den Medizinhistoriker Erwin Heinz Ackerknecht in Rage, der eine sowohl natur- wie geisteswissenschaftliche Sicht vertrat und deshalb an einer universalen Bibliothek interessiert war. Er warf Beck vor, die Liquidation der Zentralbibliothek voranzutreiben. Schliesslich versuchte Stadtrat Jakob Baur, die Wogen mit dem Votum zu glätten, es sei nicht an der Bibliothekskommission, den offenen Streit zu entscheiden. Er brachte damit das verbreitete Verständnis des Gremiums auf den Punkt. Die tonangebenden Mitglieder der Bibliothekskommission sahen ihre Funktion zuerst in der Umsetzung der politischen Vorgaben und erst danach in der Entwicklung einer Strategie, die der Zentralbibliothek als Universitäts-, Kantons- und Stadtbibliothek entsprach.

Die strategischen Aufgabenstellungen blieben vor allem an der Direktion hängen. Wie sich beispielsweise Paul Scherrer für die Stärkung der Zentralbibliothek einsetzte, belegt ein Brief, den er der Erziehungsdirektion am 18. Februar 1971 schrieb, um die Einrichtung einer ethnografischen Seminarbibliothek abzuwenden. Darin betont er, wie wichtig es sei, dass die Studierenden nicht nur über Bücher aus dem eigentlichen Fachbereich verfügten, sondern auch zur Fachliteratur der zahlreichen Nachbarwissenschaften Zugang haben sollten. Dies wiederum könne nur die Zentralbibliothek leisten.⁶⁰

Als 1972 die Diskussion um eine neue Bibliothek in die entscheidende Phase ging, konnte auch die Zentralbibliothek Stellung nehmen. Obwohl ein definitiver Entscheid noch ausstand, waren die Würfel zum Bau der Hauptbibliothek der Universität auf dem Irchel bereits gefallen. Es entwickelte sich in der Bibliothekskommission eine Diskussion, die vor allem von der Sorge um die Zukunft der eigenen Bibliothek getragen war. Die Mitglieder befürchteten, der Kanton könne wegen seiner hohen Bildungsausgaben den Verleider an der Zentralbibliothek bekommen. Es ging aber auch um die Frage, die schon Theodor Vetter und Hermann Escher getrennt hatte. Sollten die Bibliotheken der Universität auch für Personen ausserhalb der Universität zugänglich sein? Professor Beck forderte, die Erziehungsdirektion müsse endlich energisch gegen die Potentaten gewisser Institute vorgehen, die noch immer die Meinung vertreten würden, die Seminarbibliotheken seien in erster Linie



Regierungsrat Walter König förderte die Einführung des Computers. Wahlplakat, 1959.



Blick in den Lesesaal 1967.

als Privatbibliotheken der Professoren zu betrachten. Erneut wurde eine bessere Abstimmung der Anschaffungspolitik gefordert. Für Regierungsrat Alfred Gilgen war klar, dass es zu einer Koordination der Anschaffungen kommen müsse. «Sie kann nötigenfalls erzwungen werden», beruhigte er die Bibliothekskommission. Ausserdem stellte er in Aussicht, die Koordination bei den Anschaffungen in den Pflichtenheften der Direktoren der Zentralbibliothek und der Strickhofbibliothek festhalten zu lassen. Für ihn sei es selbstverständlich, dass das allgemeine naturwissenschaftliche Niveau in der Zentralbibliothek gehalten werden müsse. Direktor Hans Baer ergänzte dazu, dass die Zentralbibliothek als öffentlich-wissenschaftliche Bibliothek auch naturwissenschaftliche Bibliothek bleibe. Dazu sei sie durch Verträge mit der Medizinisch-Chirurgischen Gesellschaft und der Naturforschenden Gesellschaft verpflichtet. Anträge von einzelnen Mitgliedern der Bibliothekskommission zu Details der neuen Bibliothek auf dem Irchel, wie etwa zum Namen, lehnte Gilgen kategorisch ab. Stattdessen stellte er klar, dass es sich beim Bau der Strickhofbibliothek um eine Angelegenheit handle, die ausschliesslich in die Kompetenz des Kantons falle.⁶¹

Der Zürcher Kantonsrat entschied schliesslich, 1974 auf dem Irchel eine Hauptbibliothek für Naturwissenschaften zu bauen, die auch die Koordination der Instituts- und Seminarbibliotheken der Universität übernehmen sollte. Ansonsten belies man es bei der vagen Forderung, es müssten alle zusammenarbeiten.

Die Zusammenarbeit mit den zahlreichen Bibliotheken der Universität blieb weiterhin unbefriedigend. Unter dem Stichwort «Wildwuchs der Seminar- und Institutsbibliotheken» kamen Ende 1976 in der Bibliothekskommission die Anschaffungskredite zur Sprache. Die Zahlen machten deutlich, dass es um ein beträchtliches Volumen an Fachliteratur ging, das nur Universitätsangehörigen zur Verfügung stand. Die über einhundert Bibliotheken der Universität beantragten zusammen

rund 2,4 Millionen Franken, während der allgemein zugänglichen Zentralbibliothek 1,9 und der ETH-Hauptbibliothek 2,6 Millionen zur Verfügung standen. Die Zentralbibliothek fürchtete um ihre Position als Universitätsbibliothek. Erneut kam es nur zu einem zaghaften Lösungsvorschlag durch die Bibliothekskommission. Um Doppelspurigkeiten zu minimieren, sollten die Seminar- und Institutsbibliotheken inskünftig ihre Anschaffungen mit denjenigen der Zentralbibliothek abgleichen. Dank des Computers konnte die Zentralbibliothek nun Neuerwerbungslisten zur Verfügung stellen. Regierungsrat Gilgen versprach, sich an der Universität dafür einzusetzen, dass die Listen auch wirklich durchgearbeitet würden.⁶²

Am 5. November 1980 öffnete die Hauptbibliothek auf dem Campus der Universität Irchel ihre Türen. Gleichzeitig nahm sie für die Anschaffung, Katalogisierung und Ausleihe ein Computerprogramm für Bibliotheken in Betrieb, das sie eingekauft hatte. Damit gab es auf dem Platz Zürich nicht nur drei grosse voneinander weitgehend unabhängige Hochschulbibliotheken. Die drei Institutionen gingen auch eigene Wege, was die elektronische Datenverarbeitung betraf. In der Zentralbibliothek kam eine Eigenentwicklung zum Einsatz, deren Anschaffungsmodul seit 1974 produktiv in Betrieb war (ZAERIS). Die ETH, die 1964 als Erste mit Lochkarten begonnen hatte, entschied 1980, ebenfalls eine eigene umfassende Bibliothekssoftware zu entwickeln (ETHICS). Nur die Hauptbibliothek der Universität Zürich setzte auf ein Programm, das sie nicht selbst entwickelt hatte (DOBIS/LIBIS). Ausserdem gab es in der Schweiz noch die Bibliothekssoftware SIBIL, die seit 1969 von der Universität Lausanne entwickelt worden war und hauptsächlich in der Romandie und im Tessin, aber auch in den Hochschulbibliotheken in Basel und St. Gallen zum Einsatz kam.⁶³

Da der Datenaustausch noch kein Thema war, führten die Alleingänge zunächst zu keinem zusätzlichen Druck, sich besser zu vernetzen oder sich gar auf ein System zu einigen. Wenn es in der Folge um die Zusammenarbeit ging, kamen vorerst die alten Probleme bei der Anschaffung zur Sprache. 1983 etwa befürchtete die Zentralbibliothek, dass sie von den Instituten der Universität in Zeiten der Finanzknappheit als Lückenbüsser missbraucht werden könnte. Die Institutsbibliotheken verfügten inzwischen über einen doppelt so hohen Anschaffungskredit wie die Zentralbibliothek.⁶⁴ Langfristig wurde durch den Einsatz des Computers aber ein neues Kapitel der Bibliotheksgeschichte aufgeschlagen, das sich auf die Vernetzung der Bibliotheken auswirkte.

DIE AUTOMATION DER BIBLIOTHEK

Die Automation der Bibliotheken, wie man den Einsatz der elektronischen Datenverarbeitung respektive des Computers anfänglich nannte, nahm in Europa gerade ihren Anfang, als der Vorsitzende der Bibliothekskommission, Regierungsrat Walter König, 1963 den Direktor der Zentralbibliothek aufforderte, sich mit der neuen Technologie auseinanderzusetzen. Paul Scherrer, der kurz zuvor die Leitung der Zentralbibliothek übernommen hatte, sollte sich zu diesem Zweck mit der Universität Zürich in Verbindung setzen. Diese verfügte seit einem Jahr über ihren ersten Computer. Scherrer beauftragte daraufhin den Oberbibliothekar Georg Bühner, einen Bericht über die Automation an der Library of Congress in Washington zu verfassen, die ihre ersten Erfahrungen mit dem Computer gerade publiziert hatte.⁶⁵ Bühner kam zum Schluss, dass die Automation der bibliografischen Daten für die Suche nach Dokumenten technisch für grosse Forschungsbibliotheken grundsätzlich möglich sei. Der finanzielle Aufwand sei allerdings sehr hoch und schwierig zu berechnen.⁶⁶ 1966 lieferte Bühner detaillierte Berichte über zwei weitere amerikanische Bibliotheken nach, die bei der Automation recht weit fortgeschritten waren. Regierungsrat König stand der neuen Technik sehr aufgeschlossen gegenüber. Er hatte zwei Kredite von insgesamt über einer Million Franken durch den Kantonsrat gebracht, um das Rechenzentrum der Universität Zürich aufzubauen und einen zweiten, leistungsfähigeren Computer zu mieten, der auch von der kantonalen Verwaltung genutzt werden konnte.⁶⁷ Nachdem sich König in der Bibliothek in Bochum, die bei der Automation Pionierarbeit leistete, und Scherrer anlässlich einer Informationsveranstaltung in Darmstadt zum Einsatz des Computers in Bibliotheken weiterkundig gemacht hatten, kamen die beiden Ende 1966 jedoch zum Schluss, dass der

finanzielle Aufwand für die Zentralbibliothek noch zu hoch sei. Grundsätzlich war man sich in der Bibliothekskommission einig, dass zuerst die Ausleihe und dann die Katalogisierung automatisiert werden sollten. Vorsorglich führte man schon Nummern für die Benutzerinnen und Benutzer ein.⁶⁸

Als darauf der Computereinsatz in zwei amerikanischen Bibliotheken scheiterte, resümierte Georg Bühler 1968 in der «Neuen Zürcher Zeitung», es sei gut, andere das Lehrgeld für den Einsatz der neuen Technologien bezahlen zu lassen.⁶⁹ Der Satz hatte prompt eine Entgegnung in der gleichen Zeitung zur Folge. Wenn alle die Haltung einnahmen, die anderen das Lehrgeld bezahlen zu lassen, gäbe es keinen Fortschritt, konterte dessen Verfasser, der leider den Artikel nicht namentlich zeichnete.⁷⁰

VON DEN ERSTEN SCHRITTEN ZUR GRÜNDUNG DER PLANUNGSABTEILUNG

Die Zentralbibliothek liess sich dadurch nicht von ihrem vorsichtigen Weg abbringen. Scherrer beauftragte zwei junge Bibliothekare, die Einführung des Computers in der Zentralbibliothek zu evaluieren. Der Jurist Roland Ilg sollte zu diesem Zweck die Bedürfnisse der Bibliothek abklären. Paul Höfliger, der Mathematik und Physik studiert hatte, musste die technologische Machbarkeit prüfen. Aus der Schnittmenge der beiden Ansätze sollte dann hervorgehen, wie und wann eine Lösung sinnvoll war, ohne die lange hauseigene Tradition über den Haufen zu werfen. Scherrer dachte dabei beispielsweise an die komplexen Signatursysteme. «Wir können nicht die gesamte Arbeit, die seit 1629, 1835 und 1914 von Bibliothekaren geleistet wurde, von neuem beginnen», stellte er gegenüber der Erwartung der Informatiker klar, die künftige Arbeitsweise an die damals technisch noch relativ beschränkten Möglichkeiten der Computer anzupassen. Dabei räumte er aber auch offen ein, dass bei den herkömmlichen Bibliothekaren eine irrationale Technophobie herrsche, die es zu überwinden gelte.

Scherrer, der für sich in Anspruch nahm, nicht nur seit dem Beginn der 1950er Jahre die Entwicklung hin zur Automation der Bibliotheken genau verfolgt, sondern damals – noch als Leiter der ETH-Bibliothek – auch Jean-Pierre Sydler mit den ersten Abklärungen zum Computereinsatz beauftragt zu haben, hatte ziemlich klare Vorstellungen vom weiteren Vorgehen. «Es muss also ein System gefunden werden, welches den Einbau der Methoden elektrischer Datenverarbeitung im vorgegebenen Zustand ermöglicht. Wahrscheinlich wird dies nur etappenweise, das heisst zunächst in besonders geeigneten Teilbereichen möglich sein», schrieb er an Hans Peter Künzi, den damaligen Leiter des Rechenzentrums der Universität Zürich, dessen Dienste Höfliger und Ilg vorerst kostenlos nutzen konnten. Gleichzeitig fühlte sich Scherrer unter Druck der ETH-Bibliothek, weil sein dortiger Nachfolger, der eben erwähnte Jean-Pierre Sydler, zu seinem Bedauern «dem Literaturnachweis auf breiter Basis», also der Digitalisierung des Katalogs, den Vorzug gegeben hatte. «Wir



1963 wurde der erste öffentliche Fotokopierer aufgestellt. Foto von 1967.

sind ihnen deshalb sehr dankbar», schrieb Scherrer dem Leiter des Rechenzentrums der Universität zusätzlich, «wenn sie nach einem andern System als die ETH es verwendet, die Lösung suchen.» Und weiter: «Dabei ist es natürlich entscheidend, dass die Versuche mit gleichwertigem Gerät unternommen werden, damit sich nicht eine dimensionsbedingte (also zufällige) Unterlegenheit der einen Versuchsreihe ergibt.» Letztlich war Scherrer aufgrund der hohen Kosten auch noch nicht vollends davon überzeugt, dass sich der Computer in den Bibliotheken durchsetzen würde. Es habe ihm bisher niemand eine Kosten-Nutzen-Rechnung liefern können, so begründete er seine Skepsis.⁷¹

Höfliger und Ilg, die unterschiedliche Sichten und Vorstellungen einbrachten, gingen die Aufgabe sehr grundlegend an. Sie pflegten den Kontakt mit dem IBM-Forschungslabor in Rüschlikon, und Höfliger besuchte Bibliotheken und Computerfirmen in den USA. Schon bald bekamen sie Unterstützung durch weitere Personen aus verschiedenen Abteilungen der Zentralbibliothek. Da es noch keine ausgebildeten Informatikerinnen und Informatiker gab, mussten junge Bibliotheksangestellte das Programmieren am Rechenzentrum der Universität erlernen. Ein grosser Teil der Ausbildung geschah zudem im Eigenstudium. Das kam der Bibliothek zugute. Das zuständige Personal verfügte sowohl über Fachwissen im Bibliotheks- wie auch im Informatikbereich, was die Reibungsverluste erheblich senkte. Alle Arbeiten erfolgten im engen Austausch mit dem Rechenzentrum der Universität.⁷² In einem ersten Schritt kam man zur Erkenntnis, dass die richtige Lösung für die Automation der

Bibliothek nur im Zusammenhang mit der ausführlichen Analyse und Neuplanung der Betriebsabläufe zu finden sei. Aus der Arbeitsgruppe für Datenverarbeitung wurde am 1. Mai 1971 die Planungsabteilung der Zentralbibliothek. Ihr erster Leiter war Paul Höfliger. Ein wesentliches Resultat aus der Pionierzeit des Computers war deshalb, dass man systematisch betriebswirtschaftliches Wissen über die Bibliothek generierte.

DIE ERSTE DATENERFASSUNGSSTATION WIRD IN BETRIEB GENOMMEN

1972 wurde in der Zentralbibliothek die erste Datenfernstation in Betrieb genommen, um selbst Versuche durchführen zu können. Für die Programmierung der Eingabefelder richtete man sich nach dem sogenannten Machine-Readable-Cataloging-Format, kurz MARC genannt, der Library of Congress in Washington. Das 1966 entwickelte Datenformat bildet heute weltweit die Grundlage der meisten Bibliothekskataloge. Die Station, an der offline programmiert und erfasst wurde, war über eine Telefonleitung mit dem Rechenzentrum der Universität verbunden. Dieses wiederum arbeitete die Jobs, wie man sagte, über Nacht auf seinem Hauptcomputer ab. In der Zentralbibliothek wurden die Daten auf sogenannten Plattenspeichern gesichert. Die Langzeitspeicherung erfolgte im Rechenzentrum auf Magnetbändern. Die damals noch üblichen Lochkarten kamen nicht mehr zum Einsatz. Die Arbeitsgruppe umfasste inzwischen sechs Personen, die jedoch alle immer noch ihre herkömmlichen Aufgaben in der Bibliothek wahrnahmen.

Nach dem Test 1972 gab die Bibliothekskommission grünes Licht; mit der Automation der Akzession konnte begonnen werden. Für die Wahl waren verschiedene Gründe ausschlaggebend. Erstens sollte die elektronische Datenerfassung so früh wie möglich geschehen, nämlich beim ersten Mal, wenn man sich in der Zentralbibliothek mit einem Buch beschäftigte. Zweitens sah man es als Vorteil an, dass sich die Kundschaft der Bibliothek nicht mit den Computern auseinandersetzen musste. Und drittens gingen die Verantwortlichen davon aus, dass die Akzessionsabteilung, welche die Bücher beschaffte, einer Firma, die sich mit Einkaufen, Lagern und Verkaufen von Waren beschäftigte, am ähnlichsten kam. Sie hofften so, von den Erfahrungen dieser Betriebe mit dem Computer profitieren zu können. Es mussten nämlich alle Programme von der Zentralbibliothek selbst geschrieben werden. Ausserdem waren die Kosten für die Computer beträchtlich. Allein die Miete für die notwendigen drei Terminals schlug jährlich mit 61 500 Franken zu Buche. Es handelte sich dabei um eine Datenfernstation (IBM 2741), ein Datenerfassungsgerät mit Plattenspeicher (IBM 3735) und um eine Datensichtstation mit Bildschirm und Drucker (IBM 3720).⁷³ Einen richtigen Computer mit der notwendigen Rechenleistung besass man damit aber nicht, sondern nutzte weiterhin das Gerät im Rechenzentrum der Universität. Die Zentralbibliothek war damit die erste Bibliothek der Schweiz, welche die Anschaffungen mit dem Computer abwickelte.

1972 mussten die Abteilungsleiter einen Grundkurs in elektronischer Datenverarbeitung besuchen, an dem ihnen das Wichtigste zur neuen Technologie vermittelt wurde. Die Leiterin des Kurses hob dabei hervor, dass die Herstellung der Bandkataloge, die einst aus Kostengründen durch den Alphabetischen Zentralkatalog verdrängt worden waren, dank des Computers wieder bezahlbar sei. Da es für die Bedienung der Computer Programmierkenntnisse brauchte, waren die Benutzerinnen und Benutzer weiterhin auf die herkömmlichen Kataloge angewiesen. Der Druck von vielfältigen Spezialbibliografien wurde beispielsweise als Stärke einer Eigenentwicklung der Kantons- und Universitätsbibliothek Lausanne angesehen.⁷⁴ Langfristig, so stellte die Kursleiterin jedoch in Aussicht, dürfte es möglich werden, dass auch «einfache Leute» den Computer bedienen könnten. Auch wenn es noch eine Zukunftsvision sei, handle es sich keinesfalls um eine Illusion, so präzisierte sie ihre Einschätzung. Zudem prophezeite sie, dass der Autor eines Werks durch den Computer an Bedeutung verlieren werde und es deshalb fraglich sei, ob er künftig überhaupt noch zu erfassen sei. Sie ging davon aus, dass man die Bücher dereinst nur noch über Sachbegriffe suchen werde. «Es wird möglich sein, in einigen Minuten eine Liste aller nach 1900 herausgekommenen Biografien von Huldrych Zwingli, die ein Portrait enthalten, herzustellen», fügte sie zum besseren Verständnis ihrer Ausführungen an.⁷⁵

Hinter dem Vorschlag dürften damals finanzielle Überlegungen gestanden haben. Durch das Weglassen der Autorschaft eines Buches liessen sich Zeichen sparen, deren Speicherplatz teuer war. Der erste Plattenspeicher der Zentralbibliothek, dessen Miete mit dem Erfassungsgerät zusammen jährlich 30 000 Franken kostete, konnte nur gerade 50 000 Zeichen speichern. Das entsprach einer Textmenge von knapp dreissig Schreibmaschinenseiten, die jeweils am Abend ans Rechenzentrum übermittelt werden mussten, damit die Speicherplatte am nächsten Tag wieder leer war.⁷⁶ Um Zeichen zu sparen, wurde deshalb für redundante Eingaben ein umfangreiches System von Abkürzungen eingeführt. Das Erfassen der Daten war zudem umständlich, weil es nur ein einziges Eingabegerät dafür gab. Die Fachreferenten schrieben ihre Anschaffungsvorschläge weiterhin auf Bestellzettel, die dann am Terminal von einer Person abgetippt wurden, die mit den Computerbefehlen vertraut war.

Die Begeisterung über die Pionierleistung der Zentralbibliothek hielt sich deshalb in der Bibliothekskommission in Grenzen. Regierungsrat Alfred Gilgen, der inzwischen Walter König als Vorsitzender der Kommission abgelöst hatte, sprach im März 1973 sogar davon, die «Computereuphorie sei zu recht eher wieder am Abflauen».⁷⁷ Nur der neue Direktor Hans Baer, der schon in der Mitte der 1960er Jahre am betriebswirtschaftlichen Institut der ETH bei der Einführung der Lochkarten dabei gewesen war, erwartete eine Leistungssteigerung.⁷⁸

Die Aufnahme des vollen produktiven Betriebs im Jahr 1974 zeigte dann, dass sich das Wachstum der Anschaffungen dank des Computers ohne zusätzliches Personal bewältigen liess. Jährlich wartete die Abteilung mit neuen Leistungssteigerungen



Serverraum vor der Erneuerung im Jahr 2004.

von zehn, zwanzig bis sogar gegen fünfzig Prozent auf.⁷⁹ Die Miete der bedeutend leistungsfähigeren Inforex-Eingabegeräte, die von ehemaligen IBM-Mitarbeitern entwickelt worden waren, trug ab 1977 dazu bei, dass die Eigenentwicklung der Zentralbibliothek nicht nur als Pionierleistung, sondern als Erfolg in die Bibliotheksgeschichte einging. Ab diesem Jahr druckte man ein Verzeichnis der Zeitschriften aus, und die Adressen der Kundschaft standen ebenfalls elektronisch zur Verfügung. Als erste Schweizer Bibliothek begann die Zentralbibliothek zudem 1980 Fremddaten ab Magnetband zu übernehmen, womit rund vierzig Prozent der Bücher nicht mehr neu erfasst werden mussten.⁸⁰ Ferner wurde die Erneuerung der Hardware an die Hand genommen und die Zahl der Computerarbeitsplätze auf fünf ausgebaut. Der Computer war nicht mehr aus der Zentralbibliothek wegzudenken. Sein Siegeszug hatte jedoch erst begonnen. Direktor Hans Baer fasste die Erwartungen 1979 wie folgt zusammen: «Die Bibliothek der Zukunft ist eine automatisierte Bibliothek mit computerisierter Ausleihe und internationaler Literaturrecherche im Dialogverkehr mit Datenbanken. Bis hingegen Bibliotheksbücher dem Kunden an den Heimfernseher übertragen werden können, wird es noch längere Zeit dauern.»⁸¹

DER COMPUTER WIRD ZUR SCHLÜSSELTECHNOLOGIE DER BIBLIOTHEK

Als zu Beginn der 1980er Jahre die Wahl eines neuen Direktors anstand, hatte sich auch beim Vorsitzenden der Bibliothekskommission Alfred Gilgen die Einsicht durchgesetzt, dass der Computer die Schlüsseltechnologie der Bibliotheken

Die Verbreitung des Personal Computers setzt die Bibliotheken unter Druck

Die Bibliotheken gerieten ab Mitte der 1980er Jahre unter Druck durch die Benutzerinnen und Benutzer, die dank der stark wachsenden Verbreitung der Heimcomputer mit den Möglichkeiten der elektronischen Datenverarbeitung vertraut wurden und dementsprechend höhere Erwartungen an die Bibliotheken hatten. Die Zentralbibliothek schaffte 1985 ihren ersten Personal Computer an, einen Commodore PC 20. Um den damaligen technischen Stand in Erinnerung zu rufen, sei hier eine Episode erwähnt, die 1991 für Begeisterung sorgte. Der Bibliothekar Martin Germann konnte eine Datenbank für Inkunabeln testen, die ursprünglich von der British Library für einen Grossrechner entwickelt worden war, nun aber auf einem Personal Computer lief. Als Inkunabeln werden die Druckerzeugnisse bezeichnet, die vor dem Jahr 1500 erschienen sind. Martin Germann suchte zur Illustration der Geschwindigkeit alle Inkunabeln von Ovids Werken in der Staatsbibliothek Bamberg. Die Abfrage dauerte 25 Minuten und ergab vier Titel. Das wurde als sensationelle Leistung betrachtet.

ZBZA, Z JA 1003:22.

darstellte. Zusammen mit der Planung des Bibliotheksneubaus bezeichnete er die Weiterentwicklung der elektronischen Datenverarbeitung als wichtigste Aufgabe des neuen Direktors.⁸² Die Planungsabteilung war bereits daran, die Digitalisierung des Katalogs und der Ausleihe zu studieren, wobei nun der Kauf eines bereits bestehenden Bibliotheksprogramms im Vordergrund stand. Bei der Ausleihe entschied sich die Zentralbibliothek 1982 für ein System namens BIBDIA, das sich an der Universität Freiburg, noch unter der Bezeichnung OLAF, bewährt hatte. Auf dessen Inbetriebnahme hin wurde 1984 ein grosser Teil der Magazine für das Publikum geöffnet, und die Bücher wurden mit einer durch den Computer lesbaren Nummer versehen. Die Benutzer und Benutzerinnen erhielten erstmals einen Ausweis im Kreditkartenformat.

KAMPF DER SYSTEME

1986 schlug die Projektgruppe zudem vor, für die Katalogisierung das System der kanadischen Firma GEAC anzuschaffen. Dieser Vorschlag löste in der Bibliothekskommission eine heftige Diskussion aus. Für Unverständnis sorgte, dass sich die Projektgruppe nicht für ein System ausgesprochen hatte, das bereits an einer grossen Bibliothek der Schweiz zum Einsatz gekommen war. Besonders enttäuscht waren die Verantwortlichen der Universität, die erwartet hatten, die Zentralbibliothek würde das gleiche Programm wie die Hauptbibliothek auf dem Irchel anschaffen. Gerne



Das schon etwas in die Jahre gekommene Terminal Inforex 1301 kam in der Zentralbibliothek ab 1977 zum Einsatz.



ETHICS-Arbeitsplatz in der Hauptbibliothek der ETH, 1991. Für neue Publikationen ersetzt der Bildschirm den Zettelkasten.

hätten sie im Informatikbereich einen Teil der Seminar- und Institutsbibliotheken, die dringend auf eine Informatiklösung warteten, von der Zentralbibliothek betreuen lassen. Die Bibliothekskommission sah sich ausserstande, eine Entscheidung zu treffen. Sie verlangte mehr Informationen zu den Auswahlkriterien. Eine Subkommission musste sich des Problems annehmen.

Hinter dem Konflikt stand der Beginn einer neuen Ära in der Bibliotheksautomation. Die Entwicklung der Netzwerktechnologie machte den Austausch und die Abfrage der Daten immer einfacher. Der alte Traum von der Vernetzung des gesamten Wissens und die Hoffnung, ein Buch nur einmal erfassen zu müssen, lebten wieder auf. Die Voraussetzung dafür war damals allerdings noch, dass sich die Bibliotheken auf eine gemeinsame Bibliothekssoftware einigten.

Genährt wurde die Zuversicht von der rasanten technischen Entwicklung des Computerwesens. Das Tempo brachte es jedoch mit sich, dass manches, was im einen Jahr noch als zukunftsweisend betrachtet wurde, im nächsten schon veraltet war. Diese Erfahrung musste die Zentralbibliothek beispielsweise mit ihrem Ausleihsystem machen, bei dem sich bereits ein Jahr nach der Inbetriebnahme abzeichnete, dass es von den Anbietern in Deutschland nicht mehr weiterentwickelt wurde.

Doch zurück zur Diskussion um die Anschaffung eines neuen Systems für den Katalog. Die Projektgruppe verteidigte ihren Antrag auf Einführung des elektronischen Katalogisierungssystems der kanadischen Firma erfolgreich mit dem Argument, dass die beiden führenden Datenbanken der Schweiz, DOBIS/LIBIS und SIBIL, bereits ver-

altet seien. Keines der beiden Systeme könne die Anforderungen der Zentralbibliothek erfüllen. Die Eigenentwicklung der ETH kam angeblich nicht in Frage, weil sich deren Weiterentwicklung zu einem verbundfähigen System verzögerte. Im Frühling 1987 bestellte die Zentralbibliothek das System GLIS (GEAC Library Information System) aus Kanada. Ende Jahr waren bereits dreissig Terminals mit diesem System in Betrieb.⁸³ Rechtzeitig zum Umzug ins Provisorium im Zeughaus anlässlich der Bauarbeiten zur Vergrösserung der Bibliothek am Zähringerplatz stand der digitale Katalog 1990 der Benutzerschaft zur Verfügung. Über eine Fernleitung liessen sich die elektronisch erfassten Bestände von der Universität und dem Zeughaus im Kreis 4 aus abfragen. Das System löste gleichzeitig das selbst entwickelte Erwerbungsprogramm mit den Inforex-Eingabestationen ab. 1991 konnte der digitale Katalog zudem von auswärts per Modem abgefragt werden. Der Computerbildschirm trat an die Stelle des Katalogmöbels. Die Herstellung der Katalogzettel war 1989 eingestellt worden. Gerne hätte man auch gleich die alten Bestände in der neuen Datenbank erfassen lassen. Die Digitalisierung des gesamten Alphabetischen Zentralkatalogs kam wegen der Kosten von neun Millionen Franken jedoch nicht in Frage. Für die Recherchen zur älteren Literatur mussten die Benutzerinnen und Benutzer deshalb weiterhin das altehrwürdige Katalogmöbel konsultieren. Die Akzeptanz des ersten digitalen Katalogs übertraf dennoch alle Erwartungen.

Mit dem erfolgreichen Start des digitalen Katalogs der Zentralbibliothek kehrte nun keineswegs Ruhe in den Schweizer Bibliotheksalltag ein. Im Gegenteil: Der «Kampf der Systeme», wie sich Hermann Köstler ausdrückte, war erst richtig entbrannt.⁸⁴

Durch die Wahl des Informatikers Jean-Frédéric Jauslin zum Leiter der Nationalbibliothek mischte ab 1990 nämlich eine weitere gewichtige Institution im «Kampf der Systeme» mit. Zwei Jahre nach dem Amtsantritt des neuen Leiters verabschiedeten die eidgenössischen Räte im Eilzugstempo ein Bibliotheksgesetz, das der Nationalbibliothek die Koordinationsfunktion unter den Schweizer Bibliotheken übertrug. Obwohl es aus Bibliothekskreisen Opposition gegeben hatte, wurde das Gesetz ohne Gegenstimme angenommen. In Zürich war man gar nicht erfreut, dass eine Bibliothek, deren aktuelle Technik, wie es in der «Neuen Zürcher Zeitung» zugespitzt hiess, die Schreibmaschine war, nun die Federführung in der Informatik übernehmen sollte. Als sich die Nationalbibliothek für ein weiteres Bibliothekssystem entschied, das neu auf dem Schweizer Markt war, reagierten die beiden führenden Bibliotheken in Zürich Anfang April 1993 mit der Bekanntgabe, dass die Zentralbibliothek auf das von der ETH entwickelte System ETHICS wechseln werde.

Die Nachricht über die Zusammenarbeit der beiden Zürcher Hochschulbibliotheken soll in der Bibliothekswelt wie ein Blitz aus heiterem Himmel eingeschlagen haben.⁸⁵ Der Streit um die vermeintlich richtige Bibliotheksdatenbank, der hinter den Türen schon länger geschwelt hatte, wurde nun offen in den Medien ausgetragen. Von einer Elefantenhochzeit war die Rede, und auf die Frage, warum sich die Zentralbiblio-

thek nicht der Nationalbibliothek angeschlossen habe, antwortete Hermann Köstler leicht enerviert: «Ich sehe nicht ein, warum der Elefant nach der Maus tanzen soll.»⁸⁶

Die ETH hatte seit 1988 fremde Bibliotheken in ihr System integriert, weshalb dieses Jahr als Gründungsdatum des Netzwerkes von Bibliotheken und Informationsstellen der Schweiz (NEBIS) gilt. Mit der Aufnahme der Zentralbibliothek machte der Verbund einen wichtigen Schritt zum grössten Bibliotheksnetzwerk der Schweiz. Dazu musste im Neubau ein leistungsfähiges Netzwerk installiert werden, und die Daten der Zentralbibliothek mussten in die Datenbank der ETH überspielt werden. Bei diesem Vorgang kam es unter Zeitdruck zu zahlreichen Problemen. Ausserdem konnten an den Ausgabeschaltern und im Lesesaal die Terminals erst am Vorabend der Eröffnung installiert werden. Als Regierungsrat Alfred Gilgen und Stadträtin Ursula Koch am 1. November 1994 den Erweiterungsbau eröffneten, lief das System nicht, weil es unter der Volllast der Daten zusammengebrochen war.⁸⁷

Mit der Steigerung der Benutzungszahlen um über sechzig Prozent im ersten Betriebsjahr liess sich der Entscheid, mit der ETH zusammenzuspannen, der übrigens gegen den Willen der Abteilungsleiter erfolgt war, in der Öffentlichkeit dennoch als Erfolgsgeschichte kommunizieren.⁸⁸ Intern hatte die Bibliothekskommission jedoch schon Ende 1995 davon Kenntnis bekommen, dass ETHICS nicht mehr weiterentwickelt werde.⁸⁹

Erneut musste die Zentralbibliothek also die Erfahrung machen, dass ein System bereits ein Jahr nach dessen Einführung keine Zukunft mehr hatte. Diesmal dürfte sich das Bedauern allerdings in Grenzen gehalten haben. Die ersten Erfahrungen zeigten nämlich, dass die Datenbank zu stark auf die Bedürfnisse der ETH ausgerichtet war.⁹⁰ Sowohl der Betreuungsaufwand für die Benutzerschaft wie auch der Aufwand der Datenerfassung waren unerwartet hoch. Die ETH-Bibliothek hatte komplizierte Regeln jenseits der allgemeingültigen Standards eingeführt.

Ausserdem bestand bereits Hoffnung auf eine neue Lösung. Die Hochschulbibliotheken der Deutschschweiz hatten sich 1994 zusammengeschlossen, um ihre Kooperation zu verstärken. Der Zusammenschluss, aus dem später der Informationsverbund Deutschschweiz (IDS) hervorging, beschloss 1996 als erste wichtige Massnahme, ein gemeinsames Bibliothekssystem zu evaluieren. Aus neun Produkten wurde das Programm ALEPH der israelischen Firma Ex Libris ausgewählt.⁹¹ Im September 1999 sollte die Datenbank der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen.

Entschärft wurde die Diskussion um die richtige Bibliothekssoftware durch das Aufkommen des Internets, dessen rasche Verbreitung nun absehbar war. 1991 hatte Tim Berners Lee das World Wide Web mit den Worten «Probier's aus!» frei verfügbar gemacht. Ab dem Juni 1996 besass die Zentralbibliothek ihren ersten WWW-Server und eine eigene Homepage.

Schliesslich war die Zentralbibliothek auf dem Weg, als erste grosse Bibliothek der Schweiz ihren gesamten Bestand über Internet verfügbar zu machen. Eine interne Aus-

wertung hatte 1995 ergeben, dass die Bücher, die nur auf Katalogzetteln nachgewiesen waren, kaum mehr bestellt wurden. Die meisten Benutzerinnen und Benutzer gaben sich mit den Resultaten der digitalen Suche zufrieden, was einerseits ein bedenkliches Licht auf deren wissenschaftliches Arbeiten warf, andererseits die Bedeutung der zeitgemässen Erschliessung der Bibliotheksbestände unterstrich. Die neu gegründete Zürcher Firma Eurospider offerierte der Zentralbibliothek für eine Million Franken, für ein Neuntel der ursprünglichen Summe, die alten analogen Katalogzettel einzuscannen. Allerdings war bei dieser Lösung die Suchfunktion stark eingeschränkt, und der Bestand musste gesondert abgefragt werden. Die Benutzerinnen und Benutzer konnten sich in Analogie zum physischen Blätternvorgang im Alphabetischen Zentralkatalog auf dem Bildschirm durch die Katalogzettel klicken und bei der entsprechenden Karte direkt eine Bestellung aufgeben. Auf diese Weise liess sich jedoch ab 1997 der gesamte Bestand der Zentralbibliothek von jedem Punkt der Welt aus durchsuchen.⁹²

ERNEUT EINE BITTERE PILLE SCHLUCKEN

Noch einmal gab es bei der Einführung eines neuen Systems eine bittere Enttäuschung. Als am 2. September 1999 das Publikum der Zentralbibliothek auf die neue Datenbank ALEPH zugreifen sollte, lief wiederum nichts. Der schlechte Start war jedoch nur der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Bereits während der Konvertierung der Daten war es zu einer Reihe von Problemen gekommen. Direktor Hermann Köstler verlor das Vertrauen in die Zusammenarbeit mit der ETH, die für den Betrieb der Datenbank zuständig war. Ende Jahr liess er sich von der Bibliothekskommission grünes Licht geben, um die eigenen Daten wieder selbst verwalten zu dürfen, wobei die Informatikabteilung der Universität Zürich den entsprechenden Server für die Datenbank zur Verfügung stellen sollte.⁹³ Die Universität zog sich allerdings diplomatisch aus der Affäre, indem sie die Frage nach den dafür anfallenden Kosten offenliess. Obwohl ihm von überall her Wind entgegenblies und sich das Ganze zu einem Politikum ausweitete, das im Frühling 2002 den Kantonsrat beschäftigte, liess Hermann Köstler sich nicht von seinem Vorhaben abbringen, die Daten der Zentralbibliothek auf einem eigenen Server zu verwalten. Die Annahme, dass die Kosten tiefer seien, überzeugte den Regierungsrat. Da der Widerstand der beiden Hochschulen und aus Kreisen der Politik jedoch zu gross war und der Vorschlag einer Gleichberechtigung der Partner am Selbstverständnis der ETH scheiterte, verlagerte sich der Konflikt auf die Kosten, welche die ETH der Zentralbibliothek für den Betrieb der Datenbank verrechnete. Köstler war überzeugt, diese seien zu hoch. Auf die wiederholte Forderung, die Rechnung detailliert zu begründen, gab es jedoch keine Antwort. Auf einen richterlichen Entscheid wollte es die Bibliothekskommission aber nicht ankommen lassen. Endlich einigte man sich darauf, den Streit durch eine Schiedsgerichtsgutachtenabrede beizulegen. Der Gutachter kam darin zu einem salomonischen Urteil.

Er stellte einerseits fest, dass die Forderung der ETH nicht nur berechtigt, sondern sogar zu niedrig sei.⁹⁴ Andererseits hielt er Hermann Köstler zugute, dass er zu Recht misstrauisch gewesen sei, weil ihm die ETH eine detaillierte Auskunft verweigert habe. Der Streit war damit zu Ende. Die Datenbank lief inzwischen zufriedenstellend. Die ETH blieb für den gemeinsamen Betrieb der Datenbank zuständig.

AUF DEM WEG IN DIE ZUKUNFT

Am Ende des 20. Jahrhunderts gab es in der Schweiz zwei grosse Bibliotheksverbünde, das Réseau romand (RERO) und den Informationsverbund Deutschschweiz (IDS), der wiederum verschiedene Teilnetzwerke respektive Teilverbünde wie beispielsweise das NEBIS umfasste. Das NEBIS seinerseits setzte sich aus weiteren Teilnetzwerken zusammen. So betrieb etwa die Universität Zürich immer noch ein eigenes Teilnetzwerk, das IDS-UZH, das noch nicht mit dem der Zentralbibliothek zusammengelegt worden war. Weiterhin setzte die Nationalbibliothek auf eine eigene Lösung. Es gaben jedoch alle drei Institutionen die Schweizer Katalogisierungsregeln zugunsten des wichtigsten internationalen Regelwerks, der Anglo-American Cataloguing Rules (AACR), auf, was trotz unterschiedlicher individueller Anpassungen ein wichtiger Schritt zur Bibliothek Schweiz (swissbib) war.⁹⁵ Schon kurz darauf verzichteten auch die deutschen Bibliotheken auf ihren Sonderweg. Damit wurde der Weg frei, um im deutschsprachigen Raum verbindliche Bibliotheksnormen festzulegen, die von internationalen Standards ausgingen.

Der Fortschritt der Informatik wurde nun mehr denn je zum Taktgeber in der Bibliotheksentwicklung. Die Bibliothekskommission hob Ende 2001 die im Branchenvergleich viel zu tiefen Löhne für Informatikerinnen und Informatiker deutlich an und bewilligte vier neue Stellen.⁹⁶ 2002 waren die Anfangsschwierigkeiten mit der neuen Datenbank behoben, und über die Homepage der Zentralbibliothek liess sich in sämtlichen Bibliotheksverbundkatalogen der Schweiz recherchieren. Hermann Köstler, der während seiner ganzen Amtszeit ohne eigenen Computer auskam, blieb aufgrund seiner Erfahrungen gegenüber dem weiteren Ausbau der Informatik allerdings vorsichtig. Es brauchte neue Köpfe aufseiten des Kantons sowie in der Direktion der Zentralbibliothek, um wieder Schwung in die Informatikprojekte zu bringen.

Die anstehende Pensionierung Hermann Köstlers gab der neuen Regierungsrätin Regine Aeppli, die seit 2003 der Bibliothekskommission vorstand, 2007 den Anlass, die Strukturen der wissenschaftlichen Bibliotheken auf dem Platz Zürich grundsätzlich zu überdenken. Unterstützt durch den Chef des Hochschulamts, Sebastian Brändli, der neu an den Sitzungen der Bibliothekskommission teilnahm, liess sie von einer externen Firma einen Bericht ausarbeiten. Das Vorgehen des Kantons führte in der Bibliothekskommission kurz zur Besorgnis, die Eigenständigkeit der Zentralbib-

liothek könnte in Gefahr sein, was jedoch von Aepli und Brändli dementiert wurde. Der Bericht hielt zwar mit Kritik an den internen Verhältnissen der Zentralbibliothek nicht zurück. Der eingeschlagene Weg war aber richtig; das hiess, dass die Weiterentwicklung des Bibliotheksgeschäfts in Kooperationen mit anderen Institutionen gesucht werden musste. Die Zusammenarbeit mit den Partnern sollte jedoch verbindlicher geregelt und vor allem intensiviert werden.⁹⁷ Von der neuen Direktorin Susanna Bliggenstorfer, die 2008 ihre Stelle antrat, wurde erwartet, dass sie als Erstes die Kooperation mit den beiden Zürcher Hochschulen, vor allem aber mit der Universität, verbesserte. Als ehemalige Direktorin der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern verfügte die habilitierte Romanistin nicht nur über bibliothekarische Erfahrung. Sie hatte die Berner Bibliothek auch mit den 44 universitären Institutsbibliotheken zusammengeführt.

Die neue Direktorin brachte eine ganze Reihe von Informatikprojekten auf den Weg. Die Zentralbibliothek beteiligte sich an der Datenbank WorldCat, einem weltweiten Katalog, mit dem sie Zugriff auf 1,3 Milliarden bibliografische Datensätze erhielt. Gleichzeitig wurde mit der Rekatalogisierung des Alphabetischen Zentralkatalogs begonnen. Die Daten wurden nun doch noch manuell von einer Firma in Ungarn erfasst, wobei fast vier Fünftel der Daten vollständig aus bestehenden Datenbanken übernommen werden konnten und lediglich drei Prozent komplett neu erfasst werden mussten. Die Gesamtkosten lagen damit immer noch erheblich tiefer, als wenn man diese Arbeiten bereits 1992 vorgenommen hätte. Damit waren 2012 alle Bücher der Zentralbibliothek in der gleichen Datenbank erfasst und abfragbar.

Zudem wurden die Bücher mit einer Funketikette, der sogenannten RFID-Technik, ausgerüstet, sodass man seit 2013 die Bücher selbst ausleihen und zurückbringen kann. Ferner beteiligte sich die Zentralbibliothek an der Ablösung der NEBIS-Suche durch eine moderne Suchmaschine, mit der sich die Resultatanzeige bibliotheksübergreifend steuern lässt.⁹⁸ 2013 konnte die Integration des Bibliothekssystems der Universität Zürich (IDS-UZH) in die Datenbank der Zentralbibliothek abgeschlossen werden.⁹⁹ Sichtbar gemacht wurde der Reichtum der eigenen Bestände schliesslich durch die digitale Publikation von Werken aus den Spezialsammlungen über verschiedene Internetplattformen wie beispielsweise e-manuscripta.ch, e-rara.ch oder kartenportal.ch.

Ebenfalls 2013, also im gleichen Jahr, in welchem es weniger Personal bei Ausleihe und Rückgabe der Bücher brauchte, nahm ein neuer Mitarbeitertyp die produktive Arbeit auf, der nicht auf einem Stellenplan oder einer Lohnliste in Erscheinung trat. Der digitale Assistent war seit 2009 versuchsweise im Einsatz, um die Fachreferentinnen und Fachreferenten bei der Sacherschliessung zu entlasten. Anfänglich führte er nur Hilfsarbeiten aus, um die Titel nach den einhundert Sachgruppen der Dezimalklassifizierung vorzuselektionieren. Durch intensives Training, das heisst die Verbesserung der statistischen Methode für seine maschinellen Lernprozesse, war er jedoch mithilfe der eingescannten Inhaltsverzeichnisse immer mehr in der Lage, brauchbare



Direktorin Susanna Bliggenstorfer. Die habilitierte Romanistin steht der Zentralbibliothek seit 2008 vor.

Vorschläge für die Sachbeschlagwortung zu machen. Für die Feineinteilung der Fachgebiete sollten allerdings die Fachreferentinnen und -referenten der Zentralbibliothek zuständig bleiben.¹⁰⁰ Nach vier Jahren war der neue Kollege, wie er in einer Präsentation fast schon liebevoll genannt wurde, aber bereits so weit eingearbeitet, dass man seine Vorschläge zum Teil ganz übernehmen konnte. Eine Auswertung seiner Arbeit ergab, dass rund ein Drittel seiner Schlagwortvorschläge den bibliothekseigenen Anforderungen entsprach. Beim Rest der Bücher stimmte immerhin ein guter Teil der Schlagwörter überein. Besonders nützlich waren die zusätzlichen Fremddaten, die der Assistent konsolidiert aus deutschen Verbünden zur Verfügung stellte.

Aus dieser Erkenntnis heraus entstand ein neues Projekt, dessen Ziel es ist, neu erworbene Titel einerseits mit deutschsprachigen, andererseits mit klassifikatorischen sowie englisch- und französischsprachigen Sacherschliessungsdaten anzureichern. Insbesondere im Hinblick auf eine verstärkte schweizweite Kooperation kommt der mehrsprachigen Erschliessung eine grosse Bedeutung zu. Das neue Projekt nannte man sinnigerweise FRED, als Kürzel für Fremddatenübernahme.



Die Suche mit dem Schlagwort «Seegfrörni» bringt Überraschendes zutage, zum Beispiel diese Fotografie vom Bau des Opernhauses 1891.

ZÄSUR IN DER BIBLIOTHEKSGESCHICHTE

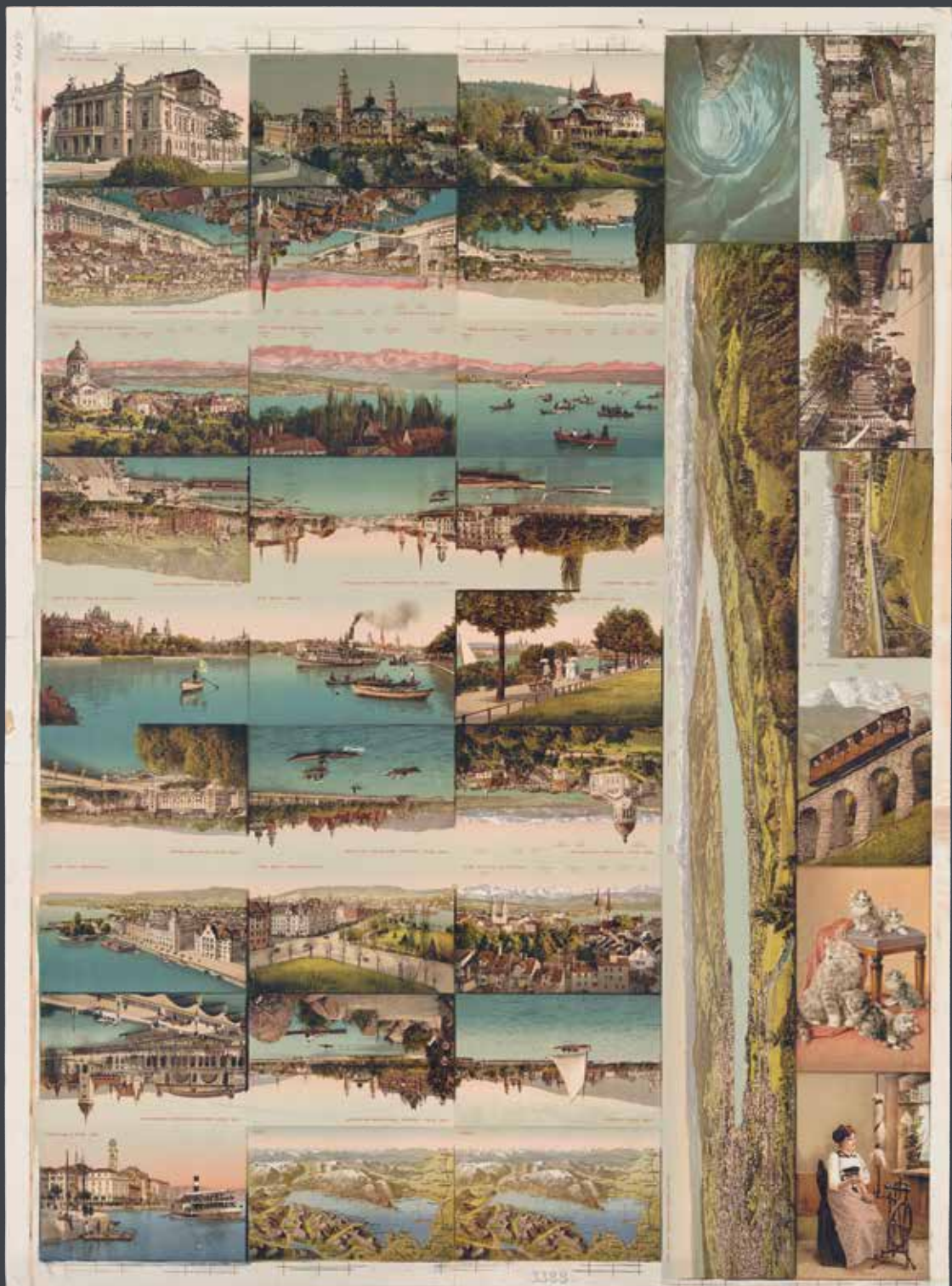
Der Übergang ins 21. Jahrhundert stellt wie schon die Einführung des Alphabetischen Zentralkatalogs eine Zäsur in der Bibliotheksgeschichte dar. Die Automation der Bibliotheken hatte derart starke Auswirkungen auf die Benutzerinnen und Benutzer, dass erneut die Rede von einer Informationsexplosion war. Die Zunahme der nun elektronisch verfügbaren Zeitschriften beispielsweise macht diese Entwicklung anschaulich. Ab dem Jahr 2000 stieg die in der Zentralbibliothek verzeichnete Zahl innerhalb eines Jahrzehnts von 650 auf 60 000 an. Die Freude über die raschen und vielfältigen Suchmöglichkeiten vermischte sich allerdings schon bald mit einem Unbehagen angesichts der Menge der gefundenen Informationen. Der Wandel zog eine Grundsatzdiskussion über die bibliothekarische Arbeit nach sich, deren Ausgang offen ist. Die einen prophezeien, dass die Bibliotheken mitsamt den Büchern im digitalen Datenmeer des Internets untergehen werden. Die anderen sehen die Bibliotheken gestärkt, weil ihre Kompetenz im Umgang mit grossen Informationsmengen nun erst recht gefragt ist.

Während dreier Jahre fand sich auf der Website der Zentralbibliothek die Rubrik «Recherche der Woche». Aus der Rubrik liess sich nicht nur einiges darüber lernen, wie man in den Datenbanken der Bibliotheken sucht und warum eine

Eingabe nicht immer die erwarteten Treffer liefert. Aus den kurzweiligen Texten konnte man auch manches über bibliothekarische Arbeit und die Probleme bei der Vernetzung verschiedener Datenbanken erfahren, und immer wieder schimmerte auch die Bibliotheksgeschichte durch. So fand sich im Februar 2012 in der besagten Rubrik ein Artikel zur Suche nach «Seegfrörni»: «Das Zufrieren von Seen wird im alemannischen Raum mit dem schönen Namen Seegfrörni oder Seegfrörne bezeichnet. Seegfrör* bringt im Rechercheportal einige Titel dazu zum Vorschein – Zürisee und Bodensee stehen dabei im Vordergrund. Die ZB versieht ihre Titel mit «engen» Schlagwörtern, direkt am konkreten Thema – in diesem Fall eben Seegfrörne. Die Schwesterbibliothek ETH geht anders vor und steckt die Literatur in die grossen Thementöpfe der UDK-Klassifikation; so findet sich die poetische Gfrörni in der abstrakten Weite von «Binnenseeis (Glaziologie)» wieder.» Der Entscheid der Zentralbibliothek, nicht die UDK-Klassifikation (Dezimalklassifikation) anzuwenden, liegt ein Jahrhundert zurück. Er verrät etwas über das kulturelle Selbstverständnis der beiden Bibliotheken. Die Spuren im digitalen Katalog sind Teil der Geschichte der Zentralbibliothek, die von keinem anderen Objekt so sehr repräsentiert wird wie vom Alphabetischen Zentralkatalog, der 1997 vom Computer abgelöst und 2016 aus dem Katalogsaal entfernt wurde. Das Katalogmöbel mit den Katalogzetteln steht heute in einem kantonalen Kulturgüterschutzraum in der Nähe des Klosters Rheinau. Der Alphabetische Zentralkatalog steht nicht nur für einen wichtigen Abschnitt der Bibliotheksgeschichte. Die Art und Weise, wie die Informationen verzettelt und vernetzt wurden, repräsentiert die Wissensgesellschaft des 20. Jahrhunderts.



Kinderporträt eines unbekannten Malers, 1623. Bekannt als Inspiration zum Meretlein im «Grünen Heinrich» von Gottfried Keller.



Andruckbogen mit einer Serie von 32 Postkarten mit Ansichten von Zürich und anderen Orten, um 1910.



Geschwister Globi von Robert Lips, um 1939.



Sammlung Robert Breiting, Sihlkanal, 1906.



«Geist unserer Zeit», Karikatur von David Hess, 1831.



3_ GESUCHT SIND KEINE LESERATTEN

DAS PERSONAL DER
BIBLIOTHEK

ADRIAN KNOEPFLI



INTERN ODER EXTERN: EINE UMSTRITTENE DIREKTORENWAHL

1931 stand Hermann Escher, der die Zentralbibliothek seit ihren Anfängen und zuvor die Stadtbibliothek geprägt hatte, bereits im 74. Altersjahr. Höchste Zeit also, sich für die führende Bibliothek der Schweiz nach einem neuen Direktor umzusehen. Escher selbst hatte einen solchen schon seit langem im Auge: Felix Burckhardt, seit 1909 in der Stadtbibliothek arbeitend und seit mehr als zehn Jahren Stellvertreter des Direktors, den er grenzenlos verehrte.¹ Doch Escher hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Als Escher im Juli 1931 von Widerständen gegen Burckhardt erfuhr, machte er sich auf die Suche nach einem externen Kandidaten und wurde fündig mit Auguste Bouvier, Literaturhistoriker und Bibliothekar an der Bibliothèque publique et universitaire in Genf. Wohl nur allzu gerne hörte Escher aber auf seinen Angestellten Leonhard Caflisch, der ihm dringend von der Berufung eines Auswärtigen abriet. «Es wird wenige, wohl überhaupt keine wissenschaftlichen Institute geben, deren fruchtbare Entwicklung in so starkem Masse an die Tradition gebunden ist, wie Bibliotheken, von denen jede trotz der überwiegenden Gemeinsamkeiten doch auch in wesentlichen Teilen ihr durch lokale Verhältnisse bedingtes Eigenleben hat», schrieb Caflisch an Escher. Das beschränke sich nicht nur auf ihren inneren Aufbau, wie die Anlage der Sammlungen und der Kataloge, sondern habe auch für die äussere Entwicklung der Bibliothek Geltung. Die enge Vertrautheit mit den Faktoren dieser Tradition falle bei der Wahl eines Direktors so stark ins Gewicht, «dass nur allerungünstigste Verhältnisse die Berufung eines Auswärtigen rechtfertigen».²

ALLENFALLS AUCH EIN NICHTBIBLIOTHEKAR

Nachdem ihm Bouvier aus dem Dilemma geholfen hatte, indem er verzichtete, schlug Escher der Bibliothekskommission im November 1931 vor, Burckhardt als Direktor und die Bibliothekarin Helen Wild als dessen Stellvertreterin zu wählen. Doch Escher hatte sich ein weiteres Mal verrechnet. Die Kommission entschied, dass die Stelle ausgeschrieben werden müsse. Verlangt wurde vom künftigen Direktor «bibliothekarische Praxis und Organisationsgabe». Gegebenenfalls könne, so hiess es weiter im Inserat, «auf bibliothekarische Ausbildung verzichtet werden», wenn Bewerber «den Nachweis organisatorischer Leistungen und weiten geistigen Gesichtskreises» erbringen würden. Dies wiederum brachte die Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare (VSB) auf die Palme, die energisch gegen diese Zulassung von Nichtfachleuten protestierte.³

Aber das Ergebnis der Ausschreibung bestätigte, dass bezüglich bibliothekarischer Ausbildung tatsächlich ein Problem vorlag. Es meldeten sich 58 Personen zwischen 22 und 65 Jahren, «mit Ausbildung von der Sekundarschule, der Stickerfachschole, der Handelsschule bis zur Techn. Hochschule und zur Universität mit Doktorpromotion». Unter allen diesen Bewerberinnen und Bewerbern befand sich ein einziger Bibliothekar: Curt Blass aus dem Leipziger Zweig einer Stadtzürcher Familie, der als stellvertretender Leiter des Instituts für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht in Berlin tätig war. Die vier Bibliothekare und die Bibliothekarin der Zentralbibliothek (Felix Burckhardt, Leonhard Cafilisch, Ludwig Forrer, Bruno Hirzel, Helen Wild) galten, ohne ihr Dazutun, als angemeldet.⁴ Bibliothekar stand bei ihnen aber nicht für die Ausbildung, sondern für eine Funktion: So wurden bei der Zentralbibliothek die ständigen Mitarbeiter im sogenannten höheren Dienst, die wissenschaftlichen Bibliothekare, bezeichnet. Nur Cafilisch hatte, durch Absolvierung des Volontariats für Anwärter des höheren Bibliotheksdienstes an der Bayerischen Staatsbibliothek, auch eine theoretische Ausbildung erhalten.⁵ Die Übrigen hatten sich ihr Know-how ausschliesslich on the job erworben. «Die theoretische Ausbildung der Bibliothekare hängt in der ganzen Schweiz stark vom Zufall ab und ist mit grossen Lücken verbunden, die sich selbst in ausgedehnter Praxis nie ganz ausfüllen lassen», hatte man im Oktober 1927 in der Bibliothekskommission festgestellt. «Die ausländischen Staaten mit ihren geschlossenen Lehrkursen sind hierin der Schweiz weit voran.»⁶ Neben den wissenschaftlichen Bibliothekaren gehörten in den grössten Bibliotheken ein mittlerer (Buchhalter, Sekretäre, Kanzlisten, technische Gehilfen, Ausleihbeamte, Aufsichtspersonal im Lesesaal) und ein unterer Dienst (Magaziner, Packer, Ausläufer) zur Belegschaft.⁷

In Deutschland ausgebildet

Schweizerinnen und Schweizer, welche eine theoretische Bibliothekarenausbildung absolvieren wollten, mussten deutsche Schulen besuchen, wie auch aus dem folgenden Stellengesuch von Ende Dezember 1931 hervorgeht: «Frl. Irmgard Schädelin, geb. 1904 in Bern, als Tochter des Prof. W. Schädelin, hat die westdeutsche Bibliothekarenschule in Köln besucht, in Leipzig und Saarbrücken volontiert und dies Frühjahr die staatliche Bibliothekaren-Prüfung in Leipzig unter Walter Hofmann abgelegt, 3 Jahre Bibliotheks-Praxis in Zürich, und zwar: 1 Jahr Pestalozzi-Bibliothek, 1 Jahr Lesezirkel Hottingen, 1 Jahr betriebswissenschaftliches Institut an der E. T. H.»

Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare, Nachrichten, Neue Folge, Nr. 21, 10. Dezember 1931.

«UNTER BEIGABE VON FRL. DR. WILD»

Nachdem sich der ausgewiesene Fachmann Blass zurückgezogen hatte, einigte sich der Ausschuss der Bibliothekskommission auf eine interne Nachfolge. Zwei Mitglieder votierten für Felix Burckhardt, «unter Beigabe von Frl. Dr. Wild als Vize-direktor», während August Egger, Professor für Zivilrecht, Wild favorisierte und Burckhardt auf den zweiten Platz setzte, sich seine definitive Stellungnahme aber vorbehielt. In der Sitzung der Bibliothekskommission schlug Egger dann «in letzter Stunde» Professor Ernst Delaquis vor, Ordinarius für Strafrecht in Hamburg. Nachdem in der Diskussion bemerkt worden war, «dass ein Aussenseiter vielleicht einen frischen Zug in die Verwaltung bringen könnte», wandte sich Escher klar gegen die Wahl eines solchen.⁸ Sechs Tage vor dieser Sitzung hatte zudem der Rektor der Universität, Theologieprofessor Ludwig Köhler, bei Escher interveniert und diesem von einer starken Entrüstung berichtet, welche der Kandidat Burckhardt an der Universität hervorgerufen habe. Dabei wurden Vorbehalte aufgenommen, die von Anfang an gegen Burckhardt vorhanden waren: Man stiess sich daran, dass Burckhardt zum Katholizismus konvertiert hatte. Ein Konvertit, so Köhler, sei immer «eine schwankende Erscheinung». Die katholische Kirche werde versuchen, ihren Einfluss auf Burckhardt zu verstärken, und er zweifle nicht daran, dass «das ganze reformierte Zürich auf lange hinaus es nicht verwinden wird, wenn die Bibliothek, welche Sie gross gemacht haben und welche die Zwingli-Bibliothek katexochen [schlechthin] ist, in die Direktion eines Konvertiten gerät».⁹

An der nächsten Sitzung der Bibliothekskommission, im Februar 1932, liess man Delaquis fallen, weil Zürich die von ihm gewünschten Nebenbeschäftigungen, unter anderem an der Universität, nicht bieten konnte. Zudem wäre sein Einkauf in die Versicherung zu teuer gekommen. Nachdem Burckhardt bereit war, zu versichern, dass

ihn seine Zugehörigkeit zur katholischen Religion nicht hindern werde, «im Falle einer Wahl an die Stelle eines Direktors der Zentralbibliothek diese nach den bisherigen Richtlinien und im Sinne der von der ehemaligen Stadtbibliothek übernommenen Traditionen (Zusammensetzung des Personals, Anschaffungspolitik, Förderung reformationsgeschichtlicher Forschung) zu leiten», wurde er mit vier Stimmen zum Direktor gewählt.¹⁰ Professor Egger votierte für Helen Wild. An dieser wichtigen Sitzung fehlten vier der zehn stimmberechtigten Kommissionsmitglieder – zwei von ihnen, «weil sie in Folge eines Versehens wohl die Beilagen zur Einladung erhalten hatten, nicht aber diese selbst». Zudem verliess ein Mitglied die Sitzung vor der Abstimmung. Weil sich die Abwesenden mehrheitlich für Burckhardt ausgesprochen hatten, hätte eine bessere Präsenz am Ergebnis allerdings nichts geändert.¹¹

Dass die Wahl des neuen Direktors nicht gerade ein Glanzstück war, hatte verschiedene Gründe. Zum einen ging Hermann Escher, der die Zentralbibliothek seit ihrer Gründung straff geführt hatte, davon aus, dass er auch seinen Nachfolger selbst bestimmen könne, wobei er in seinem Widerstand gegen einen externen Bewerber von seinen Bibliothekaren unterstützt wurde. Zum Zweiten gab es in der Schweiz noch kaum einen Markt für Bibliothekare, weil keine entsprechende Ausbildung existierte. Und schliesslich offenbarte die Bibliothekskommission, nicht zum letzten Mal, die Schwäche von Gremien, deren Mitglieder von der Trägerschaft – in diesem Falle Kanton und Stadt – delegiert werden: Alle wollten mitreden, ohne aber das nötige (professionelle) Engagement an den Tag zu legen. Letztlich setzte sich Escher durch, was einerseits Kontinuität bedeutete, andererseits zur Folge hatte, dass neue Impulse von aussen fehlten. Die Dominanz von Escher hielt auch über seine Direktionszeit hinaus an. Er wurde Mitglied der Bibliothekskommission und sogleich in den Ausschuss delegiert. In der Zentralbibliothek verfügte er fortan über ein Privatbüro.¹²

START MIT RUND ZWANZIG BESCHÄFTIGTEN

Als die Zentralbibliothek Anfang 1916 mit dem vereinigten Personal von Stadt- und Kantonsbibliothek startete, standen rund zwanzig Personen auf ihrer Lohnliste: Neben Direktor Hermann Escher waren dies vier Bibliothekare, ein Sekretär, ein Sekretärstellvertreter, drei Bibliotheksgehilfen, ein Hilfsarbeiter, drei Abwarte sowie sechs Personen «mit besonderer Abrede». Unter diesen befanden sich zum Beispiel der Historiker Ernst Gagliardi als wissenschaftlicher Beamter für den Handschriftenkatalog und Josef Grob, der 1913 mit vierzehn Jahren in die Stadtbibliothek eingetreten war, für tausend Franken 46 Stunden arbeitete und als «anstelliger Junge» zur weiteren Beschäftigung empfohlen wurde. Zum Personal mit besonderer Abrede gehörte auch die Frau von Abwart Schutzbach, der seinerseits «aus Fremdenbesichtigung (ca. 200 Franken in guten Jahren)» und mit Aushilfe beim Heizen (ca. 150 Franken) Nebeneinnahmen erzielte.¹³ 1917 wurde eine Kleiderhüterin (Garderobiere) angestellt, und im folgenden Jahr beschäftigte die Zentralbibliothek neunzehn Mitarbeitende mit ganzem Pensum, sieben Personen mit besonderer Abrede und sechs vermutlich unentgeltlich arbeitende Männer.¹⁴

GUTE ANSTELLUNGSBEDINGUNGEN

Die Mitarbeitenden der Zentralbibliothek wurden 1916 zu vergleichsweise sehr guten Bedingungen angestellt. Gewählt wurden sie auf drei Jahre. Die Kündigungsfrist betrug drei Monate, wobei Zurücktretende verpflichtet waren, ihre Arbeit bis zum Eintritt des Nachfolgers fortzuführen. Neugewählte erhielten in der Regel die Mindestbesoldung, die Höchstbesoldung sollte nach fünfzehn Dienstjahren erreicht

STELLUNG UND AUFGABE DER BIBLIOTHEK IN DEN VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA¹⁾

VON

Dr. HERMANN ESCHER

I

Meine Ausführungen über Stellung und Aufgabe der Bibliothek in den Vereinigten Staaten weiß ich nicht besser einzuleiten, als mit dem Hinweis auf eine Stelle in einem Buch, das, obwohl schon vor zehn Jahren erschienen, noch heute die beste Übersicht über das amerikanische Bibliothekswesen gibt.²⁾ Der Verfasser, Direktor der Public Library in St. Louis, schreibt darin gleich zu Beginn über die moderne Bibliothek, dass auch sie dem Gesetz unterliege, das für jeden gelte, der irgendwelche Waren abzugeben habe, nämlich nach möglichst großem Umsatz zu trachten. Der Unterschied zwischen dem Bibliothekar und irgendeinem Geschäftsmann sei nur der, dass dieser das um Geldes willen tue, jener des allgemeinen Wohles wegen. Wie ein Kaufmann nicht dasitzen und auf den Käufer warten dürfe, sondern seinem Kunden entgegengehen, dessen Geschmack ausfindig machen und dessen Kauflust wecken müsse, so habe auch der Bibliothekar danach zu trachten, seine Waren so weit und so wirksam als möglich zu verbreiten und seinen Kunden nachzugehen.

¹⁾ Öffentlicher Vortrag aus der Serie der von der Zentralbibliothek Zürich veranstalteten Vorträge über Amerika. Mehrfach wird darin Bezug genommen auf den unmittelbar vorausgehenden Vortrag von Rektor Dr. Wili. von Wyß über die Schule.

²⁾ *The American Public Library*, by Arthur Bostwick, Ph. D., New York and London, 1910.

1

Nach seiner USA-Reise im Jahr 1919 sorgte Hermann Escher mit Vorträgen und Publikationen für die Verbreitung seiner Erkenntnisse.

werden. Bezahlt wurde man im Monatslohn. Für die Bibliothekare betrug die wöchentliche Arbeitszeit vierzig Stunden «in der Meinung, dass sie ausserhalb ihrer Amtszeit wissenschaftlicher Arbeit obliegen». Das Büropersonal arbeitete 46, die Abwarte arbeiteten fünfzig Stunden und das übrige Personal nach Abrede. Während Rekrutenschule und Wiederholungskursen erhielten Beamte und Angestellte das volle Gehalt. Die Bibliothekare hatten vier, die Sekretäre drei und die Übrigen zwei Wochen Ferien. Bei «Feuersausbruch im Quartier der Bibliothek» hatte sich das Personal im Bibliotheksgebäude einzufinden, Wohnsitz ausserhalb der Stadt war nur mit Bewilligung der Bibliothekskommission gestattet. Wenn sie Privatsammlungen anlegten, die den Sammlungsbereich der Bibliothek berührten, hatten die Beamten dem Direktor Mitteilung zu machen. Die Spanne der Mindest- und Höchstgehälter reichte von 1200–2000 Franken jährlich für den Bürogehilfen bis zu 6000–8000 Franken für den Direktor.¹⁵

Hermann Escher blickte bei der Gründung der Zentralbibliothek bereits auf eine lange Laufbahn als Bibliothekar zurück. Er war gleich nach Abschluss seiner Studien Mitarbeiter der Stadtbibliothek und 1887 deren Erster Bibliothekar geworden. Im «Handwörterbuch der Schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung» von Naum Reichesberg, das nach der Jahrhundertwende erschien, zog Escher

Bilanz: «Die bibliothekarische Tätigkeit hat sich im Laufe der letzten 30 Jahre auch in der Schweiz ausgedehnt und vertieft und ist, wenigstens an den grösseren Bibliotheken, von der Bethätigung im Nebenamt mehr und mehr zum ausschliesslichen Beruf geworden, der eine wissenschaftliche Vorbildung und eine volle Arbeitskraft verlangt und sich auch innerlich nicht einem jeden erschliesst, der von irgend einem andern Arbeitsgebiet an ihn herantritt.» Die Löhne seien zum Teil nach wie vor ungenügend, die Arbeitslast hingegen überreichlich bemessen, was zur Folge habe, «dass die Bibliothekare für das Studium allgemeiner Fragen ihres Faches und für die Ausbreitung und Vertiefung ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse, die ja ihren Anstalten direkt zu gute kommt, geschweige denn für spezielle wissenschaftliche Arbeiten kaum oder gar nicht Zeit finden».¹⁶

Beim Zusammenschluss von Stadt- und Kantonsbibliothek war Escher eine der treibenden Kräfte. In der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare (VSB), die er 1897 gründen half, gehörte er zu den massgebenden Figuren. Er habe sein Leben «dem schweizerischen Bibliothekswesen gewidmet unter Verzicht auf eine Forscherlaufbahn», hält Beatrix Stuber in einem Escher-Porträt fest.¹⁷ Darüber hinaus pflegte er nach allen Seiten internationale Beziehungen. 1919 reiste er in die USA, was ihn unter anderem in seinem Engagement für die Volksbibliotheken bestärkte.¹⁸ Nachdem er bei der 1897 gegründeten Pestalozzi-Bibliothek von Anfang an tatkräftig dabei war, half er 1920 auch die Schweizerische Volksbibliothek (heute Bibliomedia Schweiz) ins Leben zu rufen.

«HERVORRAGEND TÜCHTIG», ABER NICHT DIREKTORIN

Eschers wohl engster Mitarbeiter war Felix Burckhardt. Der promovierte Historiker, Sohn eines Basler Professors und späteren Regierungsrats, war 1908 als Volontär in die Stadtbibliothek Zürich eingetreten. Im Herbst desselben Jahres schickte man Burckhardt zur Ausbildung in seinem späteren Spezialgebiet Numismatik nach Berlin, und Anfang 1909 wurde er als wissenschaftlicher Beamter angestellt. Von 1909 bis 1920 betreute er neben seiner Arbeit in der Stadt- beziehungsweise Zentralbibliothek die Pestalozzi-Bibliothek. In dieser Funktion löste ihn Helen Wild ab. Sie stiess als Volontärin zum ZB-Team und wurde 1918 als Sekretärin angestellt. «Sie zeichnet sich durch hervorragende Tüchtigkeit und Eignung für den Bibliothekar-Beruf aus», hiess es bei Wilds Wahl. Darum sollte sie nach drei Jahren zur Bibliothekarin befördert werden.¹⁹ Ab 1927 leitete sie die Akzession, «in der zum ersten Male die Besorgung des gesamten Zugangs der Bibliothek durch Kauf, Tausch und Geschenk vereinigt wurde».²⁰ Die Geschicke der Pestalozzi-Bibliothek, die in der Stadt über eine Reihe von Lesesälen verfügte, bestimmte Wild, als Bibliothekarin, Vorstandsmitglied und Präsidentin der Bibliothekskommission, während Jahrzehnten mit. Als leitende Bibliothekarin (im Nebenamt) sei sie praktisch die Geschäftsführerin der



Helen Wild, Vizedirektorin der Zentralbibliothek ab 1932 und während Jahrzehnten prägende Figur bei der Pestalozzi-Bibliothek.



Sigfried Bloch leitete von 1909 bis 1929 die Zentralstelle für Soziale Literatur (heute Schweizerisches Sozialarchiv), die zeitweise im Predigerchor eingemietet war. Bloch gehörte zu den markanten Vertretern der schweizerischen Arbeiterbewegung.

Pestalozzi-Bibliothek gewesen und habe «regelmässig einen grossen Teil ihrer Zeit im Verwaltungsbüro der Gesellschaft» verbracht, heisst es in der Festschrift der Bibliothek.²¹ Auf zahlreichen Studienreisen erwarb sich Wild ein grosses Wissen über die Bibliotheken im europäischen Ausland. Dass Wild bei der Neubesetzung der Direktorenstelle 1932 übergangen wurde, hatte offensichtlich mit ihrem Geschlecht zu tun. Escher meinte in einem Gespräch nur, Wild falle als seine Nachfolgerin bei aller Tüchtigkeit ausser Betracht, ohne einen Grund für diesen Ausschluss zu nennen.²² Als Vizedirektorin war sie immerhin die erste Frau in der Leitung einer der grossen wissenschaftlichen Bibliotheken der Schweiz.²³

Einen Eindruck von der Geschäftslast, welche die damals sechs Bibliothekare zu tragen hatten, gibt eine Übersicht von 1920: Verwaltung und Dienstbetrieb im Allgemeinen (inklusive Verkehr mit Behörden, Presse und nach aussen), Bauliches und Ordnung, Rechnungswesen, Vermehrung (Geschenke, Kauf, Tausch, Deposita), Druckschriftenbestände (Katalogisierung und Aufstellung der Neueingänge, Einbinden, Benutzerkataloge inklusive Einarbeiten der älteren Bestände, Revisionen älterer Bestände, Dubletten), Handschriften (alte Bestände, neue Bestände, Familienarchive und persönliche Nachlässe), Spezialsammlungen, deponierte Bibliotheken, Benutzungsdienst (Zulassung, Lese-, Zeitschriften- und Katalogsaal, Benutzung ausser Haus, Dienstenteilung der Abwarte).²⁴ Zur Situation der Bibliothek schrieb die «Neue Zürcher Zeitung» 1921, den Jahresbericht referierend: «Es gilt nun, den Be-

Mediendurchlauf



So findet das Buch seinen Weg ins Gestell. Schematische Darstellung der Verarbeitung eines Buches in der Zentralbibliothek.

trieb so auszubauen, dass das Buch seinen kürzesten und sichersten Weg vom Buchhändler aufs Bücherbrett und von dort wiederum in die Hände des Benutzers finde. Diese Periode der Ausfeilung des Betriebes wird wohl noch mehrere Jahre dauern, da in diesem Zusammenhang auch umfassende Arbeiten an den Katalogen anzupacken sind.» Bereits Thema waren die knappen Finanzen. Erst im laufenden Jahr habe private Unterstützung den Ankauf eines Vervielfältigungsapparates ermöglicht, der die Herstellung der für die Kataloge nötigen Titel im vollen Umfang wieder gestatte.²⁵

FUSIONSOPFER, ARBEITSLOSE UND STRAFGEFANGENE

Der überwiegende Teil des ZB-Personals kam von der Stadtbibliothek; zwei Bibliothekare, zwei Bibliotheksgehilfen und ein Abwart arbeiteten zuvor in der Kantonsbibliothek. Die ehemaligen Angestellten der Kantonsbibliothek können etwas zugespitzt als Fusionsopfer bezeichnet werden. Jean-Pierre Bodmer erwähnt die mitunter hochmütige Haltung, «die Escher gegenüber der Kantonsbibliothek und ihren ehemaligen Mitarbeitern einzunehmen beliebte».²⁶ Bei Bibliothekar Jakob Werner stellt Peter Stotz gar Mobbing fest: «Er verblieb bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1926 in subalternen Stellung, und namentlich durch einen Vorgesetzten, der ihm nicht gut gesinnt war, wurden ihm alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt.»²⁷ Werner, ein nicht ganz einfacher Mensch, ging eher unwillig in Pension. Am Beispiel

seiner Person wird auch der schwierige Spagat sichtbar, den Bibliothekare machen mussten, wenn sie neben ihrer Arbeit wissenschaftlich tätig sein wollten. Der einstige Oberbibliothekar Heinrich Weber, der sich Hoffnungen auf den Direktorenposten der Zentralbibliothek gemacht hatte, war krank und nur beschränkt arbeitsfähig. Er wurde Ende 1921 mit sechzig Jahren pensioniert und starb in der Heilstätte Wald. Bibliotheksgehilfe Martin Held überwarf sich mit Escher, von dem er sich schikaniert fühlte, wurde auf Ende Februar 1922 teilweise invalidisiert und mit einer Abfindung aus dem Bibliotheksdienst entlassen.²⁸

Anfang 1920 wurde das Personal der Zentralstelle für Soziale Literatur (heute Schweizerisches Sozialarchiv), konkret deren Leiter Sigfried Bloch, vorübergehend ins ZB-Personal integriert. Es war eine Übergangslösung für das Archiv, das im Predigerchor eingemietet war und ständig mit finanziellen Problemen kämpfte. 1932 stellte man fest, das Verwalten des Personals für das Sozialarchiv und das Archiv für Handel und Industrie (heute Zentralstelle für Wirtschaftsdokumentation) habe sich als unzweckmässig erwiesen, weshalb diesen beiden Institutionen nur noch die Räume vermietet wurden.²⁹

Neben Personen, die unentgeltliche Arbeit leisteten, setzte die Zentralbibliothek im Gefolge der schweren wirtschaftlichen Krise von 1921 auch arbeitslose Akademiker ein, wofür sie bei Bund, Kanton und Stadt um Kredite ersuchte. Voraussetzung für die Beschäftigung war, dass sich die Bewerber, die Schweizer Bürger und in der Stadt Zürich wohnhaft sein mussten, in bedrängter Lage befanden «oder mangels Verdienstmöglichkeit in eine solche geraten würden». Eingesetzt wurden diese zusätzlichen Arbeitskräfte beim Handschriftenkatalog sowie bei den umfangreichen Dissertationen- und Broschürenbeständen der ehemaligen Kantonsbibliothek.³⁰ «Mitarbeiter» hatte die Zentralbibliothek aber auch in Witzwil: Für den Schweizer Gesamtkatalog der Landesbibliothek wurden die Zettel – nicht nur der Zentralbibliothek – überwiegend in der Strafanstalt geklebt.³¹

Hermann Escher übergab seinem Nachfolger trotz knappstem Personalbestand ein einigermaßen konsolidiertes Haus, das in der Schweiz zu den führenden Bibliotheken gehörte. 1932 lag die Zentralbibliothek bei den Ausgaben (ohne Gebäude) an erster Stelle, vor der Universitätsbibliothek Basel, der Bibliothèque publique et universitaire (BPU) in Genf, der Schweizerischen Landesbibliothek und der Stadtbibliothek Bern. Das Budget der benachbarten ETH-Bibliothek belief sich damals gerade mal auf ein Drittel der ZB-Aufwendungen. Bei der Benutzung wies die Zentralbibliothek einen gegen zehn Prozent höheren Wert auf als die Universitätsbibliothek Basel. Der Anteil der Personalausgaben (ohne Personalversicherung) an den Gesamtausgaben war mit 66,4 Prozent bei der Landesbibliothek am höchsten, gefolgt von der Universitätsbibliothek Basel (62,2 Prozent), der BPU Genf (59,6 Prozent), der Zentralbibliothek (54,9 Prozent), der ETH-Bibliothek (52,5 Prozent) und der Stadtbibliothek Bern (42,6 Prozent).³²

IN KRISE UND HOCHKONJUNKTUR SEITWÄRTS

Direktor Felix Burckhardt hatte als Nachfolger von Hermann Escher in grosse Fussstapfen zu treten, und dies in einer schwierigen Zeit. Mit etwelcher Verspätung, nun aber umso heftiger, hatte die Weltwirtschaftskrise auch die Schweiz erfasst. Im Kanton Zürich stieg die Zahl der Ganzarbeitslosen innert vier Jahren von durchschnittlich 1414 (1929) auf 15 753 (1933). Im Juli 1932 informierte Burckhardt die Bibliothekskommission, dass er Stadt und Kanton um die Zuteilung von Arbeitslosenkrediten ersucht habe. Eine Notstandsarbeit, verfügt von der Erziehungsdirektion, war auch die Aufnahme des Akademischen Zentralkatalogs (Bibliotheken der Seminare und Institute der Universität) in den Jahren 1936 bis 1941.³³ Ende 1940 wurden die Arbeits- und Benutzungszeiten beschränkt, um Heizkosten zu sparen.³⁴ Die personalmässigen Engpässe überbrückte man verschiedentlich auch mit Emigranten.³⁵ 1943 nahm Direktor Burckhardt, trotz Krieg und Nationalsozialismus, an der Hölderlin-Feier in Stuttgart teil.

Bis zum Zweiten Weltkrieg habe die Zentralbibliothek ihren Stand halten können, fasst Jean-Pierre Bodmer zusammen: «Dann begannen die Beiträge aus öffentlicher Hand zu sinken, die Teuerung sich breitzumachen und die Personalkosten im Verhältnis zum übrigen Aufwand zu steigen.» 1949, im Rücktrittsjahr Burckhardts, wendete die Zentralbibliothek für Anschaffungen real 25 Prozent weniger auf als 1930. «Während an der Universität Studentenzahlen und jährliche Ausgaben, wenn auch zaghaft, nach oben tendierten, gingen an der ZBZ, und das nicht nur im übertragenen Wortsinne, die Lichter aus», konstatiert Bodmer.³⁶

ERSTE AUSBILDUNGSBESTREBUNGEN

Bis 1930 war die Ausbildung in den Verhandlungen und «Nachrichten» der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare kein Thema. Dann schlug das Comité international des bibliothécaires vor, in Genf ein Institut international des bibliothécaires zu errichten, das Fachleuten die Möglichkeit bieten sollte, ihre Ausbildung zu vervollständigen. Wegen Geldmangels sah man jedoch nur einen Bibliothekarenkurs für den Sommer 1931 vor. Immerhin bürgerte sich ein, dass man neue (potenzielle) Angestellte ein Volontariat von ein bis zwei Jahren durchlaufen liess, welches dazu diente, sie mit allen Bereichen des Berufs vertraut zu machen. Gebrauch von diesem Angebot machten fast ausschliesslich Frauen. Die Landesbibliothek und die Zentralbibliothek beschäftigten um 1930 regelmässig eine oder zwei Volontärinnen.³⁷

1934 gab die Bibliothekskommission grünes Licht für den Versuch eines bibliothekarischen Fortbildungskurses im Herbst.³⁸ Dieser war ein voller Erfolg, sodass die Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare beschloss, regelmässig solche Kurse von den grösseren Bibliotheken durchführen zu lassen.³⁹ Im Juni 1936 wurde Erica Conzetti als Kanzlistin angestellt, die in Genf die Ausbildung an der Bibliothekarinnenabteilung der Ecole d'études sociales pour femmes absolviert hatte und als Volontärin in der Zentralbibliothek tätig gewesen war.⁴⁰ Die Ausbildung in Genf existierte seit 1918, wurde aber erst 1937 formell anerkannt.⁴¹

HINTER DEN KULISSEN: DER HAUSDIENST

Ganz andere Qualifikationen waren bei einer nicht minder wichtigen Berufsgruppe gefragt. Als die Zentralbibliothek im Herbst 1938 einen neuen Hauswart suchte, kamen dafür verheiratete Schweizer Bürger von 28 bis 38 Jahren in Frage, gelernte Heizer, Mechaniker oder Schlosser, eventuell Schreiner, die schon Erfahrung mit einer grösseren Zentralheizung hatten. Offeriert wurde neben dem Lohn eine Dienstwohnung, wogegen der Frau des Hauswarts die Anordnung der Reinigungsarbeiten und deren Beaufsichtigung ohne weitere Entschädigung oblag.⁴² Als neuer Hauswart gewählt wurde Peter Giamara. 1945 rückte dieser, weil er seiner Freude über das Kriegsende Ausdruck verleihen wollte, für einmal ins Rampenlicht: Giamara habe am Nachmittag des 8. Mai «in meiner Abwesenheit und ohne mein Wissen» das ZB-Gebäude beflaggt, schrieb Direktor Felix Burckhardt am folgenden Tag an den Präsidenten der Bibliothekskommission, Regierungsrat Robert Briner. Giamara sei sich nicht bewusst gewesen, dass er damit einer Verordnung des Regierungsrats zuwiderhandle. Es sei ihm dafür «auf Ihre Weisung eine Rüge erteilt worden».⁴³

In der Folge war man aber des Lobes voll über die Arbeit des Hauswarts: 1961 wurde in einer Besprechung festgestellt, dass Giamara, gelernter Maurer, einen Teil der Arbeiten, zum Beispiel bei Renovationen, selbständig verberge, für die Verteilung



Die Schliessung während der Revision wurde jeweils benützt, um den Lesesaal gründlich zu reinigen.

der Dissertationen von rund 350 Doktoranden pro Jahr und für das Eintreiben von Büchern zuständig sei. Sein Tagesablauf wurde wie folgt geschildert: «0645 Büro öffnen, überall lüften, nachher Morgenessen (10 Min), Post holen (Postfach), Quittungen verteilen, 0800 effektiver Arbeitsbeginn. 11stündiger Betrieb. G. ist immer da, Botengänge, Bücher abholen, Dissertationen, es ist immer etwas «los», «Faktotum».»⁴⁴ Drei Jahre später wurde vermerkt, man habe es bei der Neubesetzung in den 1930er Jahren schlechterdings für ausgeschlossen gehalten, dass man einen Nachfolger finde, der über alle die Kenntnisse verfüge, die sich Ernst R. Bachmann in 42-jähriger Dienstzeit erworben habe. Heute könne erklärt werden, dass Peter Giamara in einen Pflichtenkreis von gleichem Rang hineingewachsen sei. Zur Frage der lohnmassigen Einreihung des Hauswarts hielt man fest, die Arbeit von Giamara sei bezüglich Belastung und Verantwortung derjenigen des Leiters der Bücherausgabe mindestens ebenbürtig. Dieser wiederum befand sich in derselben Lohnklasse wie der Auskunftsbearbeiter im Katalogsaal.⁴⁵

Bei der Pensionierung von Giamara wurde 1969 auch die Stellung der Frau des Hauswarts neu geregelt. Ihre Beanspruchung für «Aufsicht über die Putzerinnen, Telefondienst ausserhalb der Arbeitszeit, Waschen und Bügeln der Handtücher, Betreuung des Fundbüros» schätzte man auf rund zwölf Arbeitsstunden pro Woche, wofür sie jährlich eine Entschädigung von 3218 Franken erhielt. Andererseits war die Dienstwohnung jetzt nicht mehr gratis. Die Waschmittel für das Waschen der mindestens vierzig Handtücher pro Woche, bisher von der Frau des Hauswarts bezahlt, stellte neu die Verwaltung zur Verfügung. Zu beaufsichtigen hatte die Abwärts-



Blick in den Vorsaal mit den Schaltern, dem Kopierapparat (rechts) und dem Schirmständer der Garderobe (links).

frau drei Putzerinnen, die von Montag bis Freitag von achtzehn bis einundzwanzig sowie am Samstag von sieben bis zwanzig Uhr arbeiteten und 1968 auf total 3202 Putzstunden kamen.⁴⁶ Die regelmässig zu reinigende Fläche betrug 4300 Quadratmeter, ohne die jährlich zu putzenden Büchermagazine.

GEHALTSMÄSSIG AN DER SPITZE

Ende 1949 zählte die Zentralbibliothek neben dem Hauswart 32 weitere Beschäftigte: einen Direktor, eine Vizedirektorin (Helen Wild), vier Bibliothekare (Leonhard Caflisch, Albert Isler, Paul Sieber, Rudolf Steiger), zwei Assistenten, fünf Sekretäre, sieben Verwaltungsangestellte, acht Gehilfen, einen Buchbinder, eine Kleiderhüterin und zwei Hilfskräfte. Aufgestockt hatte man gegenüber der Ära Escher nicht bei den Bibliothekaren, sondern bei den Verwaltungsangestellten und den Gehilfen. 1945 wurden zum Beispiel ein neuer Kanzlist in der Bücherausgabe für die Besorgung der stark angestiegenen auswärtigen Ausleihe, ein neuer Gehilfe zur Bewältigung der seit 1938 um 25 Prozent angestiegenen Buchausleihen am Ort sowie ein Hilfsheizer angestellt, der auch als Aushilfe beim Bücherbestelldienst eingesetzt wurde.⁴⁷ Ende 1945 wurden die Bestimmungen über die Amts- und Dienstverhältnisse von 1915 aufgehoben und nur noch die Abweichungen vom städtischen Personalrecht festgehalten. Nach wie vor war die Arbeitszeit der Akademiker kürzer als diejenige des übrigen Personals, damit sie nebenher noch wissenschaftlich arbeiten konnten.⁴⁸

Garderobekasten statt Kleiderwärterin

2014 sorgte, in einem Viererteam, Karl Weibel für die Instandhaltung und den Unterhalt des Gebäudes, das mittlerweile eine Fläche von 29 000 Quadratmetern aufwies. Als Erstes wies er am Morgen die Reinigungsfirma ein, die nun für die Putzarbeiten zuständig war. Die Kleiderwärterin war längst abgelöst durch die Securitas, die den Eingang in den Lesesaal kontrollierte, während Taschen, Jacken und Mäntel in Kästchen deponiert werden mussten. Besonders eingespannt war das Team vom Gebäudemanagement während der Gebäuderevision im Sommer, mussten dabei doch 32 Firmen koordiniert und in ihrer Arbeit begleitet werden. Und zunehmend war die Belastung durch die Raumbewirtschaftung (Bestuhlung und so weiter), weil die Räume vermehrt für Schulungen und Kurse benutzt und auch vermietet wurden. Ebenfalls in der Bibliothek arbeitete Weibels Frau Renate, die sich als gelernte Gärtnerin um das Wohl der Pflanzen kümmerte und als Mitarbeiterin der Poststelle das dortige Drei-Personen-Team unterstützte.

Jb. 2014, S. 27.

Nach der städtischen Besoldungsrevision von 1947 lag die Zentralbibliothek gehaltsmässig klar an der Spitze aller grossen wissenschaftlichen Bibliotheken, und zwar in sämtlichen Kategorien, vom Direktor bis zum unteren Dienst.⁴⁹ Trotzdem konnte der Stadtrat, als er der Erhöhung des städtischen Beitrags ab 1946 zustimmte, feststellen, ein Vergleich mit entsprechenden Anstalten in andern Städten (gemeint waren vor allem Basel und Genf) zeige, dass das Verhältnis von Aufwand und Leistung bei der Zentralbibliothek günstig sei. Der Stadtrat lobte bei dieser Gelegenheit auch die «bisherige aner kennenswerte Zurückhaltung der Zentralbibliothek in ihren Gesuchen».⁵⁰ Auf dem Arbeitsmarkt für Bibliothekspersonal war die Zentralbibliothek also konkurrenzfähig. Im Wettlauf mit den Mittelschulen (Höhere Töcherschule, Kantonsschule) aber konnte die Zentralbibliothek zunehmend nicht mehr mithalten.⁵¹ Das sollte ein stets wiederkehrendes Thema bleiben.

DIREKTORENWAHL: ERNEUT EIN INTERNER

Bei der Besetzung der Direktion entschied sich die Bibliothekskommission 1949 mit der Wahl von Ludwig Forrer erneut für eine interne Lösung. Neben Forrer hatten sich Hans Flury, Bibliothekar an der Universitätsbibliothek Basel, und der Zürcher Stadtarchivar Hans Waser beworben, der aber nur für den Fall kandidierte, dass Forrer «aus irgendwelchen Gründen nicht in Betracht komme». Waser war zudem Archivar und nicht Bibliothekar. Flury war Bibliothekar, aber mit Jahrgang 1916 hatte



Zu den ausgelagerten Arbeiten gehört auch die Kontrolle am Eingang des Lesesaals. Hanspeter Baumgartner, der 2016 in Pension ging, versah als Angestellter der Securitas diesen Dienst während neuneinhalb Jahren.

er nach Ansicht der Bibliothekskommission zu wenig Erfahrung. Vizedirektorin Helen Wild stand mit 64 Jahren kurz vor der Pensionierung. Forrer hatte, aber nicht wirklich ernsthaft, schon 1932 zur Debatte gestanden. Er war, mit Jahrgang 1897, seit 1926 Bibliothekar an der Zentralbibliothek, wo er zuvor bereits zwei Jahre als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter tätig gewesen war. Seit 1932 lehrte er als Privatdozent für Geschichte und Sprachen des islamischen Orients an der Universität Zürich, seit 1944 als Titularprofessor.⁵² Um seinen eventuellen Absprung zu verhindern, hatte sich der Ausschuss der Bibliothekskommission 1928 veranlasst gesehen, sein Gehalt um rund tausend auf 9500 Franken – so hoch wäre sein Anfangslohn bei einem Wechsel nach Aarau gewesen – zu erhöhen, ihn zu befördern und seine Präsenzzeit von vierzig auf 37 Stunden zu reduzieren, «zum Zweck der Abhaltung von Vorlesungen an der Universität Zürich».⁵³ Auch als Direktor behielt Forrer das Ressort Handschriften bei.

DAUERTRAKTANDUM WARTEZEITEN

Eine Diskussion um die angeblich zu langen Wartezeiten – auch dies ein Evergreen bis ins Zeitalter der Elektronisierung – gibt einen guten Einblick in die Zustände Mitte der 1950er Jahre. Auslöser war, dass Kantonsrat Ernst Leemann (SP) von der Zentralbibliothek Unterlagen anforderte, um im Parlament eine Personalerhöhung beantragen zu können. Die Direktion stellte fest, 1918 seien 87 500 Bände



Die Buchbinderei betreibt heute vor allem Bestandserhaltung. Die eigentlichen Buchbindearbeiten werden extern vergeben.

ausgeliehen worden, 1954 157 000. Alle acht Geschosse waren mit Büchern belegt, drei Mann holten die Bücher. Bei starkem Andrang konnte zusätzlich der Packer oder einer der in der Buchbinderei tätigen Magaziner vorübergehend im Magazin eingesetzt werden. «Diese Abkommandierungen dürfen aber ein gewisses Mass nicht überschreiten, wenn nicht beim Packen oder in der Buchbinderei zu grosse Verzögerungen eintreten sollen; die Buchbinderei muss ohnehin bei allen Absenzen (Ferien, Militärdienst, Krankheit) den Ersatz für das Magazin stellen», führte die Direktion aus. Trotzdem war sie der Meinung, bei der gegenwärtigen Frequenz sei der ständige Einsatz eines vierten Magaziners nicht nötig. Sehr nützlich wäre es dagegen, wenn ein solcher in den Zeiten, wo er nicht im Magazin verwendet werde, für den Bücher-rückruf eingesetzt werden könnte. Viel «unnützes Warten» werde nämlich dadurch verursacht, «dass ein Buch, das von einem Benutzer bestellt wird, noch bei einem anderen liegt, obschon er es nicht mehr braucht». Daher wäre es wünschenswert, wenn der Rückruf der überfälligen Bücher häufiger durchgeführt werden könnte.

Doch Direktor Forrer agierte defensiv: Die Zentralbibliothek habe in den letzten Jahren Personal eingespart, einzig die Zahl der Verwaltungsangestellten sei von sieben auf acht gestiegen. Die Einsparungen seien unter anderem möglich gewesen, weil «der Druck des Zuwachsverzeichnisses eingestellt wurde, die früher von einem Beamten besorgten photographischen Arbeiten einem privaten Photographen übertragen wurden und die Einrichtung der Ölheizung im Winter den Hauswart und seinen Gehilfen entlastet». Die Einstellung eines Beamten der 5. Gehaltsklasse wäre

Direktion der Zentralbibliothek

Hermann Escher	1916–1932	Historiker
Felix Burckhardt	1932–1949	Historiker
Ludwig Forrer	1949–1962	Orientalist
Paul Scherrer	1963–1971	Germanist
Hans Baer	1971–1983	Bibliothekar
Hermann Köstler	1983–2008	Philosoph, Archäologe
Susanna Bliggenstorfer	seit 2008	Romanistin

zwar tragbar, doch dürfte der Augenblick nach der soeben erfolgten Erhöhung der Stifterbeiträge zur Vermehrung des Anschaffungskredits nicht günstig sein, zumal die Belastung, welche die Neuregelung der städtischen Besoldungen für die Zentralbibliothek bringen werde, noch nicht überschaubar sei. Die Bibliothekskommission beschloss aber trotzdem, der Bibliothek eine neue Stelle zu bewilligen, um die Wartezeiten zu verkürzen, die von studentischer Seite gewünschte zweimalige Abendöffnung zu ermöglichen und die Bücherrückrufe regelmässig und intensiver durchzuführen.⁵⁴

Forrers weitgehender Verzicht auf Forderungen fiel zwar bei den Behörden auf guten Boden, für die Entwicklung der Bibliothek war er jedoch verheerend. 1947 zählte die Zentralbibliothek, ohne Aushilfen, 32 Angestellte, wovon zehn Akademiker waren. Mitte 1963, ein halbes Jahr nach Forrers Rücktritt, waren es ein Beschäftigter weniger und nur noch halb so viele Akademiker. Demgegenüber hatte die ETH-Bibliothek in der Hochkonjunktur ihren Personalbestand von fünfzehn (wovon drei Akademiker) im Jahre 1947 auf 41 (elf Akademiker) 1962 gesteigert. Der neue Direktor Paul Scherrer zog eine drastische Bilanz: «Mit Ende des 2. Weltkrieges begann das aussergewöhnliche Wachstum der wissenschaftlichen Bibliotheken, und die enorme Zunahme ihrer Beanspruchung (zunehmende Verlagerung der Information auf gedruckte Quellen, wegen Abwanderung der grossen Forschungszentren aus Europa in die USA). Für die Zentralbibliothek setzten mit diesem Termin der Rückgang und die Stagnation ein.»⁵⁵ Gemäss Jean-Pierre Bodmer war die Zentralbibliothek am Ende der Ära Forrer «sanierungsreif».⁵⁶ Forrer blieb nach seinem Rücktritt der Bibliothek bis ins neunzigste Lebensjahr als Fachreferent für Orientalistik verbunden.⁵⁷ Bei Wissenschaft und Hochschule lag wohl auch seine Liebe, während die Führung der Bibliothek eher nur Pflicht war. Wohlwollend formulierte es Altstaatsarchivar Anton Largiadèr: Forrer habe den unter dem Druck der wachsenden Weite der Verwaltungsgeschäfte immer seltener werdenden Typus verkörpert, «der noch den Januskopf des Bibliotheksberufes zeigt: das eine Gesicht der Wissenschaft zugewandt, das andere der administrativen Tätigkeit».⁵⁸

MEHR PERSONAL, MEHR LOHN

Das Personalamt der Stadt Zürich schrieb am 2. September 1965 an den städtischen Finanzvorstand: «Die vorstehenden Vergleiche zeigen eine deutliche Steigerung des Geschäftsumfanges, allerdings – seit 1963 – in noch wesentlichem Masse des Personalbestandes. Die Bibliotheksleitung begründet dies damit, dass unter der früheren Direktion die Zentralbibliothek während Jahren in jeder Hinsicht gänzlich stagnierte und vor allem auch in betriebsinterner Hinsicht ein grosser Personal-Nachholbedarf bestand und noch immer besteht.»⁵⁹ Es herrschte also ein neuer Wind unter dem seit Anfang 1963 wirkenden Direktor Paul Scherrer, der zuvor bei der ETH-Bibliothek ein beeindruckendes Wachstum realisiert hatte.⁶⁰ Der offensichtlich miesen Stimmung im Betrieb versuchte man unter anderem mit Anlässen für die Mitarbeitenden zu begegnen. So fand am 8. März 1964 ein Fest zum fünfzigsten Geburtstag der Zentralbibliothek statt, mit einer Revue mit Musik, Sketchen, Tanz, Wettbewerben und einem kleinen Theaterstück von Margrit Früh. Die Revue enthielt unter anderem «Eine Ballade von der ZB», welche die Aufbruchstimmung unter der neuen Direktion und einige Neuerungen lobte.⁶¹

Scherrers Tätigkeit wurde durch den Bildungsboom begünstigt, der in der Schweiz eingesetzt hatte und auch eine vermehrte Förderung von Wissenschaft und Forschung umfasste. Bis ans Ende seiner Amtszeit erreichte Scherrer nahezu eine Vervierfachung der Beschäftigtenzahl. Ende 1962 arbeiteten, inklusive Teilzeitarbeitende, 31 Personen in der Zentralbibliothek, darunter sechs Akademiker. 1972 hatte sich der Gesamtbestand auf 117 erhöht, derjenige der Akademiker auf 27. Dies bei einer beträchtlichen Fluktuation: In dieser Zeitspanne traten 196 Mitarbeitende in den Dienst der Zentralbibliothek, 107 verliessen sie. Dank der Verbesserung der



Die Belegschaft in einer Pause während der Revision.

Besoldungsverhältnisse gelang es, den Bestand besonders mit jüngeren Kräften aufzustocken. Der Anteil der Personalausgaben bewegte sich um sechzig Prozent.⁶² Gegenüber den Behörden trat Scherrer viel fordernder auf als seine Vorgänger, und dass es dabei nicht ohne harsche Töne abging, war naheliegend. Oft stritt man sich um die Einreihung von ZB-Angestellten, wobei die entsprechenden Briefwechsel interessante Einblicke in die konkrete Tätigkeit einzelner Beschäftigter geben. Und unterschiedlicher Meinung war man auch darin, wie weit die Unabhängigkeit der Bibliothek in Personalfragen gehen sollte oder durfte. Am 7. Dezember 1963 schrieb Scherrer an die Mitglieder der Bibliothekskommission: «Die Personal-Fragen sind unser wichtigstes Traktandum. Denn ein arbeitsfähiges und arbeitsfreudiges Personal auf allen Stufen ist für unsere Bibliothek von grundlegender Bedeutung.»

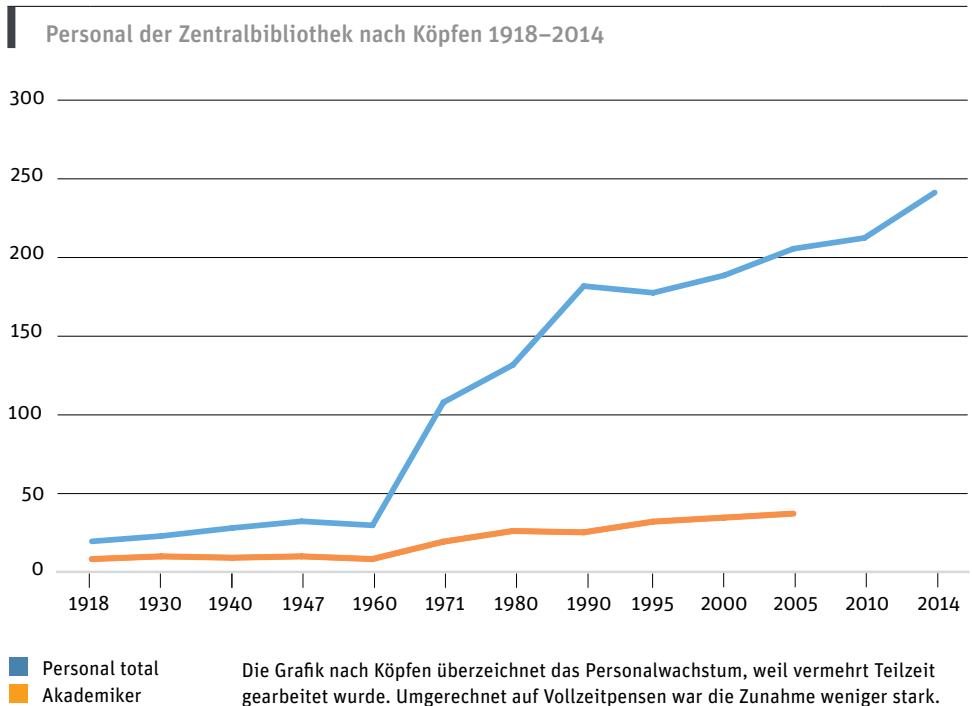


Die Bibliothekarin Bernadette Ernst an ihrem Arbeitsplatz. Sie gehört zu den langjährigen Angestellten der Zentralbibliothek.

SPITZENPOSITION VERLOREN

Die Misere bei Scherrers Amtsantritt war nicht nur eine quantitative, sondern die Bibliothek bot auch vergleichsweise schlechte Anstellungsbedingungen. Dies wiederum erschwerte die Rekrutierung. Lohnmässig war die Zentralbibliothek, die 1947 noch den Spitzenplatz eingenommen hatte, bis 1963 sowohl von der Landesbibliothek, der neuen Nummer eins, als auch von der Genfer Bibliothèque publique et universitaire, der ETH-Bibliothek, der Stadtbibliothek Bern und der Universitätsbibliothek Basel überholt worden.⁶³ Eine Chance, die Verhältnisse zu korrigieren, bot die Besoldungsrevision der Stadt Zürich, die vom Gemeinderat am 10. Juli 1964 angenommen und rückwirkend auf Anfang Jahr in Kraft gesetzt wurde. «Die Position der Bibliothek auf dem Arbeitsmarkt stärkte die strukturelle Besoldungsreform von 1964/65, die dem Personal eine bedeutende materielle Besserstellung brachte», schrieben Scherrers engste Mitarbeiter bei seinem Rücktritt. «Dabei wurden nicht nur die Löhne generell erhöht, sondern es entstanden auch, dank einer verfeinerten Ämter- und Lohnskala, neue Beförderungsmöglichkeiten.»⁶⁴

Was als Ergebnis sich recht einfach anhört, brauchte aber zähe Auseinandersetzungen und einen langen Atem. In verschiedenen Papieren nahm Scherrer zur Besoldungsreform Stellung, so besonders ausführlich im August 1964 zuhanden der Bibliothekskommission.⁶⁵ Eingangs wies Scherrer auf die stark gestiegenen Anforderungen hin. Man verlange von den Bibliotheken jetzt statt der früheren Aufbewahrung und Bereitstellung der Literatur nicht nur Nachweis und Erschliessung, «sondern sogar



aktive und gezielte «Information» der Interessenten». Dass die meisten Bibliotheken der Schweiz diesen Bedürfnissen noch lange nicht genügten, hänge aufs Engste mit der mangelhaften Zahl und Qualität des ihnen zur Verfügung stehenden Personals zusammen. Die Bibliotheken würden heute viel näher bei den Lehrberufen stehen als bei den registrierenden Administrativberufen. Das bedeute, dass die Bibliotheken über gleichwertige Arbeitskräfte verfügen müssten wie die Lehrberufe.

BEI DEN AKADEMIKERN NICHT KONKURRENZFÄHIG

Manifest war das Malaise vor allem bei den Akademikern, deren Zahl sich in der Zentralbibliothek drastisch verringert hatte. «Im weitem weist der Direktor auf den tatsächlich augenfälligen Rückgang des Bestandes an wissenschaftlich ausgebildeten Bibliothekaren hin», schrieb das Personalamt der Stadt 1965 an den Finanzvorstand. Die Zahl der Akademiker war von durchschnittlich zehn in den 1930er Jahren auf sechs geschrumpft, ihr Anteil am gesamten Personalbestand von etwa vierzig auf dreizehn Prozent. Hinzu kam, dass rund die Hälfte der Akademiker das sechzigste Altersjahr bereits überschritten hatte und in absehbarer Zeit ersetzt werden musste.⁶⁶ Der schlechte Ruf der Zentralbibliothek habe die nötige Gewinnung qualifizierten akademischen Nachwuchses lange beträchtlich erschwert, stellte Scherrer zu den Gründen für den Akademikermangel im Januar 1969 fest. Die erleichterten

Einstiegsmöglichkeiten in die Hochschullaufbahn für junge Akademiker hätten den Bibliotheken weitere taugliche Kräfte entzogen, «welche z. B. in der Deflationszeit der 30er Jahre noch für sie zu gewinnen waren». In der Zentralbibliothek hätten sich die Verhältnisse erst in den letzten zwei Jahren merklich gebessert.⁶⁷

Ein weiterer Grund war die finanzielle Benachteiligung gegenüber den Mittelschullehrern. Um die geforderte Gleichstellung zu begründen, bemühte Scherrer nicht nur Vergleiche mit Bern und Genf, sondern auch mit dem Ausland. So sei in Israel die Gleichstellung der wissenschaftlichen Bibliothekare mit den Hochschuldozenten (für Direktoren und Vizedirektoren) und den Gymnasiallehrern der Ober- und Unterstufe (für Abteilungsleiter und akademisch ausgebildete jüngere Bibliothekare) realisiert.⁶⁸ Ende 1963 hatte Scherrer in einer Aktennotiz festgehalten, die Anforderungen an die wissenschaftlichen Bibliothekare seien keinesfalls geringer als bei Gymnasiallehrern, gefordert sei vielmehr «die seltene Verbindung von wissenschaftlicher Orientiertheit und Differenziertheit mit praktischer Begabung für Organisation und Personalführung». Wegen des Unterbestands seien auch die wichtigsten Fächer nicht so vertreten, wie es die moderne Form des Fachreferentensystems an Hochschulbibliotheken erfordern würde.⁶⁹ Scherrer führte, detailliert belegt, Beispiele für die «völlig unzulängliche» Einreihung der Akademiker an, was deren Ansehen im Personal des mittleren und unteren Dienstes schwer schädige.⁷⁰

Gleichzeitig fällte Scherrer über die Akademiker, die trotz finanzieller Nachteile den Weg in die Bibliotheken gefunden hatten, ein teilweise vernichtendes Urteil. An den Vizepräsidenten der Bibliothekskommission, Stadtrat Jakob Baur, der ihm einen Akademiker zur Verwendung in der Zentralbibliothek empfohlen hatte, schrieb er nach einem Gespräch mit dem Kandidaten: «Grundsätzlich übernehmen wir nur mit grossen Bedenken Akademiker über dem Anfängerstadium in den Bibliotheksdienst, welche in andern Positionen, wie man zu sagen pflegt, «versagt» haben. Zu lange war der Bibliotheksberuf Abschubgebiet für solche Fälle [...]. Nicht nur, dass die Aufnahme solcher zweitrangiger Arbeitskräfte das Ansehen der akademischen Bibliothekare schwer schädigte; meist blieben sie auch in den Bibliotheken unter dem Niveau der erforderlichen Qualität. An dieser Regel ändern einzelne Ausnahmen, die ich ebenfalls kenne (z. B. ausgesprochen wissenschaftliche Begabungen ohne Talent für das Mittelschullehramt) nichts.»⁷¹

AUCH UNTEN KEINE «BLOSSEN PACKERNATUREN»

Es war nicht nur Scherrers Forderung, sondern seit Jahrzehnten auch das Postulat der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare, den mittleren Bibliotheksdienst lohnmässig mit den Primarlehrern, die akademischen Ämter mit den Mittelschullehrern und die leitenden Direktionen mit den Hochschullehrern gleichzustellen. Nach Ansicht von Scherrer stand das Akademikerproblem im Vordergrund. Ihm war aber



Das Zurückstellen der ausgeliehenen Bücher erfolgt nach wie vor in Handarbeit. Hier besorgen dies Silvia Strassmann und Oliver Rohner. Im Hintergrund Hanspeter Moser und Bettina Heuser.

durchaus bewusst, dass «tüchtige und langjährig gediente Bibliotheksbeamte aus dem mittleren Dienst als Leiter von Ausleihe- oder Tauschabteilungen die versierten «Bibliothekare» waren, als der Anfänger mit akademischem Grad». Ihre Position sollte ebenfalls verbessert werden wie auch diejenige des unteren Dienstes. Selbst im Magazin brauche es qualifizierte Leute. Mit «blossenen «Packernaturen» für gedankenlose Kuliarbeit» sei einer Universitätsbibliothek nicht gedient. Zudem habe sich gezeigt, dass der untere Dienst häufig die Rekrutierungsbasis für den mittleren und sogar den gehobenen Dienst darstelle: «Es lassen sich aus junger Zeit Fälle aufführen, in denen Begabungen, denen durch widrige Zufälle eine bessere Schulung versagt war, über den Bibliotheksdienst zu tüchtigen Fachleuten aufgestiegen sind.» In die Klasse der Bibliotheksgehilfen sollten nur noch Hilfskräfte eingereiht werden, die zur Hauptsache keine Bibliotheksfunktionen ausübten. Die Spezialisten mit handwerklichen und technischen Kenntnissen (Buchbinder, Fotografen) schliesslich wurden bei ihrer Anstellung durch die Zentralbibliothek seit je verpflichtet, auch noch andere Funktionen wie Magazindienst oder Mithilfe in der Ausleihe zu übernehmen. Und auch bei dieser Gruppe habe sich gezeigt, so Scherrer, dass sie eine nicht zu unterschätzende Reserve für den Nachwuchs des mittleren Dienstes darstelle.⁷²

Mit den erreichten Verbesserungen war Paul Scherrer aber längst nicht am Ziel. Sein Kampf um mehr Stellen, Beförderungen und bessere Einreihungen ging weiter, und für ihn, der sich nur in der Rolle eines Vorläufers sah, war klar, dass es eine

ausserordentlich zähe Aufgabe war, zahlenmässig und qualitativ unzureichende Mitarbeiterstäbe zu arbeitsfähigen Belegschaften auszubauen.⁷³ Anfang Juni 1965 teilte er in einem Brief an die Mitglieder der Bibliothekskommission die Kündigungen verschiedener «ausnehmend tüchtiger» Mitarbeiter mit. Von dreissig Ganztags- oder Halbtagsangestellten, die seit Anfang 1963 eingetreten seien, habe die Zentralbibliothek fünf schon wieder verloren, davon vier, «weil ihre Lohnverhältnisse entgegen den Anträgen der Direktion bei der ‹Strukturellen Besoldungsreform› vom 4. Januar 1965 nicht zulänglich geregelt wurden». Weitere gute Mitarbeiter seien auf Stellensuche.⁷⁴ Zur Krise der Universalbibliotheken bemerkte Scherrer 1967: «Und alle diese Probleme sollen wir wenigen Bibliotheksdirektoren im Auge behalten, bewältigen, richtig und unsern Verhältnissen angepasst lösen – überhäuft mit Kleinkram und administrativen Sorgen.»⁷⁵ Und 1969, sechs Jahre nach Amtsantritt, beklagte Scherrer nach wie vor die Zersplitterung und die Erstarrung im Ressortegoismus sowie den schlechten Ruf der Zentralbibliothek.⁷⁶ Trotzdem hatte er bereits viel bewirkt.

Scherrers Nachfolger wurde Hans Baer. Das war insofern ausserordentlich, als mit ihm ein Nichtakademiker Direktor einer grossen wissenschaftlichen Bibliothek wurde. Baer hatte sein Universitätsstudium aus finanziellen Gründen abgebrochen, war in der Universitätsbibliothek Basel zum Katalogisierungssekretär aufgestiegen und hatte Anfang der 1950er Jahre die Leitung der Bibliothek des Betriebswissenschaftlichen Instituts (BWI) an der ETH übernommen. Bevor er 1969 zum Vizedirektor gewählt wurde, hatte ihn Scherrer mit folgender Charakterisierung empfohlen: «Kein Akademiker, aber ein ausgezeichnete Praktiker in rationeller Bibliotheksorganisation und -verwaltung. Klar und geschickt im Umgang mit Personal. Präsident der Schweizerischen Vereinigung für Dokumentation.»⁷⁷

DIE ZENTRALBIBLIOTHEK ALS AUSBILDNERIN

«Die Ausbildung ist das Hauptproblem», konstatierte der Direktor der Schweizerischen Landesbibliothek, Franz Georg Maier, 1973 in einem Vortrag an der Universität Bern und wies in der Begründung darauf hin, dass das Schweizer Bibliothekswesen mit dem ungeheuren Anwachsen des Informationsflusses und mit dem Eindringen neuer Arbeitsmethoden nach langen Jahren der Ruhe in eine dynamische Epoche eingetreten sei.⁷⁸ Auf die in der Schweiz fehlenden Ausbildungsmöglichkeiten war seit der Gründung der Zentralbibliothek immer wieder hingewiesen worden, und 1928 hatte Hermann Escher künftige Bibliothekare vor einem falschen Berufsbild gewarnt: «Wer in den Bibliotheksdienst eintritt in der Hoffnung, sich seinem Erkenntnis- und Lesedrang schrankenlos hingeben zu dürfen, der geht grosser Enttäuschung entgegen.» Der Tenor seines Vortrags mit dem Titel «Was es in einer Bibliothek zu tun gibt» lautete: Wir ersaufen in der Kleinarbeit.⁷⁹ Auch heute reagiert die Zentralbibliothek äusserst zurückhaltend, wenn jemand in seiner Bewerbung schreibt: «Ich bin eben eine Leseratte.»

DER LANGE WEG ZUM DIPLOM

Früher habe man eine gute allgemeine Bildung als genügende Grundlage für den bibliothekarischen Beruf betrachtet, wurde 1933 in der Verbandszeitschrift der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare (VSB) festgestellt. In den zwei letzten Jahrzehnten habe sich aber die Überzeugung Bahn gebrochen, dass der bibliothekarische Beruf wie jeder andere einer gründlichen Vorbildung bedürfe, die einer mindestens einjährigen Einführung in alle Zweige der vielseitigen Tätigkeit kaum entbehren

könne. Allerdings war man der Meinung, es sollte nicht staatlicher Zwang zum Ziel führen, weder ein eidgenössisches Gesetz noch kantonale Reglemente, «sondern allein ein freiwilliges Sicheinfügen des einzelnen in eine von der eigenen Einsicht getragene und durch persönliche Mitbestimmung geformte Ordnung der bibliothekarischen Laufbahn».⁸⁰ Die VSB begann sich also ab den 1930er Jahren, wenn auch eher zögerlich, um die Ausbildung zu kümmern. Dabei sammelte man Dokumente über entsprechende Bestrebungen in Deutschland, Österreich, Frankreich, Italien, Belgien, Spanien, Polen, der Tschechoslowakei, den USA und Brasilien.⁸¹

1934 beschloss die Jahresversammlung der VSB, einerseits kurze Fortbildungskurse einzurichten, andererseits die Berufsbildung zu reglementieren. Man einigte sich auf ein Fähigkeitszeugnis für den mittleren Dienst und ein Zeugnis höheren Grades, wobei für die letztere Ausbildung das Programm auf später verschoben wurde. Zur Prüfung für den mittleren Dienst wurden Kandidierende zugelassen, die das zwanzigste Altersjahr zurückgelegt hatten, ein Maturitätszeugnis besaßen oder mindestens neun Schuljahre sowie eine entsprechende Fortbildung nachweisen konnten und die als Lehre ein Volontariat von anderthalb Jahren in einer Bibliothek absolviert hatten. Das Studienprogramm umfasste die Bereiche Buch, Buchhandel, Bibliotheken und Bibliografie. Zum Bereich Bibliotheken gehörten Geschichtliches, Verwaltung (Grundformen von Bibliotheken, Bau und Einrichtung einst und jetzt, Bücherzugang, Prüfung des Zustands gelieferter Werke, Rechnungswesen, Bürodienst, Aufstellung der Bücher, Erhaltung der Sammlungen, Benutzung, Beziehungen zwischen Bibliotheken) und Katalogisierung. Bei Letzterer wiederum sollten eine schweizerische Instruktion und die wichtigsten grundsätzlichen Abweichungsmöglichkeiten erlernt werden. Ausser den im Studienprogramm umschriebenen Kenntnissen wurden von den Kandidierenden eine «gute Bibliothekhandschrift», sauberes und geläufiges Maschinenschreiben, genügende Kenntnis einer zweiten Landessprache und die selbständige Erledigung einfacher Korrespondenzen verlangt.⁸² 1939 nahm man die ersten Prüfungen für Diplombibliothekarinnen ab, wobei sich die Kandidierenden die theoretischen Kenntnisse selbst hatten aneignen müssen. 1951 präziserte die VSB das Reglement, und erst jetzt wurden an der Landesbibliothek Einführungskurse angeboten.

1940 war die VSB-Prüfung dreiteilig. Der schriftliche Teil umfasste einen Aufsatz zu einem Thema, das mit Büchern oder Bibliotheken zu tun hatte (vier Stunden), das Katalogisieren von zwölf Werken (drei Stunden) und die Korrespondenz in einer Fremdsprache (vierzig Minuten). Bei der praktischen Prüfung waren innert einer Stunde sechzig Werke alphabetisch zu sortieren. Mündlich geprüft wurde je eine Stunde zum Buch und seiner Geschichte, zu Bibliothek und Buchhandel sowie zur Bibliografie.⁸³ Zu den ersten Diplombibliothekarinnen gehörte Heidi Aebly. Sie absolvierte 1940/41 in der Zentralbibliothek ein Volontariat und bestand anschliessend die Fachprüfung. 1943 wurde sie als Assistentin fest gewählt, und ab 1949 be-

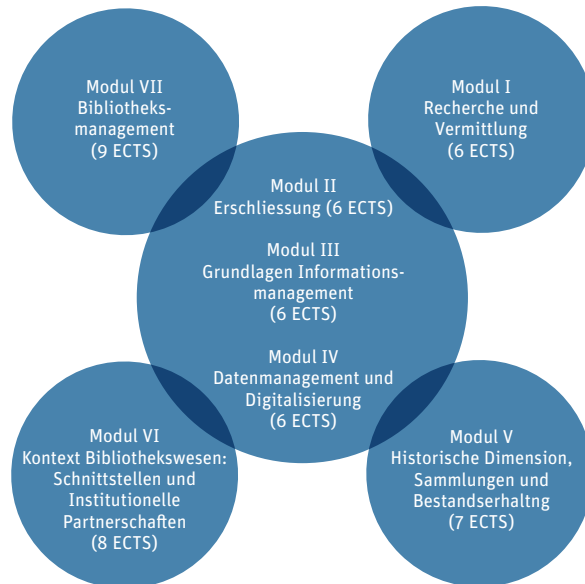
arbeitete sie selbständig den Schlagwortkatalog. 1957 – Aebly ist ein Beispiel für den damals sehr langsamen Aufstieg einzelner Angestellter – beförderte man sie zur Bibliothekarin.⁸⁴ Als promovierte Romanistin war Aebly eine Akademikerin, doch war dies nicht Voraussetzung für den Erwerb des Diploms. Besonders zahlreich waren die Diplombibliothekarinnen in der Folge nicht. Ein Beschluss der Bibliothekskommission von Ende 1947, für die Beförderung in eine höhere Klasse die Absolvierung des Examens zu verlangen, wurde ein Vierteljahr später wieder aufgehoben. Auf Anfang 1956 wurde die Verwaltungsangestellte Elisabeth Wissler unter Hinweis auf ihre erfolgreiche Prüfung in eine höhere Gehaltsklasse befördert.⁸⁵ 1961 musste Direktor Forrer die Bibliothekskommission informieren, dass trotz siebzehn Inseraten erst eine von drei vakanten Stellen mit einer Absolventin der (seit 1918 existierenden) Genfer Schule provisorisch habe besetzt werden können.⁸⁶ Unter Direktor Scherrer wurde das Diplom verschiedentlich als Grundlage für Beförderungen erwähnt.

EIN ALLEINSTELLUNGSMERKMAL: DIE ZÜRCHER BIBLIOTHEKARENKURSE

Für die theoretische Ausbildung bot die Schweizerische Landesbibliothek ab den 1950er Jahren Kurse an, die 1962 eine offizielle VSB-Einrichtung wurden. Bis Mitte der 1970er Jahre kamen als neue Fächer Bibliotheksautomation, EDV und Nonbooks hinzu. Die praktische Ausbildung erfolgte immer noch in Form eines zweijährigen Volontariats oder einer vierjährigen Anstellung in einer für die Ausbildung geeigneten Bibliothek.⁸⁷ 1975 startete die Zentralbibliothek mit den vom Kanton finanziell unterstützten Zürcher Bibliothekarenkursen, die nach wie vor ein zentrales Alleinstellungsmerkmal der Bibliothek sind. «Keine andere Schweizer Bibliothek hat einen ähnlichen Auftrag im Bereich der bibliotheksfachbezogenen Aus- und Weiterbildung und verfügt über ein vergleichbares Angebot», hiess es im Jahresbericht 2014. Weiter wurde darauf hingewiesen, dass die bibliotheksfachbezogene Aus- und Weiterbildung mit ihrem «naturgemäss auch auf zukünftige Entwicklungen gerichteten Fokus» ein erhebliches Innovationspotenzial berge. Um dieses besser zu nutzen und den Transfer in die Institution zu unterstützen, erweiterte man die Stabsstelle Aus- und Weiterbildung um den Bereich Innovation.⁸⁸

Mit den Zürcher Bibliothekarenkursen lag ein umfassendes Angebot an Ausbildungen vor: Kurse für Diplombibliothekare, für nebenamtliche Gemeinde- und Schulbibliothekare und für Bibliotheksassistenten der Universität Zürich. Das Angebot für Gemeinde- und Schulbibliotheken knüpfte auch an eine Tradition an: ans Engagement von Hermann Escher und der Zentralbibliothek für die Volksbibliotheken und dabei insbesondere für die Pestalozzi-Bibliothek. Die fachliche Ausbildung der Bibliothekare und Dokumentalisten sei Hans Baer ein persönliches Anliegen gewesen, lobte sein Amtskollege von der Universitätsbibliothek Basel, Fredy Gröbli, den ZB-Direktor bei seinem Rücktritt.⁸⁹ Baer hatte 1946 selbst das VSB-Diplom erlangt

Module des Zürcher MAS



Alles bibliothekarische Tun dreht sich im Kern um Metadaten (Angaben zur Erschliessung) und Datenmanagement (Metadaten, Forschungsdaten, digitalisierte Inhalte).

und war damit der erste ZB-Direktor mit einer entsprechenden Ausbildung. Grosse Verdienste hat sich aber auch Rainer Diederichs erworben, der operativ für die Kurse verantwortlich war. Noch fehlte aber ein wichtiger Teil im Angebot: eine Ausbildung für die wissenschaftlichen Bibliothekare. Diese Lücke wurde in den späten 1980er Jahren geschlossen. Nach langen Vorbereitungen begann im Herbst 1987 die Ausbildung von Akademikern zu wissenschaftlichen Bibliothekaren. Die Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare übernahm die Trägerschaft, der Kanton Zürich die Subventionierung und die Zentralbibliothek die Durchführung.⁹⁰

I+D UND MAS

In den 1990er Jahren erfolgte ein Umbruch. Als die Fachhochschulen entstanden, beschlossen 1994 die VSB, die Schweizerische Vereinigung für Dokumentation – beide inzwischen zur Bibliothek Information Schweiz (BIS) zusammengeschlossen – und der Verein Schweizerischer Archivarinnen und Archivare (VSA) die dreistufige Ausbildung Information und Dokumentation (I+D): Diese begann nach

der obligatorischen Schulzeit mit der dreijährigen Berufslehre zur I+D-Fachfrau beziehungsweise zum I+D-Fachmann, die vom Diplomstudium an der Fachhochschule (Bachelor oder Master in Information Science) gefolgt sein konnte. Die Tertiärstufe bildeten Nachdiplomausbildungen (mittlerweile Advanced-Studies-Angebote) an Fachhochschulen und Universitäten. Seither schlossen jährlich rund achtzig Personen die Berufslehre und etwa ebenso viele mit einem Bachelor, Master oder Master of Advanced Studies (MAS) ab. Den berufsbegleitenden Zürcher MAS in Bibliotheks- und Informationswissenschaft hat die Zentralbibliothek auf 2007 in Zusammenarbeit mit der Universität Zürich aus der Taufe gehoben. Er setzt nicht die Ausbildung in Informationswissenschaft voraus, sondern richtet sich an Personen, die im Regelfall über einen Masterabschluss – irgendwelcher Richtung – verfügen und sich für eine berufliche Laufbahn im Bereich Bibliothek und Information interessieren. Andrea Malits, der Nachfolgerin von Rainer Diederichs, sei es gelungen, «manches, was uns am alten Kurs lieb und teuer war, in den neuen Studiengang zu integrieren», lobte die Interessengruppe Wissenschaftliche Archivare der BIS.⁹¹ Diplombibliothekarinnen mit Vorbildung Maturität werden keine mehr ausgebildet, was zur Folge hat, dass die Bibliotheken in der Allgemeinbildung während der Berufslehre Nachhilfearbeit leisten müssen. Ein weiteres Problem ist, dass viele I+D-Ausgebildete nach der Lehre nicht im ursprünglichen Berufsfeld bleiben, sondern in andere Branchen abwandern oder nach der Berufsmaturität ein Studium beginnen. 2009 wurde die Grundausbildung komplett überarbeitet und dem neuen eidgenössischen Berufsbildungsgesetz angepasst. Dass angesichts der rasanten Veränderungen laufend weitere Aktualisierungen vorgenommen werden müssen, ist unabdingbar.⁹² In der Regel befinden sich bei der Zentralbibliothek jeweils sechs I+D-Absolventen (je zwei pro Lehrjahr) und zwei MAS-Absolventinnen (der Kurs beginnt alle zwei Jahre) in Ausbildung.

EIN FRAUENBERUF?

Immer wieder ist zu lesen und zu hören, dass sich die Arbeit in den Bibliotheken zunehmend zu einem Frauenberuf entwickelt habe. Richtig daran ist, dass bei den leitenden Funktionen und den wissenschaftlichen Bibliothekaren lange die Männer dominierten. Zahlreiche Arbeiten wurden aber schon immer von Frauen verrichtet. Dass Bibliotheksarbeit in nicht leitender Funktion generell Frauenarbeit gewesen sei, dürfte allerdings ein überzeichnetes Bild sein.⁹³ An der Jahresversammlung 1919 wurden Helen Wild und Else Gutknecht, beide aus Zürich, als erste Frauen in den Verband aufgenommen. Seit 1970 sind die Frauen in der VSB in der Mehrzahl, und seit den 1980er Jahren stellen sie zwei Drittel der Mitglieder. «Besonders beeindruckend ist die Verzehnfachung der weiblichen Mitglieder zwischen 1950 und 1992, während die Zahl der Bibliothekare nur um den Faktor 2,4 zunimmt», resümiert Robert Barth. «Dieses markante Wachstum des Frauenanteils spiegelt zum einen die



Der Frauenstreik vom 14. Juni 1991 fand auch in der Zentralbibliothek statt. Seite aus einem privaten Fotoalbum einer Mitarbeiterin.

enorme Entwicklung der Allgemeinen öffentlichen Bibliotheken in der Schweiz, in denen vorwiegend Frauen tätig sind, zum andern den Wandel des Berufsbilds des mittleren Dienstes, der zum eigentlichen Frauenberuf geworden ist.»⁹⁴

In der Zentralbibliothek stellten die Frauen Ende 2014 mit 58,9 Prozent die Mehrheit der 231 Mitarbeitenden. Was Helen Wild 1932 noch versagt blieb, schaffte Susanna Bliggenstorfer 2008: sie wurde zur Direktorin gewählt. Gemäss Barth wohl die erste Vorsteherin einer schweizerischen Bibliothek mit wissenschaftlichem Charakter war Adriana Ramelli, die 1941 zur Leiterin der Biblioteca cantonale in Lugano berufen wurde.⁹⁵ Weitere Bibliotheken folgten, so auch die Nationalbibliothek, und 2015 erhielt mit der Südtirolerin Elisabeth Frasnelli die Universitätsbibliothek Basel ebenfalls eine Direktorin. Gemäss einer Untersuchung von Laura Stadler lag der Anteil weiblich besetzter Positionen in den oberen Führungsebenen der von ihr untersuchten 25 Schweizer Bibliotheken mit mehr als fünfzig Mitarbeitenden bei 44,8 Prozent, während der Anteil der Frauen an allen Mitarbeitenden dieser Bibliotheken 65,9 Prozent betrug. Mit dieser Differenz von 21,1 Prozent, die vom hohen Frauenanteil an der Gesamtbelegschaft herrührt, schneiden die Bibliotheken schlecht ab. Trotzdem sind die Aufstiegschancen für die einzelne Frau in Bibliotheken im schweizweiten Vergleich besser als in andern Branchen.⁹⁶

DIE AUSEINANDERSETZUNG UM DIE PERSONALVERTRETUNG

«Nur allzu oft werden Briefe geschrieben, um sich zu beklagen», schrieb ein Nutzer in den frühen 1980er Jahren an Direktor Hans Baer. «Diese Zeilen möchten Ihnen aber danken. Danken für die grosse Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft der Mitarbeiter der Zentralbibliothek.»⁹⁷ Baer zitierte den Brief im Vorwort des Jahresberichtes 1981 und verband ihn mit dem grossen Dank an die Mitarbeitenden für die im abgelaufenen Jahr geleistete gute Arbeit. Dass ein Betrieb von der Grösse der Zentralbibliothek und der Differenziertheit einer Stadt-, Kantons- und Universitätsbibliothek über Jahre in eingeschränkten Raumverhältnissen und bei festgeschriebenem Personalbestand beträchtliche Zuwachsraten in seinen Tätigkeitsbereichen bewältige, sei Zeugnis für Können, Ausweis für Leistungswillen und Ergebnis guter Zusammenarbeit, lobte Baer. War bei der Zentralbibliothek also alles in Butter? Konflikte am Arbeitsplatz gibt es bekanntlich in jedem Betrieb, und es waren denn auch Spannungen und Unzufriedenheit, die gegen Ende der Direktionszeit von Ludwig Forrer dazu führten, dass sich ein Teil des Personals gewerkschaftlich organisierte.

GEWERKSCHAFTLICHE ORGANISATION

Die 1897 gegründete Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare (VSB) führte zwar unter anderem Lohnumfragen durch, kümmerte sich jedoch kaum um materielle Forderungen des Personals. Die VSB war eben keine Gewerkschaft, sondern eine Standesorganisation, in der neben Bibliothekarinnen und Bibliothekaren auch deren Arbeitgeber vertreten waren. Bis in die 1990er Jahre waren es die grossen Bibliothe-



Ernst Vollenweider am Ausleihschalter: Bis zur Computerisierung war die Bücherausgabe ein Nadelöhr, so dass oft Geduld gefragt war.



Bücher, Bücher, Bücher ... Arbeit in der Schlagwortabteilung.

ken, die den Verband trugen, und deren Direktoren dominierten den VSB-Vorstand. Den Anlass zur Gründung einer Gruppe des Verbands des Personals öffentlicher Dienste (VPOD) gab einerseits ein persönlicher Konflikt (siehe Box S. 164), andererseits die Unzufriedenheit der Angestellten der Bücherausgabe, zu denen auch der Schriftsteller Ernst Vollenweider (Roman «Die Stadt der Gerechten») gehörte. Diese gelangten im September 1959 an die Bibliothekskommission mit dem Begehren, in eine höhere Lohnklasse eingeteilt zu werden, wobei sie darauf hinwiesen, dass bei der Stadt in ihrer Lohnklasse Maurerpoliere, Kochberaterinnen und Laboranten eingereiht seien.

Nach knapp einem Jahr und einer Unterredung von Direktor Ludwig Forrer mit dem zuständigen VPOD-Sekretär Leo Schriber verlangte dieser erneut eine höhere Einstufung, und zwar um zwei Stufen statt nur um eine. Zu den Aufgaben der Angestellten der Bücherausgabe gehörten gemäss der Eingabe Ausleihe und Rücknahme von Büchern am Schalter und im Lesesaal, Aufsicht und Auskunft im Lesesaal und Ausgabenkontrolle, Versendung und Bestellung von Werken an andere Bibliotheken im interurbanen Leihverkehr, Reklamationsdienst («ziemlich umfangreich»), Führen der Statistik und Absignieren der verlangten Werke, «d. h. Arbeit am Katalog und mit Bibliographien». Auch das Beschaffen der Turicensia war ihnen übertragen sowie Korrespondenz mit Bibliotheken und Benutzern in ganz Europa. Voraussetzungen für den Dienst in der Bücherausgabe waren eine kaufmännische Lehre sowie die Beherrschung von Fremdsprachen (Französisch, Italienisch, Englisch). Weiter wies Schriber darauf hin, dass die betreffenden Angestellten mit einer Ausnahme auch Lateinunterricht genossen hätten. Sie verfügten, mit zehn und mehr Dienstjahren,



Blick in den Lesesaal 1942, am linken Rand der Aufsichtsbeamte im weissen Kittel.

über Auslanderfahrung und hätten sich in Kursen weitergebildet. In anderen grossen Bibliotheken seien die Bücherausgabefunktionäre wesentlich besser eingereicht. 1961 wurden diese dann in die von ihnen gewünschte Lohnklasse befördert.⁹⁸

UMSTRITTENE PAUSEN AUSSER HAUS

Bei den Konflikten steckte der Teufel oft im Detail. So war zum Beispiel umstritten, wo das Personal seine Pausen verbringen sollte. Ende Mai 1973 machte Direktor Hans Baer die Mitteilung, während der Zehn- und Sechzehn-Uhr-Pausen dürfe das Haus nicht mehr verlassen werden. Auf den Einwand, in den Arbeitsräumen seien Rauchen und Trinken untersagt und der Pausenraum sei ungeeignet, entgegnete Baer, er sei zwar aus gesundheitlichen Gründen für die Pausen, aber es gebe kein Anrecht darauf. Die Pausen aller Mitarbeitenden würden sich wöchentlich auf 275 Stunden summieren, was der Arbeitszeit von sechs Personen entspreche. Baer fürchtete auch um das Image der Zentralbibliothek, wenn über hundert Mitarbeitende in den umliegenden Cafés sassen. Er relativierte zugleich, es sei kein Verbot ausgesprochen worden, sondern es sei eine Frage des Masses. Im Dezember wurde eine Kaffeemaschine von Mövenpick angeschafft in der Erwartung, dass alle Mitarbeitenden ihre Kurzpausen in der Cafeteria im zweiten Stock verbringen würden. Im März 1974

Wer einen Konflikt sucht, findet ihn auch

Am 1. Dezember 1959 wandte sich Max Alfred Christ an den Verband des Personals öffentlicher Dienste (VPOD), Sektion Zürich-Städtische, und schilderte einen Konflikt mit seinem Vorgesetzten: «Um ca. 9 Uhr 05 musste ich auf den WC. Da dieser im 1. Stock wie der Zeitschriftensaal liegt, ging ich zuerst in diesen, um dort noch zwei Zeitschriften aufzulegen. Dabei erfuhr ich von Frau Boesch, dass sie ihre Absenz wohl dem Direktor (Prof. Dr. Ludwig Forrer) gemeldet hatte, nicht aber unserem gemeinsamen Chef Herrn Isler, der am Samstagnachmittag frei gehabt hatte und daher nichts wusste. Ich bat sie, es Herrn Isler auch zu melden, damit er nicht auf Umwegen davon erfahre. Frau Boesch erwiderte, sie wolle das gleich tun, sie müsse ohnehin noch hinaus, Kleister holen, und verliess, ohne dass ich sie noch zurückhalten konnte, den Saal, sodass ich notgedrungen auf ihre Rückkehr warten musste, da immer jemand vom Personal den Zeitschriftensaal hüten muss. Nur einen Augenblick später trat Herr Isler ein und fragte mich sogleich, was ich hier oben zu suchen hätte. – «Frau Boesch ablösen.» – Darauf erwiderte Herr Isler in sehr zugespitztem Tone, er möchte mich «höflichst» ersuchen, ihm jeweils zu melden, wo ich hingehe. Ob das klar sei? – Nach Verlassen des Saales begegnete er Frau Boesch, die ihm ihre Abwesenheit bekanntgab. Als Frau Boesch wieder eintrat, war es ca. 9 Uhr 15. Der Vorfall ist offensichtlich von Herrn Isler inszeniert worden, um mich zu schikanieren. (Herr Isler ging nicht aus sachlichen Gründen in den Zeitschriftensaal; er verliess ihn nach der Auseinandersetzung wieder durch eine andere Türe und kehrte ins Treppenhaus zurück.) Wie ich wieder ins Büro trat, warf mir Herr Isler vor, um den Vorfall zu «verwedeln», ich hätte ihm nicht gesagt, dass ich Frau Boesch hätte am Samstag vertreten müssen. Der ganze oben geschilderte Zwischenfall ist für mich vor allem deshalb von Bedeutung, weil Herr Isler mir in einem ähnlichen Fall vor ca. 4 1/2 Jahren [...] mit Kündigung gedroht hatte, für den Fall, dass er wieder einmal mich suche und nicht wisse, wo ich sei.» Der Vorfall war scheinbar der Anstoss zur Bildung einer Bibliotheksgruppe innerhalb der Gewerkschaft VPOD.

Schweizerisches Sozialarchiv, Ar 502.20.65, VPOD Zürich Stadt und soziale Institutionen, VPOD Zürich-Städtische, Gruppe Bibliothek, Akten 1959–2006.

machte Baer die Mitteilung, dass die Kaffeestube schon vor acht Uhr geöffnet und dass um acht Uhr Arbeitsbeginn sei. Dann solle nicht weiter «gebraut und getrunken» werden. Tauchsieder und ähnliche Apparate in andern Räumen sollten verschwinden. In den gleichen Jahren kritisierte Baer die hohe Zahl der Absenzen, und er appellierte, auch aus Rücksicht auf die Arbeitskollegen nicht grundlos zu fehlen.⁹⁹

1980 machte die VPOD-Gruppe – aus der Gruppe Zentralbibliothek war inzwischen die Gruppe Bibliotheken (Zentralbibliothek, Sozialarchiv, Pestalozzigesellschaft) hervorgegangen – in einem Werbeschreiben an die Arbeitskolleginnen und -kollegen auf ihre Erfolge aufmerksam: Dank der Initiative des VPOD hätten seit



Hans Sommer (legendäre Lesesaalaufsicht) und Käthi Leemann an einem Fest im Restaurant Turm.



Bei der Verabschiedung einer Mitarbeiterin 1996 war auch der VPOD mit einer Blume dabei.

1979 auch Teilzeitbeschäftigte mit mindestens fünfzehn Stunden wöchentlicher Arbeitszeit das Recht, der Pensionskasse beizutreten. Das Reinigungspersonal der Bibliothek sei jetzt demjenigen der Stadt gleichgestellt, mit Anspruch auf Ferien sowie Lohnfortzahlung bei Krankheit. Und die VPOD-Sektion Zürich-Städtische habe erreicht, dass ab 1980 das gesamte städtische Personal und damit auch dasjenige der Zentralbibliothek Anspruch auf mindestens vier Wochen Ferien habe.

DER ERZIEHUNGSDIREKTOR SPERRT SICH

Grundsätzlich hatten alle Direktoren der Zentralbibliothek nichts gegen Gewerkschaften einzuwenden. Im eigenen Haus wollten sie diese aber lieber nicht haben. Zu einer langwierigen Auseinandersetzung kam es in den 1980er Jahren um die Mitwirkungsrechte des Personals. Seit 1982 sassen mit Gisela Manz und Manfred Vischer zwei Vertreter des Personals ohne Stimmrecht in der Bibliothekskommission. Das Personal hatte im November 1979 mit einem Schreiben an Erziehungsdirektor Alfred Gilgen eine Vertretung mit Stimmrecht, für welche es eine Änderung der Statuten gebraucht hätte, gefordert. Den Brief hatten 94 von rund 120 Angestellten unterschrieben. In einer Abteilungsleiterkonferenz erklärte Direktor Baer, der zuerst eine – im Personalrecht der Stadt Zürich vorgesehene – Personalkommission schaffen wollte, er sei nicht gegen die Forderung, doch fühle er sich von den Initianten des VPOD hintergangen. Der Einsitz in die Bibliothekskommission wurde ermöglicht, und weit zäher rang man in der Folge um die Personalkommission (andernorts Betriebskommission genannt).¹⁰⁰ Regierungsrat Gilgen befürchtete bei deren Einführung «einen Leerlauf mit unzähligen Sitzungen».¹⁰¹ Er vertrat in der Folge auch die Meinung, eine Personalkommission widerspreche den kantonalen Personalbestimmungen, womit er allerdings falsch lag, und an einer Sitzung im Mai 1985 beantragte Gilgen, nicht auf den Entwurf einzutreten. Nachdem er per Stichentscheid seinem Antrag zum Erfolg verholfen hatte, folgte eine heftige Diskussion, in welcher Manfred Vischer er-

klärte, «die dadurch ausgelöste Missstimmung könnte sich auch auf die Einstellung zum Erweiterungsbauprojekt übertragen». Worauf Gilgen das Traktandum mit der Bemerkung schloss, «es sei nicht seine Absicht, das Personal zu vogten».¹⁰² Schliesslich wurde Ende 1986 ein von Direktion und Personalvertretern vorgelegter Kompromiss gutgeheissen: Die Personalvertreter in der Bibliothekskommission sollten in Personalunion auch die Interessen der Mitarbeitenden gegenüber der Direktion vertreten.¹⁰³ Diese Regelung gilt nach wie vor.

Komplizierend wirkte, dass in diesen Jahren (1987) der Subventionsschlüssel zwischen den Stiftern von fünfzig zu fünfzig auf achtzig (Kanton) zu zwanzig (Stadt) änderte, was für das Personal weitreichende Konsequenzen hatte. Fortan hatte sich die Zentralbibliothek in Personalangelegenheiten nicht mehr nach der Stadt, sondern nach dem Kanton zu richten. Stadt und Direktion hatten sich gegen diese Verknüpfung mit dem neuen Verteilschlüssel gewehrt, doch blieb die Regierung unnachgiebig. Ein Kompromiss wurde bei der Pensionskasse gefunden, indem die Angestellten bei der städtischen Pensionskasse bleiben konnten, Neueintretende hingegen bei der Beamtenversicherungskasse des Kantons versichert wurden.¹⁰⁴ 2013 wurde das Personal ins öffentlich-rechtliche Anstellungsverhältnis überführt, nachdem man nach längerem Hin und Her hatte feststellen müssen, dass die Zentralbibliothek keine privatrechtliche, sondern eine öffentlich-rechtliche Stiftung ist. Bis zu dieser Erkenntnis hatte es beinahe hundert Jahre gedauert.

WIRBEL UM ENTLASSENE PUTZFRAUEN

Niederschlag in den Protokollen finden vor allem Konflikte und nicht der Courant normal. Und in der Zentralbibliothek herrschte meist Courant normal. Letztmals zu grösseren Auseinandersetzungen kam es 1993/94, als die Zentralbibliothek die Putzarbeiten auslagerte und ihre fünf Putzfrauen entliess. Wie stets in solchen Fällen liess der beauftragte private Putzdienst seine Angestellten zu wesentlich schlechteren Bedingungen arbeiten. Der «Tages-Anzeiger» griff den Fall auf, und die Empörung, auch unter Benutzerinnen und Benutzern, war gross. 140 von 180 Angestellten protestierten mit einer Petition. In der Bibliothekskommission kam es ebenfalls zu Diskussionen. Doch Direktor Köstler liess nicht mit sich reden, Auskünfte gegenüber Journalisten verweigerte er mit dem Argument, es handle sich um eine innerbetriebliche Angelegenheit. Die Regierung verwies in ihrer Antwort auf eine Anfrage im Kantonsrat auf die Unabhängigkeit der Zentralbibliothek als Stiftung und stellte sich hinter die Bibliothekskommission, die den Entscheid gefällt hatte: «Massgebend hierfür waren die mit der Inbetriebnahme des Erweiterungsbaus stark ansteigenden Anforderungen, die mit den bisherigen Strukturen weder quantitativ noch qualitativ zu bewältigen sind und den Einsatz einer professionellen Reinigungsfirma notwendig machen.»¹⁰⁵

AUTOMATISIERUNG, ERWEITERUNGSBAU UND NEOLIBERALE SPARPOLITIK

Ab den 1980er Jahren beschäftigten – neben der unvermindert wachsenden Bücherflut – drei grosse Problemkomplexe das Personal: Die Automatisierung oder Elektronisierung, der Bezug des Neubaus samt vorhergehendem Umzug in Provisorien sowie, im Zuge der neoliberalen Sparpolitik, das New Public Management und die neu eingeführte Mitarbeiterbeurteilung (MAB).¹⁰⁶ «Der Bibliothekar soll durch die Maschine ersetzt werden», war schon 1968 in der Berichterstattung der «Neuen Zürcher Zeitung» über eine Veranstaltung zu lesen, an der auch über Automatisierungsmöglichkeiten gesprochen wurde. Die elektronische Datenverarbeitung stand damals noch ganz am Anfang, und die ersten Erfahrungen in den USA waren nicht gerade ermutigend.¹⁰⁷ In der Schweiz begann die Bibliotheksautomatisierung an den Hochschulen Anfang der 1970er Jahre (ETH Zürich, Bibliothèque cantonale et universitaire in Lausanne). Die Studien- und Bildungsbibliotheken sowie die allgemeinen öffentlichen Bibliotheken folgten überwiegend in den 1980er Jahren. Inzwischen stellte sich heraus, dass es nach wie vor Bibliothekarinnen und Bibliothekare gibt, die EDV ihre Arbeit aber massiv verändert hat. Zwar hatten die Mitarbeitenden zum Teil Mühe mit dem neuen Arbeitsinstrument, aber an eigentliche Widerstände gegen die Elektronisierung kann sich, abgesehen von Einzelfällen, niemand erinnern. Es sei auch der Reiz des Neuen damit verbunden gewesen. «EDV in Bibliotheken – Fortschritt um jeden Preis?» lautete das Diskussionsthema an einer Versammlung der VPOD-Gruppe Bibliotheken 1984. «Besonders die berufliche Konfrontation mit diesem Medium hat uns veranlasst, Kolleginnen und Kollegen aus der ZB und ETH, die bereits mitten im Computerallday stehen, zu einem Erfahrungsaustausch einzuladen», hiess es in der Einladung.¹⁰⁸ Leider ist nirgends festgehalten, wie die Diskussion an diesem Abend verlief.



Paul Höfliger (Planungsabteilung), Ludwig Kohler (Benutzungsabteilung), Jean-Pierre Bodmer (Handschriftenabteilung) und Ludwig Forrer (Fachreferent und Altdirektor) anlässlich der Verabschiedung von Georg Bühler (Leiter der Katalogabteilung) Ende Oktober 1986.

Mit der Elektronisierung stiess auch eine neue, schnell wichtiger werdende Gruppe zur ZB-Belegschaft: die Informatiker. 2001 zum Beispiel wurden gleich vier neue Stellen für die Informatik bewilligt. 2014 umfasste die Abteilung drei eigenständige Teams mit zwölf Mitarbeitenden: IT-Support, IT-Infrastruktur und die Systembibliothekare, die das Bibliothekssystem bewirtschafteten.¹⁰⁹ Für den Schnittstellenbereich von IT und Bibliothek gute IT-Leute zu finden, ist nicht einfach. Weil alles zunehmend IT-lastiger wird, werden aber auch von den übrigen Mitarbeitenden immer umfangreichere EDV-Kenntnisse verlangt – eine Entwicklung, der man unter anderem mit Weiterbildungen gerecht zu werden versucht.

«... IN EINER VIERTELSTUNDE DURCHGEFROREN»

Für das Personal ein einschneidendes, aber auch erfreuliches Ereignis war der Erweiterungsbau der 1990er Jahre, auf den man seit Jahrzehnten gewartet hatte. In nur drei Monaten mussten im Frühjahr 1990 rund zwei Millionen Bücher ausgelagert sowie die Zeughäuser und der Predigerchor als Provisorien bezogen werden.¹¹⁰ Die schon vom Volumen her gewaltige Übung musste in kürzester Zeit über die Bühne gebracht werden, weil der Um- und Neubau statt in zwei, wie ursprünglich vorgesehen, in einer einzigen Etappe realisiert werden sollte. Da sich das Publikum vor



Glück im Unglück: Diese Gestelle brachen 1991 während des Provisoriums im Zeughaus übers Wochenende zusammen, sodass nur Sachschaden entstand.

der vorübergehenden Schliessung reichlich mit Literatur eindeckte, war zudem eine vorübergehende Verdoppelung der Ausleihzahlen zu bewältigen. Die Bedingungen in den Provisorien bezeichnete Direktor Köstler im Dezember 1990 im Grossen und Ganzen als erträglich, doch liess sich das Zeughaus 3 nicht heizen. Es bestehe, so Köstler, zwar die Möglichkeit, mit einfachen Mitteln doch noch zu einer Heizung zu kommen, doch stelle sich das Problem der Finanzierung. Als ein Mitglied der Bibliothekskommission fragte, ob die Mitarbeitenden nicht auch mit einer Abgeltung durch bessere Entschädigung einverstanden sein könnten, erhielt es zur Antwort, die Mitarbeitenden seien in einer Viertelstunde durchgefroren und deshalb nicht an mehr Geld, sondern an höheren Temperaturen interessiert. Ein Jahr später wurde in der Kommission mitgeteilt, die Heizung bewähre sich, und die Mitarbeiter seien dankbar.¹¹¹

Weiter zeigte sich bald, dass der Betrieb in den Gebäuden Stammhaus, Predigerchor, Zeughäuser 2 und 3 sowie in den anderen Aussenlagern nicht mit dem vorhandenen Personal gewährleistet werden konnte, auch nicht um den Preis der bereits geltenden reduzierten Öffnungszeiten. Für die Benutzungsabteilung wurde eine Ferien- (und Krankheits-) Sperre erlassen. Diese Notmassnahme könne weder verlängert noch über vier Jahre beibehalten werden, argumentierte die Bibliotheksleitung. Es bestehe ein Mehrbedarf von 7,5 Stellen im Benutzungsbereich. Erziehungsdirek-

Die Präsidenten und Präsidentinnen der Bibliothekskommission

Heinrich Mousson (FP)	1914–1929
Oscar Wettstein (DP)	1929–1935
Karl Hafner (FP)	1935–1943
Robert Briner (DP)	1943–1951
Ernst Vaterlaus (FP)	1951–1959
Walter König (LdU)	1960–1971
Alfred Gilgen (LdU)	1971–1995
Ernst Buschor (CVP)	1995–2003
Regine Aepli (SP)	2003–2015
Silvia Steiner (CVP)	seit 2015

tor Alfred Gilgen fand diese Forderung neben der bereits bewilligten Magazinerstelle zu hoch. Angesichts drohender Defizite sei im Kantonsrat bereits ein Klimawechsel spürbar. Personalvertreter René Bernhard wies auf die Gefahr vermehrter Austritte hin, die Mitarbeitenden dürften nicht verbittert werden. Sollte eine Kürzung unvermeidlich sein, so würde er sie lieber bei den Anschaffungs- als bei den Personalkrediten sehen. Schliesslich wurden auf Antrag von Gilgen fünf zusätzliche Stellen während der Bauzeit bewilligt und die Kosten dafür dem Reservefonds belastet.¹¹²

Das Bibliothekspersonal habe sich schnell an die neuen Einrichtungen und die veränderten Betriebsabläufe gewöhnt, und diese hätten sich im Grossen und Ganzen bewährt, lautete das Fazit, das der Leiter der Benutzungsabteilung, Ludwig Kohler, nach dem vierjährigen Provisoriumsbetrieb zog. Im Herbst 1994 war die «Dezentralbibliothek», wie man sie auch nannte, im Neubau wieder vereint.¹¹³ Die Verbesserungen (mehr Platz, mehr Licht), welche dieser brachte, hatte sich das Personal mit den Erschwerungen der Übergangszeit hart verdienen müssen. Diese erforderten Flexibilität, Improvisationsgabe und die Bereitschaft, auch ungewohnte Aufgaben zu übernehmen.

BIBLIOTHEK UND BERUFSBILD IM WANDEL

«Was ich für Sachen thun muss, davon machst Du Dir keinen Begriff, treppauf, treppab laufen in einer grossen eiskalten Kirch, und auf Leitern steigen, denke Dir, ohne dass jemand sie mir hält, ganz allein. Dann noch zu Hause Methoden von Abkürzungen und Katalogisierungen durcharbeiten, kurz ich bin am Abend immer ganz erschöpft. [...] natürlich hätte ich zu alledem nicht studiren brauchen, aber das ist ja egal.»¹¹⁴ So beschrieb Ricarda Huch 1891 ihre Arbeit in der Stadtbibliothek. Auch Julia Wernly stellte 1937 fest, die Arbeit in Bibliotheken sei oft sehr ermüdend und eintönig: «Zum Beispiel das Vergleichen von Titeln, das Einreihen von Zetteln usw. [...] Die ständige Kleinarbeit strengt Augen und Kopfnerven an.»¹¹⁵ Und noch die berufskundlichen Merkblätter von 1951 hielten fest: «Was die körperliche Eignung betrifft, so sind zu nennen: Widerstandskraft, gute Gesundheit (Gefahr von Erkältungskrankheiten, wie gelegentlich Arbeit in kalten Magazinen), keine Plattfüsse und andere Fussgebrechen, normale Seh- und Hörkraft, keine Sprachfehler.»¹¹⁶

KOMMUNIKATIV UND DIENSTLEISTUNGSBEWUSST

In den Magazinen wird auch heute noch körperliche Arbeit geleistet. Und sonst? Kommunikativ, sozial kompetent und dienstleistungsbewusst sollten Bibliotheksangestellte sein, wurde 2015 in der Ausschreibung des MAS gefordert, der von der Zentralbibliothek gemeinsam mit der Universität getragen wird.¹¹⁷ Auf dieser Stufe sind auch Managementqualifikationen, Kenntnisse in Finanzen, IT, Umfeld und Führung gefragt. Allerdings sehen geisteswissenschaftlich ausgebildete Akademiker, und solche melden sich beinahe ausschliesslich für den MAS, ihre Arbeit in den Bi-



Auskunft einst, mit Elisabeth Šimek.

blibliotheken nach wie vor als Spezialistentätigkeit. Managementfunktionen sind bei ihnen nicht sonderlich populär, und auch die Begeisterung für technische Belange dürfte sich in Grenzen halten.¹¹⁸ Aber auch die Spezialistentätigkeit selbst hat sich gewandelt. Bestandsaufbau, Bestandsprofilierung und Sacherschliessung – die ursprünglichen Herzstücke einer wissenschaftlichen Bibliothek – bleiben zwar die Hauptaufgabe der Fachreferentinnen und Fachreferenten, aber der Trend geht stärker in Richtung direkte Vermittlung von Fachinformation, sowohl in gedruckter als auch in elektronischer Form.

Bei der Ausbildung für Bibliothekarinnen und Bibliothekare war die Schweiz ein Spätstarter. Lange rekrutierte man für den oberen Dienst Akademiker, für den mittleren Dienst Leute, welche die Matur gemacht hatten oder sonstwie geeignet schienen, und für den unteren Dienst am ehesten Handwerker. Wieweit in den Anfängen der Zentralbibliothek schon ein Markt für Bibliotheksangestellte existierte, lässt sich nicht genau sagen. Sicher gab es schon damals Angestellte, welche die Bibliothek wechselten, auch wenn gerne betont wurde, jede Bibliothek sei etwas ganz Spezielles. Quervergleiche – mit Basel, Bern, Genf, aber auch mit deutschen Bibliotheken – wurden vor allem von den Bibliotheksdirektoren bemüht, wenn sie ihre Forderungen bei den Behörden untermauern wollten. In den 1990er Jahren stellte man fest, dass der Stellenmarkt bei den wissenschaftlichen Bibliothekaren besonders klein sei. Bei den Diplombibliothekaren und Buchhändlern sei die Fluktuation in der Hochkonjunktur verhältnismässig gross gewesen – wobei der neue Arbeitgeber wohl in vielen Fällen keine Bibliothek war. Auf der andern Seite arbeiteten in der Zentralbibliothek immer viele langjährige Angestellte.



Sind alle Bücher da? Kati Muggler (hinten) und Lilian Haller bei der Revision 1993.

Sind die Bibliotheksangestellten und die Benutzenden näher zusammengedrückt? Die Zeiten der Respektsperson im weissen Kittel, die man kaum etwas zu fragen wagte, sind jedenfalls vorbei. Die Bibliothekarinnen entwickeln sich zunehmend zu Beraterinnen bei der Informationsbeschaffung, und empfangen wird man am offenen Desk. In Zusammenarbeit mit der Universität leistet die Bibliothek immer häufiger Rechercheunterstützung. Auf der andern Seite sind heute viele Funktionen, die früher von den Angestellten ausgeübt wurden, an die Nutzenden delegiert, sodass man beim Gang in die Bibliothek weder mit der (nicht mehr existierenden) Garderobiere noch mit den Angestellten am Ausleihschalter oder der Lesesaalaufsicht etwas zu tun hat. Mit den Mänteln – weisse für die Bibliothekare, blaue oder braune für die Magaziner – ist auch ein äusserliches Hierarchiemerkmal unter den Angestellten verschwunden, wie die Hierarchien in jüngster Zeit generell verflacht sind.



So empfängt die Zentralbibliothek die Benutzerinnen und Benutzer, nach einem Umbau, seit dem Herbst 2016. Im Bild Françoise Mutti mit dem Rektor der Universität Zürich, Michael Hengartner.

MEHR ARBEIT, MEHR LEUTE

Gestartet war die Zentralbibliothek mit einem Bestand von rund zwanzig Beschäftigten. Bis zur Direktionszeit von Paul Scherrer erfolgte lediglich ein moderater Ausbau, der dem Wachstum der Bibliothek in keiner Weise entsprach. Scherrer erreichte in seiner relativ kurzen Amtszeit nahezu eine Vervielfachung des Personalbestandes auf 117 Angestellte. Auch beim Lohn wurden in dieser Phase grosse Fortschritte erzielt. Bis 1987 stieg der Personalbestand weiter auf 146 Köpfe, von denen 26 wissenschaftliche und 38 Diplombibliothekarinnen und -bibliothekare waren. Personell am stärksten dotiert war mit 41,5 Stellen die Benutzungsabteilung, während die Katalogabteilung über 30,5 und die Erwerbsabteilung über 29,5 Stellen verfügte. Die Arbeiten konnten nur durch den regelmässigen Einsatz von Aushilfen bewältigt werden. 1987 waren es mit 52 Personen besonders viele, 1993 noch 25.

2014 beschäftigte die Bibliothek 231 Personen, die sich in 177,4 Vollzeitstellen teilten.¹¹⁹ Von den Gesamtausgaben der Bibliothek entfielen 59,2 Prozent aufs Perso-

nal. Neue Stellen und Abteilungen sind hinzugekommen. So zum Beispiel das Projekt DigiTUR, in dessen Rahmen ab Frühling 2013 insgesamt 34 befristet Angestellte im Digitalisierungszentrum und in den Spezialsammlungen eingesetzt waren.¹²⁰ Dem grösseren Personalbestand steht ein massiv gestiegenes Volumen gegenüber. In den 2010er Jahren wuchsen allein die gedruckten Buch- und Zeitschriftenbestände jährlich um rund 80 000 Einheiten. Und um die gestiegenen Ansprüche der Benutzerinnen und Benutzer zu befriedigen, baute die Zentralbibliothek ihre Dienstleistungen aus, zum Beispiel mit einer Verlängerung der Öffnungszeiten, was für das Personal neue Arbeits- und Schichtpläne zur Folge hatte.

Die Zentralbibliothek hat sich von der rein bestandsorientierten Bibliothek zur kundenorientierten Institution entwickelt. Dem Wachstum und der zunehmenden Komplexität entsprechend wurden auch die Leitungsfunktionen vermehrt. Gab es in den Anfängen den Direktor und seinen Stellvertreter, so sind heute in der Geschäftsleitung neben der Direktion die Bereiche Fachreferate, Medienbearbeitung, Benutzung und Spezialsammlungen/Digitalisierungen sowie die Informatikdienste und die Öffentlichkeitsarbeit vertreten. Zusätzliche Stabsfunktionen erfordern auch die zunehmenden Kooperationsaufgaben, sind die Probleme doch immer weniger auf der Ebene der einzelnen Bibliothek zu lösen. So waren zum Beispiel Projektanstellungen für die Kooperative Speicherbibliothek Schweiz notwendig.¹²¹ Mit dieser entsteht, hundert Jahre nach der Gründung der Zentralbibliothek Zürich, auf schweizerischer Ebene eine neue Art von Zentralbibliothek.

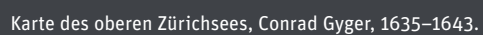
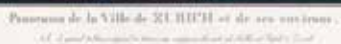


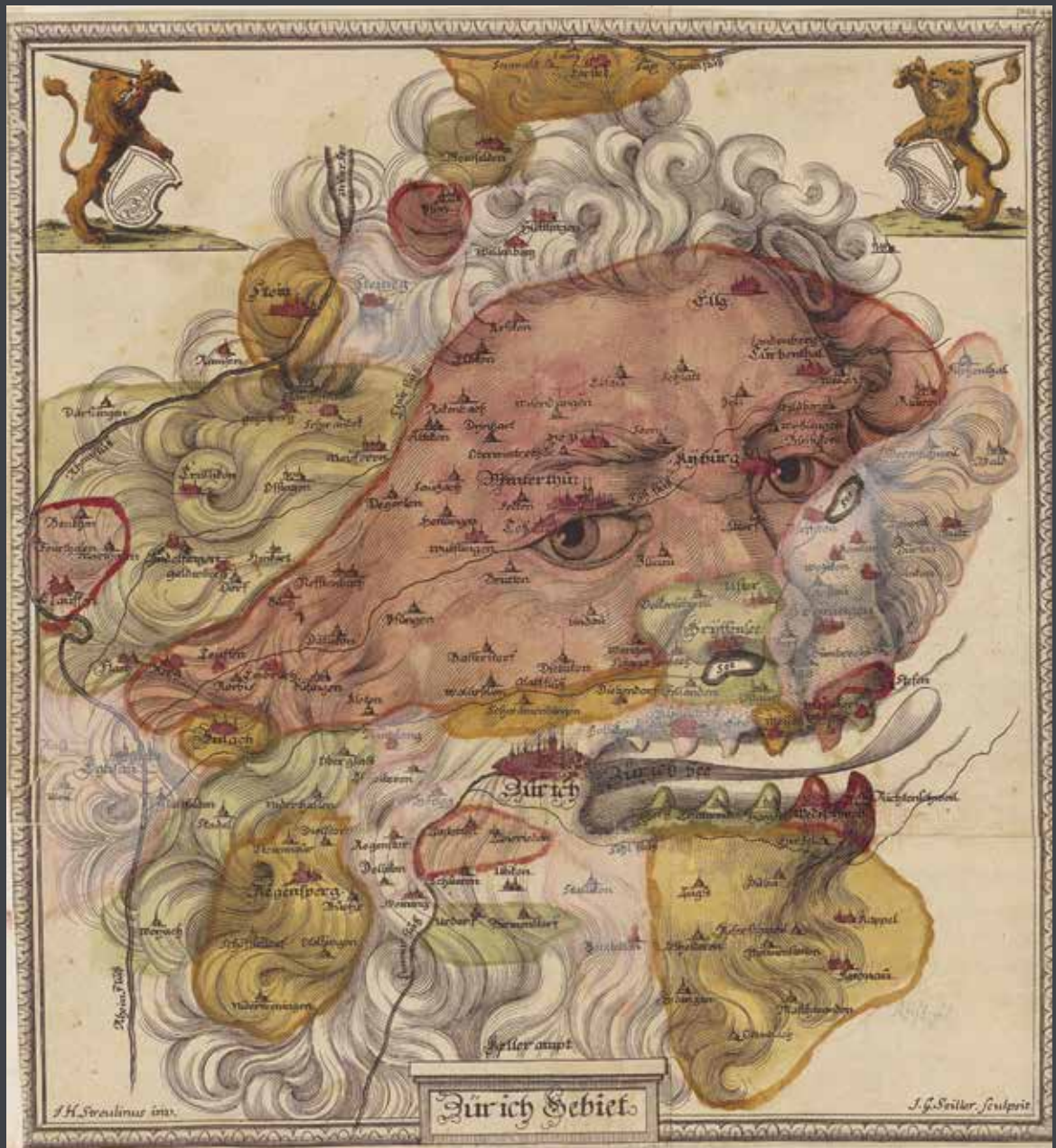
«Panorama oder Zirkel-Aussicht vom Rigi Berg» gezeichnet von Ludwig Pfyffer von Wyher, um 1818.



Panorama der Stadt ZÜRICH und ihrer Umgebungen.

(Auf der linken Seite befindet sich der Nordthurm des Grossmünsters, in der Mitte der Limmat, rechts die Alpen.)





Karte mit dem zürcherischen Herrschaftsgebiet in Form eines Löwen, dem Wappentier des zürcherischen Stadtstaates, 1698.



4_ **EIN ERBE
MIT
VERPFLICHTUNG**

**DIE SPEZIALSAMMLUNGEN
DER ZENTRALBIBLIOTHEK**

VERENA ROTHENBÜHLER

PANORAMA DER ZÜRCHER KULTUR- UND GEISTESGESCHICHTE

Welcher Typ Bibliothek sollte mit der neuen Zentralbibliothek entstehen? Eine Stadt- und Kantons- oder eine Universitätsbibliothek? Im November 1913 lag diese Frage erneut auf dem Tisch, als die vorberatende Kommission des Kantonsrates über die Statuten der zukünftigen Institution diskutierte. Professor Theodor Vetter forderte eine Universitätsbibliothek und den Verzicht auf die Übernahme von Zeichnungen, Kupferstichen, Radierungen, Landkarten, Münzen und Familienarchiven aus der Stadtbibliothek.¹

Die 1629 gegründete Stadtbibliothek umfasste wie viele Bibliotheken der Barockzeit nebst Büchern auch eine Kunst- und Raritätensammlung.² Die ab 1634 in der Wasserkirche zugängliche Bibliothek war so gut bestückt, dass sie zusammen mit dem Zeughaus als *die* Sehenswürdigkeit der Limmatstadt galt. Mit der Aufklärung und der zunehmenden Ausdifferenzierung der Wissenschaften im 18. Jahrhundert verloren diese universellen Kunstkammern jedoch an Bedeutung.³

Die Stadtbibliothek löste sie zwischen 1779 und 1783 auf und gab vieles wie Naturalien, ausgestopfte Tiere, menschliche Skelette, anatomische Präparate und astronomische Instrumente weg.⁴ Rund hundert Jahre später kam es zu einem weiteren Aderlass. 1897 stellte die Bibliothek dem kurz vor der Eröffnung stehenden Schweizerischen Landesmuseum zahlreiche Objekte als sogenannte Morgengabe zur Verfügung – nebst einem grossen Teil der Münzsammlung auch römische Altertümer, Glasgemälde und drei wertvolle Globen.⁵ Trotz dieser Abtretung war die Stadtbibliothek mit ihrer musealen Sammlung weit mehr als eine Bücherei.

Die Mehrheit der Kommissionsmitglieder teilte die Ansicht Veters nicht. Für Erziehungsdirektor Albert Locher war der Verzicht auf die kulturgeschichtlichen



Die Kunststube in der Wasserkirche war das erste Stadtmuseum Zürichs, in dem neben Kunstwerken auch Naturalien und anatomische Präparate zu sehen waren. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich 1688.

Objekte undenkbar, zumal die Sponsoren der Zentralbibliothek gerade an diesen Sammlungsgegenständen interessiert seien. Auch Kommissionspräsident Walter Bissegger sah keine Notwendigkeit, die «Annexanstalten» auszuschliessen. Für Hermann Escher, den nachmaligen Direktor der Zentralbibliothek, erhöhten die Spezialsammlungen die Attraktivität einer Bibliothek, die damit finanziell weit weniger belastet werde als etwa durch die Zeitschriftenabonnements.

Mit diesem Entscheid kam der Grundstock der heutigen sechs Spezialsammlungen aus der Stadt- und Kantonsbibliothek sowie den Fachbibliotheken der Juristen, Mediziner und Naturforscher in die neue Bibliothek. In den Statuten wurde festgelegt, dass die Zentralbibliothek neben ihrer Aufgabe als öffentliche Bibliothek auch ihre kulturgeschichtlichen Sammlungen zu pflegen, vermehren und mit Ausstellungen und Publikationen der Öffentlichkeit bekanntzumachen habe.⁶ Damit wurde der Zentralbibliothek die doppelte Funktion einer Bibliothek und eines Museums aufgetragen, ohne dass ihr dafür jedoch zusätzliche Mittel zugesprochen wurden. Obwohl die Aufgabe für die Zentralbibliothek kein Spaziergang und eine gezielte Anschaffungspolitik nicht möglich war, konnte sie das Erbe über all die Jahrzehnte erhalten und vor allem dank zahlreichen Schenkungen vermehren.

MÖNCH UND LITERAT: DIE HANDSCHRIFTENABTEILUNG

Das Spektrum der Handschriftenabteilung reicht von mittelalterlichen Manuskripten über die Nachlässe bekannter Persönlichkeiten, Familienarchive, Archivalien von Gesellschaften, Vereinen und Zünften bis hin zu den Archiven der in Stadt und Kanton ehemals oder noch aktiven Verlagshäuser.⁷



Die Galerie aus dem ehemaligen Lesesaal von 1917 wurde nach dessen Abbruch in die Handschriftenabteilung eingebaut.

Die ältesten Bestände der Abteilung kamen bei der Gründung der Zentralbibliothek aus den Vorgängeranstalten. Von der Kantonsbibliothek erbt sie eine reiche Sammlung an mittelalterlichen Pergament- und Papierhandschriften, die 1835 aus der Stiftsbibliothek des Grossmünsters und der 1863 einverleibten Klosterbibliothek Rheinau an die Kantonsbibliothek gekommen waren.⁸ Eines der ältesten Objekte ist die sogenannte Alkuin-Bibel, eine karolingische Handschrift aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts.⁹ Die prächtige Bibel aus der klösterlichen Schreibstube St. Martin im französischen Tours kostete bereits zur damaligen Zeit ein Vermögen. Allein für die Herstellung des Pergaments waren die Häute von mehr als zweihundert Schafen oder Kälbern erforderlich, und mindestens ein halbes Dutzend Mönche war mit dem Schreiben der Bibel beschäftigt. Aus einer Zürcher Werkstatt stammt die in die Mitte des 14. Jahrhunderts datierte Abschrift der Weltchronik von Rudolf von Ems.¹⁰ Dass seine Chronik ein regelrechter Bestseller gewesen sein muss, belegen die über hundert erhaltenen Abschriften – eine Zahl, die von kaum einer anderen mittelhochdeutschen Dichtung erreicht wird. Im Gegensatz zu den schmucklosen Gebrauchshandschriften ist das Zürcher Exemplar aus einer Schreibstube des Grossmünsters, eine sorgfältig geschriebene und mit kostbaren Miniaturen versehene Luxusausgabe.

Internationales Renommee geniesst die Zentralbibliothek jedoch wegen der «Wickiana», der in 24 Foliobänden gebundenen Nachrichtensammlung des Chorherrn Johann Jakob Wick.¹¹ Die von Wick in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zusammengetragenen Flugblätter, Briefe und Mitteilungen über aktuelle Ereignisse aus allen Teilen der europäischen Welt berichten in Text und Bild von Kometen, Erdbeben oder Fluten, von Missgeburten, Verbrechen, historischen Ereignissen und vielem mehr. «Wick am Abend», wie das Werk in Anlehnung an die Pendlerzeitung «Blick am Abend» hausintern auch genannt wird, ist nur durch Zufall erhalten geblie-

ben. Wäre Wicks Wunderchronik nicht bereits kurz nach seinem Tod in die Bibliothek des Grossmünsters gekommen, wäre sie vermutlich – als volkstümliches Werk von durchschnittlichem Wert – verloren gegangen. Auch die Kantonsbibliothek hatte kein Verständnis für deren Bedeutung und verkaufte sie 1836 für einen Spottpreis an die Stadtbibliothek.¹² Dass sich heute zwei Spezialsammlungen die «Wickiana» teilen, ist das Resultat einer bibliothekarischen Todsünde: Die Foliobände wurde 1925 regelrecht geschlachtet, ein grosser Teil der Drucke und Zeichnungen aus den Manuskriptbüchern von Wick herausgelöst und in die Graphische Sammlung verbracht, während der restliche Teil in der Handschriftenabteilung blieb.

Neben den mittelalterlichen Manuskripten, die eher einen kleinen Kreis von Fachleuten anziehen, vermögen die grossen Briefsammlungen und die mehr als 600 Nachlässe von Zürcher Politikern, Wissenschaftlern, Künstlerinnen, Autoren und Autorinnen ein breiteres Publikum anzulocken.¹³ Darunter befinden sich die Schriften der Reformatoren Heinrich Bullinger und Konrad Pellikan, der Zürcher Literaten Johann Jakob Breitinger und Johann Jakob Bodmer sowie des weltbekannten Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi. Aber auch neuere Nachlässe wie diejenigen des Schriftstellers Kurt Guggenheim oder der Künstlerin Sophie Taeuber-Arp werden von der Handschriftenabteilung betreut. Eine besondere Stellung nehmen Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer ein.¹⁴ Das Erbe dieser Hausheiligen – vom dritten, Huldrych Zwingli, ist nur ein kleiner schriftlicher Nachlass überliefert – wurde von der Zentralbibliothek stets mit besonderer Aufmerksamkeit gepflegt.

Unter den Schriftstellern, die der Zentralbibliothek ihre Nachlässe schenkten, ragt ohne Zweifel Elias Canetti hervor. Am 30. April 1994, wenige Monate vor seinem Tod, schrieb der in Zürich wohnhafte Canetti an die Bibliothek, es bedeute ihm viel, dass die Zentralbibliothek sich seiner Bücher und eines grossen Teils des literarischen Nachlasses annehme.¹⁵ Dass der Literaturnobelpreisträger, der mit dem Literaturarchiv in Marbach bereits einen Vorvertrag über seinen Nachlass abgeschlossen hatte, schliesslich der Zentralbibliothek den Vorzug gab, war ein Glücksfall, der dem Verhandlungsgeschick Rainer Diederichs' zu verdanken ist. Nicht alle Nachlässe haben freilich das kulturhistorische Potenzial von denen Kellers oder Canettis. Da die Kosten für die Erschliessung hoch sind, braucht es ein sicheres Gespür und den Mut der Institution, einen Nachlass auch abzulehnen oder an andere Sammlungen weiterzuvermitteln.¹⁶

Mehr als hundert Jahre nach der Gründung sind in der Bibliothek dabei durchaus sensationelle Funde möglich. Im Sommer 2015 stiess ein Doktorand der Universität Kassel im Archiv des Europa-Verlags auf ein verloren geglaubtes Originalmanuskript des österreichisch-ungarischen Schriftstellers Arthur Koestler. «Sonnenfinsternis», sein bekanntestes Werk, war bislang nur als Rückübersetzung aus dem Englischen bekannt. Bevor der Literaturwissenschaftler die vermisste deutsche Fassung ans Tageslicht beförderte, hatte diese unter dem Titel «Rubaschow: Roman» im Verlagsarchiv jahrzehntelang vor sich hingeschlummert.¹⁷



Einzelblatt aus der «Wickiana», einer Nachrichtensammlung des Pfarrers Johann Jakob Wick, 1571. Das Flugblatt berichtet in Wort und Bild von schrecklichen Gräueltaten, zu denen es in Osteuropa nach schweren Hungersnöten gekommen sein soll.

BÜRGERLICHE SAMMELLEIDENSCHAFT:

GRAPHISCHE SAMMLUNG UND FOTOARCHIV

Die Graphische Sammlung der Zentralbibliothek unterscheidet sich von der Handschriftenabteilung nicht nur in den Objekten, sondern hat auch andere Wurzeln. Sie ist das Produkt der Sammelleidenschaft des gebildeten und gut betuchten Zürcher Bürgertums, das sich dem Sammeln von Ansichten, von Zeichnungen, Kupfer- und Holzschnitten widmete und später auch zum Fotoapparat griff und Kol-

lektionen von eigenen und anderen Fotografien anlegte. Die wenigen Objekte, die bei der Auflösung der Kunstkammer Ende des 18. Jahrhunderts nicht weggegeben wurden, befinden sich heute ebenfalls in der Obhut der Graphischen Sammlung. Es handelt sich um Porträts von Zürcher Bürgermeistern, Gelehrten und Theologen. Seit die Kunstkammer in den 1630er Jahren erste Bildnisse von Bürgermeistern geschenkt bekam, liessen es sich die Honoratioren an der Spitze des Zürcher Stadtstaates nicht nehmen, bereits zu Lebzeiten ihr Porträt testamentarisch der Stadtbibliothek zu vermachen.¹⁸

Der Grundstein der heutigen Sammlung wurde in der Stadtbibliothek gelegt. 1854 vermachte der Zürcher Papierfabrikant Leonhard Ziegler der Bibliothek seine umfangreiche Kollektion von rund 60 000 Zeichnungen, Druckgrafiken, mehrheitlich Schweizer Ansichten, Porträts, Prospekten, Landkarten und anderen landeskundlichen Dokumenten.¹⁹ Dass diese Schenkung etwas Aussergewöhnliches war, erkannte die Stadtbibliothek sofort. In ihrem Jahresbericht von 1854 heisst es dementsprechend, dass die Sammlung «fortan eine ganz besondere Zierde unserer Anstalt bilden werde».²⁰ 1896 konnte Hermann Escher die grafischen Blätter, deren Sammlung durch grosszügige Schenkungen weiter gewachsen war, bereits als «in ihrer Art [...] bedeutendste Sammlung der Schweiz» bezeichnen.²¹

Einen wertvollen Zuwachs bekam die historische Bildersammlung von Heinrich Wilhelm Steinfels. 1925 übergab der Chemiker der Bibliothek eine Sammlung mit mehr als 2000 schweizerischen Ansichten (davon 560 Unikate der Zürcher Vedutenkunst des 18. Jahrhunderts) als Depositum.²² Beinahe wäre der Zentralbibliothek allerdings die Kollektion mit dem Börsencrash von 1929 abhandengekommen. Nach dem Tod von Steinfels wollte die Erbgemeinschaft die komplette Sammlung verkaufen. Nur dank einer Spende von Emma Lina Escher-Abegg (der Witwe von Wilhelm Caspar Escher, dem ehemaligen Generaldirektor der Schweizerischen Kreditanstalt und Mitglied der Bibliothekskommission) konnte die Zentralbibliothek die Kollektion 1930 für den damals stolzen Preis von 25 000 Franken erwerben.²³

Die Geschichte des Fotoarchivs reicht ebenfalls in die Zeit der Stadtbibliothek zurück. 1892 wandte sich Hermann Escher im Jahresbericht an die «photographierenden Freunde», erinnerte an die im Jahr zuvor erfolgte Schenkung von Fotografien der Seegfrörni und bat um Aufnahmen «von alten, verschwindenden oder neu entstehenden Einzelbauten oder Quartieren, Panoramen» und Weiterem mehr.²⁴ Dieses Profil erfüllt die Ansichtsammlung des Zürcher Ofenfabrikanten und Hobbyfotografen Robert Breitinger-Wyder, die den baulichen Wandel Zürichs zwischen 1886 und 1910 dokumentiert und 1933 in die Zentralbibliothek kam.²⁵

In der Wirtschaftskrise der 1930er Jahre waren viele private Sammlerinnen und Sammler genötigt, sich von ihren wertvollen Objekten zu trennen. Vor diesem Hintergrund kam die Bibliothek in den Besitz eines bislang völlig unbekannten kolorierten Holzschnitts des Venezianers Giovanni Andrea Valvassori mit einer zeitgenössischen



Die Ansicht von Rüschlikon, die der Thalwiler Künstler Johann Jakob Aschmann im ausgehenden 18. Jahrhundert radierte, kam mit der Sammlung des Chemikers Heinrich Wilhelm Steinfels in die Zentralbibliothek.

Darstellung der Schlacht von Marignano.²⁶ Ein Frankfurter Antiquariat hatte dem Bernischen Historischen Museum das Werk, das «für die Schweizerische Geschichte von grösster Bedeutung» sei, zum Kauf angeboten. Das Museum musste allerdings aus finanziellen Gründen darauf verzichten, worauf die Zentralbibliothek in die Lücke sprang. Sie setzte alle Hebel in Bewegung, um einen Sponsor zu finden, zumal sich auch das British Museum für das Blatt interessierte. Nach einigem Hin und Her konnte der Zürcher Sammler Martin Bodmer bewogen werden, den Holzschnitt für die Zentralbibliothek zu erwerben. 500 Jahre nach der blutigen «Schlacht der Giganten» wurde Valvassoris Darstellung 2015 im Nationalmuseum in Zürich gezeigt.

Aus der Überzeugung, dass künstlerisch hochstehende Meisterzeichnungen oder Künstlergrafiken nicht ins Profil der Graphischen Sammlung passten, hatte sich bereits die Stadtbibliothek und später auch die Zentralbibliothek auf den Aufbau einer landeskundlich-historischen Sammlung konzentriert.²⁷ Alles, «was späteren Geschlechtern zur Kenntnis gegenwärtiger und vergangener Zeiten hilft», sollte gesammelt werden.²⁸ Ein anschauliches Bild vom Angebot der Graphischen Sammlung und den Vorlieben des Publikums vermittelte Hermann Escher 1928 in einem Vortrag vor der Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek: «Die Wünsche beziehen sich auf Bilder von Personen, Örtlichkeiten und geschichtliche Ereignisse, die zur Illustrierung von Büchern dienen sollen, auf Material für Trachtenstudien, Trachtenfeste und Kostümmzüge, aber auch für Reklamedrucksachen» wie Kalender und Menükarten und dergleichen.²⁹

Wie sich die Interessen im Lauf der Zeit änderten und welches Spektrum die Graphische Sammlung besitzt, zeigt der Bestand an Ansichtskarten und Photochroms. Zwischen 1892 und 1914 übergab die Firma Orell Füssli der Stadtbibliothek jährlich die neu erschienenen Photochroms, deren Zahl bald auf 10 000 stieg.³⁰ Dieser weltweit grösste Bestand wurde erst in den 1970er Jahren in einem Schrank wiederent-



Blick in die Graphische Sammlung, um 1995. Im Vordergrund die Büste der Schriftstellerin Ricarda Huch.

deckt.³¹ Die aus der Belle Époque stammenden touristischen Werbefotografien mit ihrer satten, beinahe kitschigen Farbigkeit zählen heute wie die «Wickiana» zu den Attraktionen der Zentralbibliothek.

Die jüngste Erweiterung des Sammlungsprofils bilden die Nachlässe von Künstlerinnen und Künstlern, die der Bibliothek seit Ende der 1980er Jahre vermehrt geschenkt werden. Die Künstlernachlässe, die geschlossen erhalten bleiben und nicht nach Motiven in den Altbestand integriert werden, haben die Graphische Sammlung in den letzten 25 Jahren um eine feine und stets nachwachsende Kollektion an Zürcher Gegenwartskunst bereichert.³² Eine Schenkung unter vielen ist diejenige des expressionistischen Zeichners Gregor Rabinovitch, der vor allem mit seinen Karikaturen für die satirische Wochenzeitschrift «Der Nebelspalter» bekannt wurde.³³ 2015 konnte die Zentralbibliothek einen umfangreichen Bestand an «Globiana», Entwürfe für die Globi-Kinderbücher in Form von Gouachen und Zeichnungen, erwerben. Die erfolgreichste Comicfigur der Schweiz, vom Zeichner Robert Lips für das Zürcher Warenhaus Globus entworfen, weckt Kindheitserinnerungen und ist ausserdem ein Turicense, das weit über Zürich hinaus bekannt ist.³⁴

AUCH RUSSISCHES DABEI: DIE ABTEILUNG KARTEN UND PANORAMEN

Karten und Panoramen sind alles andere als langweilige Sammlungsgegenstände. Es sind grafisch oft bezaubernde Objekte, die von politischen Visionen, militärischen Geheimnissen oder touristischen Träumen erzählen. Die Abteilung Karten und Panoramen der Zentralbibliothek besitzt zurzeit rund 310 000 historische und aktuelle, topografische und thematische Kartenwerke der Schweiz, Europas und aus Übersee. Zu den ältesten und wertvollsten Beständen gehören die gut tausend von Hand gezeichneten Manuskriptkarten, hauptsächlich der Stadt und des Kantons Zü-

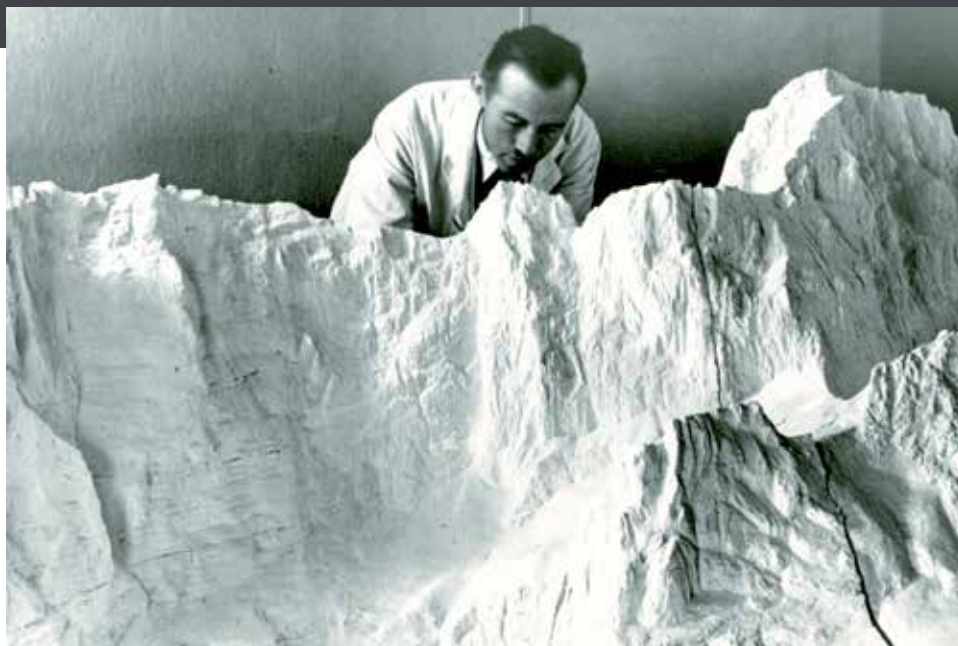
rich.³⁵ Die enge Verbindung von Karten mit Politik und Wissenschaft führte dazu, dass die Kartensammlung eine eigene Entwicklung nahm.

Den Grundstein legten Zürcher Kartenliebhaber, die 1850 eine «Gesellschaft zur Bildung einer Sammlung von Landkarten und Plänen» ins Leben riefen.³⁶ In der Folge erwarb der Verein die offiziellen Kartenwerke sämtlicher mitteleuropäischer Staaten, später kamen Generalkarten weiterer europäischer Länder sowie der übrigen Erdteile und auch Stadtpläne hinzu. 1877 beschloss der Verein, zusätzlich eine möglichst vollständige Sammlung von historischen Karten und Plänen der Schweiz anzulegen. Die Sammlung vermehrte sich durch Ankäufe, Schenkungen und Tausch relativ rasch. Einen bedeutenden Zuwachs bekam sie, als ihr die Mathematisch-Militärische Gesellschaft 1882 den grössten Teil ihrer älteren Karten schenkte.

Die Gesellschaft der Kartenfreunde rutschte jedoch gegen Ende des 19. Jahrhunderts in eine Krise. Die Zahl der Vereinsmitglieder ging stetig zurück, das Interesse an den Karten sank, und in der Folge löste sich der Verein auf. 1897 vermachte er seine Sammlung mit inzwischen um die 10 000 Karten der Stadtbibliothek.³⁷ Wenige Jahre zuvor war ihr vom Schweizer Alpen-Club (SAC) die vereinseigene «Bibliothek für Gebirgskunde und Touristik» zur Verwaltung übergeben worden. Mit der grossen Anzahl von Panoramen in der SAC-Bibliothek und den Beständen des ehemaligen Kartenvereins wurde in der Stadtbibliothek neben der Graphischen Sammlung nun auch eine Sammlung von Kartenwerken begründet.³⁸

Bei der Eröffnung der Zentralbibliothek umfasste die Kartensammlung schätzungsweise 15 000 Blätter, dazu kamen die geologischen Karten, die aus der Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft an die Zentralbibliothek übergingen.³⁹ Obwohl die Zentralbibliothek statutengemäss zum Sammeln von Kartenwerken verpflichtet ist, konnte sie dem Auftrag wegen der knappen Finanzen nicht nachkommen. Eine attraktive Kartensammlung lebt jedoch davon, dass sie aktuelle Landkarten aus aller Welt besitzt. Wie es im Jahresbericht der Bibliothek von 1924/25 selbstkritisch heisst, sei man mit der Ergänzung der grossen ausländischen Kartenwerke erheblich in Rückstand gekommen.

Die Misere in der Kartensammlung fiel auch Eduard Imhof auf, der 1925 an der ETH das weltweit erste Hochschulinstitut für Kartografie gründete.⁴⁰ Weil die ETH praktisch keine Karten besass, schrieb Imhof im Februar 1930 an Direktor Escher, es sei ein unhaltbarer Zustand, «dass wir in der Schweiz keine leistungsfähige, keine einigermaßen vollständige Kartensammlung besitzen». Im Gegensatz zu den systematischen Sammlungen von Literatur und Wissenschaft seien «alle vorhandenen Kartensammlungen Zufallsbestände, ausnahmslos sehr unvollständig und mangels genügender Katalogisierung meist schwer zugänglich».⁴¹ Imhof verlangte deshalb, dass die Zentralbibliothek eine Kartensammlung aufbaue. Denn gerade in Zürich, «als dem wichtigsten geistigen und kulturellen Zentrum der Schweiz» und dem Sitz zweier Hochschulen, sei das Bedürfnis nach einer leistungsfähigen Kartensammlung am grössten. Imhof platzierte nicht nur einen Wunsch, sondern machte auch einen



Der Kartograf Eduard Imhof am Reliefmodell der Berggruppe Grosse Windgälle. 1930 forderte Imhof den Aufbau einer umfassenden Kartensammlung in der Zentralbibliothek.

Finanzierungsvorschlag. Kurz darauf sicherte die Geographisch-Ethnographische Gesellschaft Zürich der Sammlung jährlich einen fixen Betrag von 500 Franken zu, unter der Bedingung, dass die Zentralbibliothek die gleiche Summe aufbringe.⁴²

Politische und militärische Bedeutung haben Kartenwerke vor allem in Kriegzeiten. Aus diesem Grund wurde die Sammlung der Zentralbibliothek bei Kriegsausbruch für das Publikum gesperrt. Auch der Kauf von ausländischen Karten war bis nach dem Krieg nicht mehr möglich.⁴³ Während des Zweiten Weltkriegs produzierten die deutschen Kartografen nicht nur Karten von den eigentlichen Kriegsschauplätzen, sondern auch von neutralen Staaten. Die deutsche Heereskarte nahm 1944/45 die erst ab 1952 herausgegebenen Landeskarten der Schweiz bereits voraus. Die deutschen Kriegskarten im Massstab 1:25 000 bilden somit wohl das erste flächendeckende Kartenwerk der Schweiz dieses Massstabs.⁴⁴ Ebenfalls nicht für touristische Zwecke stellten die Sowjets ab den 1950er Jahren Karten der Schweiz her. In der Kartensammlung finden sich neben einem sowjetischen Generalstabsplan der Stadt Zürich von 1952 Stadtpläne aller grösseren Schweizer Städte mit kriegswichtigen Informationen sowie Kartenwerke der Schweiz von verschiedenen Warschauer-Pakt-Staaten im Massstab 1:50 000 und kleiner.⁴⁵

Erst mit der Auflösung des Ostblocks ab 1989 verloren die ehemals geheimen sowjetischen Generalstabskarten an Bedeutung.⁴⁶ Zu kaufen waren solche Karten jedoch nicht in gutbürgerlichen Antiquariaten, sondern in Kasernen und auf Hinterhöfen. Die ersten sowjetischen Kartenblätter erwarb Hans-Peter Höhener, der damalige Leiter der Kartensammlung, über einen Schweizer Studenten, der im ukrainischen Lwiw (Lemberg) eine Wohnung besass und mit Karten handelte. Was die Schweizer Exper-



Jost Schmid und Julia Stadelmann von der Abteilung Karten und Panoramen untersuchen eines der attraktiven Sammlungsobjekte.

ten erstaunte, war die Qualität des sowjetischen Kartenmaterials, das durch Präzision und eine Fülle an militärisch und geheimdienstlich relevanten Informationen bestach. Deshalb konnte die Zentralbibliothek mit ihrem sowjetischen Kartenwerk, das sie an der Landesausstellung 2002 auf der Arteplage in Biel erstmals einem breiten Publikum zeigte, eine kleine Sensation landen.

SPÄTE BLÜTE: DIE MUSIKABTEILUNG

Das protestantische Zürich hatte Musik und Gesang aus der Kirche und dem öffentlichen Leben mehrheitlich verbannt. Im 17. Jahrhundert kam in der Limmatstadt mit den Musikgesellschaften, den Collegia musica, ein privates und einem bürgerlichem Publikum vorbehaltenes Konzertleben wieder in Gang. Das unwirtliche Klima wirkte sich auf das Sammeln von Musiknoten ebenfalls nicht sehr förderlich aus. Auch die Musikaliensammlung der Zentralbibliothek konnte ihre Blüten erst ab den 1970er Jahren entfalten. Dennoch besitzt sie heute eine beachtliche Kollektion an historischen und zeitgenössischen Musikalien, an musikwissenschaftlicher Literatur und Tonträgern. Vor allem der Bestand an Personennachlässen, darunter diejenigen von Wilhelm Furtwängler, Othmar Schoeck und Paul Burkhard, trägt heute zum internationalen Renommee der Musikabteilung bei.⁴⁷

In einem Artikel von 1961 charakterisierte Direktor Ludwig Forrer kurz die drei aus der Stadtbibliothek übernommenen Spezialsammlungen der Zentralbibliothek. An erster Stelle die Münzsammlung, die im Landesmuseum deponiert sei, die Graphische Sammlung, die jetzt nur noch systematisch Bilder «von Zürichern und aus

dem Kanton Zürich sammle», sowie die Kartensammlung.⁴⁸ Eine Sammlung von Musikalien erwähnte Forrer nicht. Dabei besass die Bibliothek, allerdings im Magazin, eine grosse Musikbibliothek.⁴⁹ Bei der Eröffnung der Zentralbibliothek hatte die Allgemeine Musik-Gesellschaft Zürich (AMG) ihre Bibliothek, die neben den Beständen der privaten Musikgesellschaften aus dem 17. Jahrhundert auch eine grosse Orchesterbibliothek aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert enthielt, der Zentralbibliothek als Depositum übergeben. Ein Sammlungsauftrag für Musikalien fand in den Statuten von 1914 jedoch keine Erwähnung. Von der Universität, an der die Musikwissenschaft sehr spät Eingang fand, kamen ebenfalls keine Vorstösse.

Die Verwaltung der Musikbibliothek in der Zentralbibliothek war zunächst die Aufgabe von Bruno Hirzel, der in München Musikwissenschaften und Germanistik studiert hatte. Als Leiter des Benutzungsdienstes hatte er jedoch kaum Zeit für sie. Und wie es sein Nachruf nahelegt, war Hirzels Leidenschaft vielmehr die Literatur des 18. Jahrhunderts.⁵⁰ Nach seinem Tod beschäftigte sich der Musikwissenschaftler Paul Sieber – soweit es seine Tätigkeit als Betreuer des Schlagwortkatalogs und später als Vorsteher des Benutzungsdienstes zuliess – mit den bibliothekarischen Fragen rund um Musik. 1938 wurde ihm von der Direktion eine dreiwöchige «Reise zum Studium von Musikabteilungen und Sachkatalogen» in Deutschland und England bewilligt.⁵¹ Siebers Konzentration auf die Erschliessung von Musikbibliotheken hatte nicht zuletzt damit zu tun, dass er wegen der bescheidenen Geldmittel gar nicht an eine Vermehrung der Sammlung denken konnte.⁵² Unter Ludwig Forrer blies den Spezialsammlungen generell und den Musikalien im Besonderen ein eisiger Wind entgegen. Als Sieber 1949 an einen Weltkongress der Musikbibliotheken nach Florenz eingeladen wurde, um über die Bibliothek der Allgemeinen Musik-Gesellschaft zu referieren, schrieb Direktor Forrer an den Präsidenten der Bibliothekskommission: «Die Zentralbibliothek ist keine Musikbibliothek und ihre musikalischen Bestände sind nicht so bedeutend, dass sie Anlass hätte, einen Beamten nach Florenz abzuordnen, umso weniger, als sie darauf achten muss, dass die personellen und materiellen Ansprüche ihrer Spezialsammlungen nicht überborden.» Obwohl Sieber schliesslich doch nach Florenz reisen durfte, betonte Forrer, dass mit dem gewährten Urlaub kein Präjudiz geschaffen werde.⁵³

Mit dem Amtsantritt von Paul Scherrer bekamen die Spezialsammlungen einen grösseren Stellenwert – dies spürte vor allem die Musik. Allerdings standen der Aufwertung der Sammlung in der Bibliothekskommission einige Hindernisse entgegen. In der Sitzung vom 7. Januar 1969 debattierte die Kommission heftig über die künftige Verwendung des Saals für permanente Ausstellungen. Kommissionsmitglied Marcel Beck war dagegen, dass hier die Musikabteilung untergebracht werde – «eine Diskothek gehört eigentlich in eine Volksbibliothek».⁵⁴ Dennoch bekamen die Musikalien 1971 im dritten Stock eine eigene Abteilung und mit dem Musikwissenschaftler Günther Birkner einen ersten hauptamtlichen Leiter.



Das sogenannte Kappeler Lied «Herr nun heb den wagen selb» ist eines von drei Tenorliedern, die von Huldrych Zwingli überliefert sind.

Erst jetzt waren der Wille und die finanziellen Mittel vorhanden, um die Musikalienammlung mit Notenwerken, Sekundärliteratur und Tonträgern, später auch mit der Übernahme von grösseren Bibliotheken und Nachlässen systematisch aufzubauen. 1974 konnte die Zentralbibliothek mithilfe des Kantons und der Stadt die Musikbibliothek des Zürcher Musikwissenschaftlers Erwin Reuben Jacobi ankaufen, 1978 kam sie in den Besitz der alten Musikalienbibliothek des Opernhauses und 1999 kamen die alten Notenbestände des Konservatoriums und der Tonhalle hinzu. Als Birkner 1984 für seine Verdienste die Hans-Georg-Nägeli-Medaille der Stadt Zürich bekam, wurde seine Anschaffungspolitik als «kühn, geschickt und weitsichtig» gewürdigt.⁵⁵ Wie Jean-Pierre Bodmer dazu bemerkt, habe Günter Birkner eine bemerkenswerte Gabe besessen, Komponisten- und Musikerwitwen dazu zu bringen, ihm die Nachlässe ihrer verstorbenen Ehemänner zu überlassen.⁵⁶

1990 übernahm der junge englische Musikwissenschaftler Chris Walton die Leitung der Sammlung.⁵⁷ Er setzte neue Akzente und rüstete die Abteilung als eine der ersten Musikbibliotheken Europas mit Internet-Dienstleistungen auf. Mit dem Resultat, dass die Zentralbibliothek einen immer grösseren Bestand an Künstlernachlässen bekam. Walton wollte die neuen und alten Schätze nicht im Keller verstauen lassen und sorgte dafür, dass die geschenkten Materialien schnell zugänglich gemacht wurden. Vor allem nutzte er die Chance, diese nicht nur sicht-, sondern auch hörbar zu machen, und führte Konzerte mit Musik aus der Bibliothek ein. Nach anfänglichen Schwierigkeiten, genügend Publikum anzusprechen, gelang es dem



Der Lesesaal der Musikabteilung im Predigerchor bildet einen stilvollen Rahmen für die regelmässigen Konzerte, die von der Zentralbibliothek organisiert werden.

nachmaligen Leiter der Musikabteilung, Urs Fischer, der Reihe «Mittagsmusik im Predigerchor» einen festen Platz in der Zürcher Musikszene zu verschaffen. Dies wäre ohne das grosszügige Engagement von zwei Mäzenen, die die Konzertreihe seit über zwölf Jahren unterstützen, kaum gelungen. Die von Walton begründete CD-Reihe «Musik aus der Zentralbibliothek Zürich» umfasst heute 79 Tonträger, die von geistlichen Liedern Zwinglis bis zu symphonischen Werken des späten 20. Jahrhunderts reichen.

VON HULDRYCH ZWINGLI BIS KARL MARX: DIE ABTEILUNG ALTE DRUCKE UND RARA

Die 1995 eingerichtete Abteilung Alte Drucke und Rara zeichnet sich auf den ersten Blick dadurch aus, dass ihrer Obhut ein sehr breites Spektrum an Objekten anvertraut ist.⁵⁸ Grundsätzlich betreut die Sammlung alle Bücher, die vor 1800 gedruckt wurden. Darunter die besonders wertvollen Inkunabeln, wie alle bis 1500 gedruckten Werke bezeichnet werden. Klassische Turicensia der Abteilung sind die Bücher der Zürcher Buchdruckereien, von Froschauer im 16. Jahrhundert bis Orell, Gessner, Füssli & Co. im späten 18. Jahrhundert. Neben den historischen Objekten betreut die Abteilung auch wertvolle Bücher aus jüngerer Zeit, wie Erstausgaben, bibliophile Drucke, mit Kupferstichen, Radierungen und Lithografien illustrierte Werke sowie Widmungsexemplare und Faksimileausgaben.

Hinter Büchern mit der Signatur «Revol», die von der Abteilung Alte Drucke und Rara betreut werden, verbergen sich Karl Marx und weitere linke Autoren.⁵⁹ Kurz vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten erwarb die Zentralbibliothek für 5000 Franken vom jüdischen Künstler, Maler- und Tapeziermeister Hanns Ludwig Katz eine Sammlung von über tausend zeitgenössischen und oft illegalen Revolutionschriften, von der Französischen Revolution bis zu Publikationen der deutschen Linksparteien ab 1918. Der in Frankfurt lebende Katz wurde von der Wirtschaftskrise hart getroffen und sah sich Ende 1931 gezwungen, seine einzigartige Sammlung zu verkaufen. Über Nettie Katzenstein (alias Nettie Sutro), die mit ihm befreundet und 1927 in die Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek eingetreten war, wurde die Sammlung schliesslich Hermann Escher zum Kauf angeboten.⁶⁰ Hanns Katz, dessen künstlerisches Werk im Dritten Reich als entartet gebrandmarkt wurde, gelang 1936 die Emigration nach Südafrika, wo er 1940 starb.⁶¹

Die Signatur «Revol» enthält mehr als 2600 Titel. Sie umfasst neben der Sammlung Katz auch einen Teil der politischen Bibliothek des jüdischen Dramatikers und Lyrikers Ernst Toller. Der Schriftsteller, der zwischen 1932 und 1934 wiederholt in Zürich war, übersiedelte nach seiner Ausbürgerung durch die Nazis 1933 nach London und von dort aus in die USA. Ein Teil seiner Bibliothek blieb in Zürich zurück und gelangte durch die Vermittlung von Tollers Sekretärin Dora Fabian in die Zentralbibliothek.⁶²

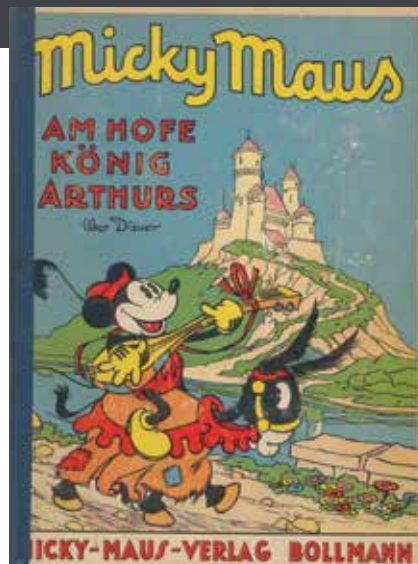
Die Ausleihe linker Literatur war in der Zentralbibliothek während der Kriegsjahre nicht über alle Zweifel erhaben. Die Wochenzeitung «Die Nation» warf der Bibliothek im November 1945 vor, den Zugang zur Signatur «Revol» zu behindern, während andererseits die Werke nationalsozialistischer Autoren ungehindert zugänglich seien.⁶³ «Wenn man im Laufe seines Studiums einmal ein Buch unter dieser Signatur bestellt, so kann zweierlei passieren: Entweder erhält man den Bestellschein mit einem roten Ringlein versehen zurück, wie wenn das Buch bereits ausgeliehen wäre, oder man erhält ihn überhaupt nicht mehr zurück, und die Frage, ob er einfach im Papierkorb oder aber in einem Dossier der politischen Polizei gelandet ist, bleibt offen.» Wenn man jedoch auf der Bestellung beharre, werde einem vom Vorsteher des Benutzungsdienstes «nach Gutdünken eine Sonderbewilligung» ausgestellt, mit der man das gewünschte Buch im Lesesaal einsehen könne.

In einer geharnischten Entgegnung an «Die Nation» verteidigte Direktor Burckhardt die restriktive Ausleihpraxis damit, dass sich die Bibliotheksleitung nach der Einrichtung des Bestandes entschlossen habe, die Schriften, die «schon damals äusserst selten» waren, nur an bekannte und zuverlässige Personen auszugeben. Aus inhaltlichen Gründen sei in der Zentralbibliothek – «mit Ausnahme gewisser Erotica, die der Benützung der fachlich interessierten Kreise (Kriminalisten, Psychiater, Soziologen, Ethnologen) vorbehalten bleiben müssen» – noch nie ein Buch gesperrt worden.

Hintergrund dieser Polemik war das Verbot kommunistischer Aktivitäten und Propaganda sowie der Kommunistischen Partei der Schweiz im Jahr 1940. Das Bücherver-



Unter dem Dach im dritten Obergeschoss des Altbaus befindet sich der Lesesaal der Abteilung Alte Drucke und Rara.



Ob es der Zürcher Jugend bekannt ist, dass in der Abteilung Alte Drucke und Rara auch Comics zu finden sind? «Micky Maus am Hofe König Arthurs» wurde 1936 in Zürich veröffentlicht.

bot setzte auch die Bibliotheken unter politischen Druck. So wurden vielerorts kommunistische Schriften nur an Personen ausgehändigt, die nachweisen konnten, dass sie aus wissenschaftlichen Gründen auf diese Literatur angewiesen waren.⁶⁴ Vermutlich waren die von Burckhardt vorgebrachten Schutzmassnahmen auch in der Zentralbibliothek nicht der alleinige Grund für die restriktive Ausleihe. Nachdem im Februar 1945 der Bundesrat sämtliche Einschränkungen aufgehoben hatte, geriet die Praxis der Zentralbibliothek ins Visier kritischer Journalisten, die darin eine Fortdauer der Bücherzensur sahen. Heute dürfen diese Bestände nur im Lesesaal der Abteilung Alte Drucke und Rara eingesehen werden. Dabei geht es nicht um ein Verbot politischer Literatur, sondern um den Schutz der historischen Dokumente vor Verlust und Zerstörung.

Verschiedene Diebstähle von alten und unersetzlichen Büchern sowie die Gründung ähnlicher Abteilungen in ausländischen Bibliotheken hatten Hermann Köstler 1990 veranlasst, den Historiker Urs Leu anzustellen, um die Raritäten aus den damals etwa 4,5 Millionen Büchern herauszufiltern.⁶⁵ In jahrelanger Arbeit wurden die zum allergrössten Teil aus den Vorgängerbibliotheken stammenden Kostbarkeiten, die unbekannt oder in Vergessenheit geraten waren, als «versteckte Sammlungen» systematisch erfasst und sichtbar gemacht. Einen wichtigen Anstoss zur Gründung der neuen Abteilung lieferte der deutsche Anglist und Buchwissenschaftler Bernhard Fabian, der ab 1991 mit der Publikation der europaweit angelegten Reihe «Handbuch der historischen Buchbestände» begann.⁶⁶ Unter der Ägide der Zentralbibliothek erschien 2011, nach knapp zehnjähriger Forschungsarbeit, das dreibändige «Handbuch der historischen Buchbestände in der Schweiz», das die in den Schweizer Bibliotheken vorhandenen gedruckten Werke bis um 1900 systematisch erfasst und beschreibt.⁶⁷ In den letzten Jahren beschäftigt sich die Abteilung im Rahmen

Der Giftschränk

Im «Giftschrank» der Zentralbibliothek, der von der Stadtbibliothek übernommen und weiter gepflegt wurde, wurden sogenannte Erotica weggesperrt.⁶⁸ Was neugierigen Leserinnen und Lesern bis weit in die 1960er Jahre vorenthalten wurde, lässt sich anhand der Signatur RK rekonstruieren. Darunter finden sich Neuauflagen von erotischen Klassikern, sexualkundliche Werke ebenso wie Aufklärungs- und Eheberatungsliteratur und sittengeschichtliche Studien. Die Sperrsignatur RK bekamen praktisch ohne Ausnahme die Publikationen der ab 1900 stark expandierenden Sexualwissenschaften, darunter «Psychopathia sexualis» von Richard von Krafft-Ebing sowie einschlägige Zeitschriftenreihen, etwa das «Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen». Die «Sexuelle Frage» Auguste Forels verschwand wie Fritz Brupbachers «Kindersegen – und kein Ende?» im Giftschrank der Bibliothek. Die gesperrte Literatur konnte nur beim Nachweis wissenschaftlicher Arbeiten im Lesesaal benutzt werden. 1966 ordnete Direktor Paul Scherrer eine Überprüfung der verbotenen Bücher mit der Begründung an, dass sich die «Begriffe über unsittliche und sittengefährdende Literatur [...] in den letzten Jahrzehnten zwischen den Extremen viktorianischer Prüderie und pseudogrossstädtischer Laszivität ausserordentlich stark verändert» hätten. Bibliothekar Georg Bühler bekam den Auftrag, mehrere tausend Bände zu überprüfen und gleichzeitig bei der neu eingehenden Literatur zu entscheiden, ob sie eine Sperrsignatur bekam oder ins offene Magazin gestellt wurde.

Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 10, Beilage BK, 23. September 1966.

der Provenienzforschung verstärkt mit der Aufarbeitung der Privatbibliotheken von Zürcher Persönlichkeiten, etwa von Johann Jakob Bodmer, Conrad Gessner, Heinrich Bullinger und Huldrych Zwingli.

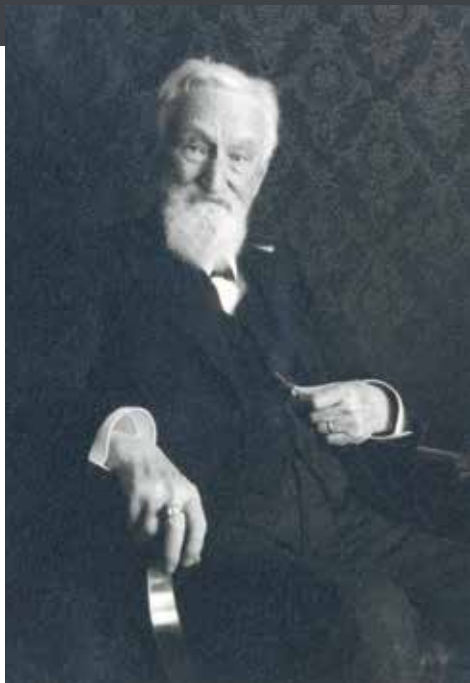
ZÜRICH IM MITTELPUNKT: DIE ABTEILUNG TURICENSIA

Die 2013 gegründete Abteilung Turicensia ist die jüngste Spezialsammlung. Sie ist zuständig für Turicensia nach 1800. Ihr Verantwortungsbereich umfasst auch die Redaktion für die Zürcher Bibliographie und die Gottfried Keller-Bibliographie. Vermittlungsaufgaben in Form von Ausstellungen im Themenraum Turicensia und Workshops sind zentral. Die Turicensia Lounge im Lesesaal bietet mit ihrer thematisch orientierten Präsenzbibliothek eine interessante Medienauswahl.

EIN JAHRHUNDERTPROJEKT: DIE KATALOGISIERUNG DER HANDSCHRIFTEN

In der Zentralbibliothek lebte die traditionelle Vorstellung, dass zu einer gut dotierten Bibliothek eine Münzsammlung gehöre, noch einige Jahre weiter. Da sich der Traum eines Zürcher Museums nach der Eröffnung des Landesmuseums verflüchtigt hatte, wurde der verbliebenen Münzsammlung in der Zentralbibliothek ein besonderer Platz eingeräumt: Sie bekam im Verbindungstrakt zwischen dem Turm der Predigerkirche und dem Verwaltungsgebäude ein eigenes Kabinett für ihre antiken und ausländischen Münzen.⁶⁹ Gemäss den Statuten war die Zentralbibliothek verpflichtet, die Münzsammlung fortzuführen und sie für Studien- und Forschungszwecke zugänglich zu machen.⁷⁰ Nachdem der Numismatiker Felix Burckhardt 1932 Direktor geworden war und da er als solcher genug zu tun hatte, wurde die Münzsammlung 1935 im Landesmuseum deponiert.⁷¹ Ebenfalls einen eigenen Raum bekam die Graphische Sammlung, die im ersten Stock in einem grossen Eckzimmer zusammen mit der Kartensammlung untergebracht wurde.⁷² Auch die Familienarchive erhielten zunächst ein eigenes Zimmer. Die Zentralbibliothek wollte sich damit die Verbundenheit der Altzürcher Familien sichern und die längst versprochene genealogische Forschungsstätte schaffen, die ihnen die Trennung von ihren Dokumenten erleichtern sollte.⁷³ Für die Bearbeitung und Benutzung der restlichen Spezialsammlungen, die Handschriften oder die Musikalien, gab es bis zur Einrichtung der jeweiligen Abteilungen keine separaten Räume. Allerdings wurden die Handschriften und wertvollen Drucke nach dem Umzug in die Zentralbibliothek in abschliessbaren Magazinen untergebracht.⁷⁴

An der Sitzung der Bibliothekskommission vom 8. Dezember 1915 wurde die Betreuung der Spezialsammlungen den Bibliothekaren zugeteilt: Für die Handschriften



Der Zürcher Kaufmann Friedrich Otto Pestalozzi registrierte in ehrenamtlicher Arbeit den umfangreichen Nachlass Johann Rudolf Rahns, der als Gründer der Denkmalpflege und Kunstgeschichte in der Schweiz gilt.



Der Benediktiner Leo Cunibert Mohlberg wurde für seine wissenschaftliche Arbeit mehrfach ausgezeichnet, hier mit dem 1956 verliehenen Grossen Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland.

war Direktor Hermann Escher persönlich verantwortlich.⁷⁵ Die Familienarchive wurden der Obhut Bruno Hirzels anvertraut. Für die grafischen Blätter und die Karten war der Philologe Hans Barth und für die Münzsammlung der Historiker und Numismatiker Felix Burckhardt zuständig.

Keine Erwähnung fanden die ehrenamtlichen Mitarbeiter, die sich bereits in der Stadtbibliothek um die Spezialsammlungen gekümmert hatten.⁷⁶ Von 1908 bis kurz vor seinem Tod 1924 arbeitete der ehemalige Textilfabrikant Alphons Escher-Züblin, der wie sein Vater in der süditalienischen Provinz Salerno eine Spinnerei geleitet hatte, in der Graphischen Sammlung und der Kartenabteilung. Zum Dank bekam er 1915 anlässlich seines siebzigsten Geburtstags von der Zentralbibliothek eine Wappenscheibe geschenkt.⁷⁷ Als neuer ehrenamtlicher Mitarbeiter stellte sich von 1922 bis 1927 der Gymnasiallehrer Ernst Walder zur Verfügung und von 1928 bis 1931 registrierte der über achtzigjährige Lokalthistoriker Friedrich Otto Pestalozzi als letzter in der langen Ära ehrenamtlicher Mitarbeiter den zeichnerischen Nachlass des Kunsthistorikers Johann Rudolf Rahn.⁷⁸

Die Arbeit Escher-Züblins und Pestalozzis, die beide mit der Geschichte von Stadt und Kanton vertraut waren, war in der Graphischen Sammlung höchst willkommen. Anders sah es bei den Handschriften aus. Die Erschliessung der Handschriften war



Original-Karteikasten mit den von Leo Cunibert Mohlberg angelegten handschriftlichen Karten, auf denen er die von ihm untersuchten Handschriften der Zentralbibliothek erfasste.

für Hermann Escher ein Prestigeprojekt. Am liebsten hätte er diese Arbeit selbst gemacht, doch dafür fehlte ihm schlichtweg die Zeit. Die Herkulesaufgabe, für die nur Spezialisten in Frage kamen, erweist sich in der Geschichte der Zentralbibliothek als Jahrhundertprojekt.⁷⁹

«DER MOHLBERG UND DER GAGLIARDI»:

DIE KATALOGE MITTELALTERLICHER UND NEUERER HANDSCHRIFTEN

Im Dezember 1915 waren für die Katalogisierung der neueren Handschriften seit 1500 der Historiker Ernst Gagliardi und für die mittelalterlichen beziehungsweise kirchlichen Bestände der Philologe und Bibliothekar Jakob Werner vorgesehen.⁸⁰ Beide hatten mit dieser Arbeit bereits um 1907 in der Stadt- respektive der Kantonsbibliothek begonnen. Während Gagliardi, der ab 1919 als Professor an der Universität Zürich unterrichtete, neben seiner Lehrtätigkeit der Erschliessungsarbeit in der Zentralbibliothek nachgehen konnte, kam die Katalogisierung der mittelalterlichen Handschriften bald zum Erliegen. Dies war nicht erstaunlich. Jakob Werner war als Bibliothekar hauptamtlich für die Ankäufe und Führung des Kaufjournals zuständig, für die Bearbeitung der Handschriften blieb ihm wenig Zeit. Und im Frühling

Handschriftenforscher mit Hang zur Esoterik

Mohlberg kam über die Handschriften zum Pendeln. Eines Tages sass er wie gewöhnlich in der Vatikanischen Bibliothek über einem französischen Manuskript und beschäftigte sich mit einer klassischen paläografischen Frage. Er untersuchte, wie viele Hände an dem «Codex Palatinus latinus Nr. 493» mitgeschrieben hatten. «Betrog mich mein Auge nicht, so fing allen bisherigen Untersuchungen zum Trotz, der Schreiber B nicht erst auf der Seite X an, sondern bereits auf der Seite W, die der Schreiber A geschrieben, und zwar unten in einer der letzten Zeilen.» Um seine Vermutung zu prüfen, wandte sich Mohlberg an den Professor für altes Schrifttum der Vaticana. Dieser meinte, er könnte Recht haben, solle sich aber zur Sicherheit an Dr. S. im Vatikanischen Archiv wenden, der eine eigene Methode habe, Probleme dieser Art zu lösen. «Wie gross war mein Erstaunen, als der Vatikanische Archivist zunächst ein unscheinbares Kügelchen an einem Faden aus seiner Westentasche zog und dann mit einer Andacht, die mehr als erbaulich war, das kleine Ding über die Zeilen meiner Handschrift spazieren liess. Als er aber dann (nach vollendeter Andacht) ohne jede weitere paläografische Untersuchung oder grafologische Beobachtung das Resultat verkündete, meine Vermutung stimme genau, nur fange der Schreiber B nicht beim ersten Wort der Zeile an, sondern einige Buchstaben später, stand ich mit meiner bisherigen paläografischen Weisheit vor einer ganz neuen Welt, von der ich nicht wusste, sollte ich sie unter Hokuspokus oder in einer sonstigen unwissenschaftlichen Welt einordnen – ?». Dieses Erlebnis stand am Anfang von Mohlbergs lebenslangen Beschäftigung mit der Strahlenforschung, die ihm unter anderem auch die Ehrenmitgliedschaft der Schweizerischen Gesellschaft für Radiästhesie eintrug.

Mohlberg (1948), S. 190 f.; Häussling (2011), S. 773.

1917 tauchte mit dem französischen Benediktiner Germain Morin, der als Benutzer in die Zentralbibliothek kam, auch noch ein ernsthafter Konkurrent auf.⁸¹ Der Theologe und Patristiker – er beschäftigte sich mit der Zeit der Kirchenväter vom 1. bis zum 7. Jahrhundert – war weitgehend Autodidakt. 1912 war er von Papst Pius X. von der Klausur entbunden worden, um besser forschen zu können. Die Universität Zürich verlieh ihm 1914 seinen ersten Ehrendokortitel. Als ihn Frankreich und Belgien im Ersten Weltkrieg wegen deutschfreundlicher Ansichten zur Persona non grata erklärten, begann für ihn ein unstetes Wanderleben in bitterer Armut. Im Herbst 1918 bot Morin Escher seine Mitarbeit bei der Katalogisierung der mittelalterlichen Handschriften an. Das Angebot des renommierten Spezialisten, der Not litt und auf Lohnarbeit angewiesen war, konnte die Bibliothek nicht ausschlagen, und im November 1918 wurde Morin angestellt. Obwohl Jakob Werner zunächst bereit war, mit Germain Morin zusammenzuarbeiten, kam es bald zum Bruch zwischen den beiden. Escher befand sich in der Zwickmühle und der widerständige Jakob Werner machte

die Angelegenheit nicht einfacher. Im Mai 1920 lieferte Morin ein umfangreiches, in Französisch verfasstes Katalogmanuskript ab. Wie Hermann Escher dazu bemerkte, habe Morin in auffallend kurzer Zeit eine Arbeit erledigt, «die unsere Bestände mittelalterlicher Handschriften erheblich bedeutsamer erscheinen liess, als man bisher angenommen» habe.⁸² Allerdings konnte der Katalog von Morin nicht *telquel* publiziert werden: er war zu lang, es fehlte an Literaturnachweisen und – kein Wunder bei dem Tempo, das der Bearbeiter an den Tag gelegt hatte – es tauchten auch Fehler auf.

Als inoffizieller Berater Eschers für Handschriftenfragen fungierte schon damals der deutsche Benediktiner und Liturgiewissenschaftler Leo Cunibert Mohlberg aus der Abtei Maria Laach in der Nähe von Koblenz.⁸³ Seine Beschäftigung mit den frühmittelalterlichen Handschriften des Klosters St. Gallen hatte ihn bereits vor der Eröffnung der Zentralbibliothek nach Zürich geführt, wo er Hermann Escher kennenlernte.⁸⁴ Ab 1924 war der umtriebige Mohlberg vor allem in Rom tätig: Er war als Bibliothekar in den Vatikan berufen worden und lehrte später auch als Professor für alte Kirchengeschichte am Päpstlichen Institut für christliche Archäologie.⁸⁵ Wie Morin war auch Mohlberg als Handschriftenforscher ein Meister seines Fachs. Mohlberg war bereits 1923, im Einverständnis mit Germain Morin und der Bibliothekskommission, als Bearbeiter des Morin'schen Katalogs vorgesehen.⁸⁶ Allerdings verzögerte sich sein Arbeitsantritt um mehrere Jahre. Im Frühling 1927 reiste Hermann Escher persönlich nach Rom, um ihn als Mitarbeiter zu gewinnen.⁸⁷ Mohlbergs Katalog der mittelalterlichen Handschriften wurde schliesslich in zwei Lieferungen zwischen 1932 und 1951 publiziert. Der Katalog der neueren Handschriften von Ernst Gagliardi, von dessen Drucklegung man bereits 1914 gesprochen hatte, erschien 1931 in einer ersten Lieferung. Allerdings wäre diese Publikation ohne die Mitarbeit von Bibliothekar Ludwig Forrer nicht zustande gekommen. Der zweite Teil des «Gagliardi/Forrer» mit der Einleitung und dem Register von Jean-Pierre Bodmer wurde erst 1982 publiziert – 44 Jahre nach Hermann Eschers Tod.⁸⁸

Im Nachruf auf Mohlberg bezeichnete der Liturgiewissenschaftler und spätere Bischof von Basel, Anton Hänggi, sein Werk «als Muster wissenschaftlicher Akribie und als Vorbild der Erforschung und Inventarisierung von Handschriften». Mohlbergs Leistung als Mitarbeiter der Zentralbibliothek war ein Grund, weshalb die Universität Zürich 1958 dem eben achtzig Jahre alt gewordenen Benediktiner den Titel eines Ehrendoktors verlieh.⁸⁹

In der Zentralbibliothek konnte Mohlberg nur in seinen Ferien arbeiten, die er von 1927 bis 1941 regelmässig in Zürich verbrachte, danach lebte er bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs ganz in der Schweiz.⁹⁰ Der temperament- und humorvolle Benediktiner beschäftigte sich nicht nur mit Handschriften. Seine zweite grosse Leidenschaft galt der Radiästhesie, dem Pendeln.⁹¹

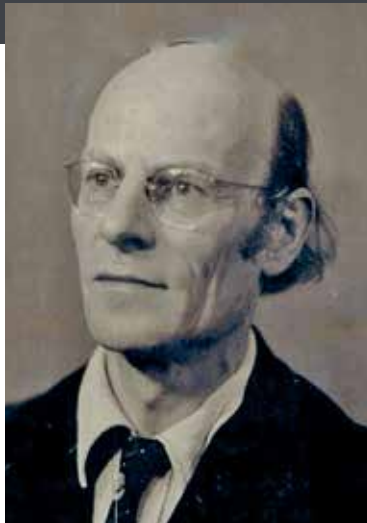


Die 1946 ausgestellte Identitätskarte der eidgenössischen Fremdenpolizei für den staatenlosen Rabbiner und Hebraica-Spezialisten Joseph Prijs.

WERKE JÜDISCHER EMIGRANTEN

Ebenfalls über die Vorgängerbibliotheken kam die Zentralbibliothek in den Besitz hebräischer Handschriften und Bücher. Der bedeutendste Bestand ist die Sammlung Heidenheim. Die umfangreiche Privatbibliothek des jüdisch aufgewachsenen und späteren anglikanischen Priesters Moritz Heidenheim konnte nach seinem Tod 1898 dank Spenden der jüdischen Gemeindemitglieder integral erhalten und der Stadtbibliothek geschenkt werden.⁹² Für die Katalogisierung der Sammlung, in der die meisten Werke hebräisch geschrieben sind, fehlte es an Geld und auch an einem Spezialisten. Einen ersten Anlauf unternahm die Zentralbibliothek im November 1919, als sie mit dem aus Rumänien stammenden Rabbiner und Pädagogen Abraham Schechter eine «Arbeitsabrede» für die Bearbeitung der hebräischen Handschriften traf. Für eine pauschale Entschädigung von 200 Franken erstellte Schechter, der im Lesesaal der Bibliothek einen Arbeitsplatz bekam, bis Ende 1921 einen Katalog für 208 Handschriften.⁹³

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Januar 1933 und der Entlassung aller unliebsamen Beamten und Angestellten aus dem Staatsdienst flohen jüdische Bibliothekare auch in die Schweiz. Im November 1934 teilte Direktor Burck-



Signalementsblatt
für die Erstellung von Flüchtlingspassporten

Feuille de signalement **Foglio dei connotati**
pour l'établissement de livrets de réfugiés per la rilascio di libretti per rifugiati

Les renseignements fournis sur ce formulaire sont destinés à servir de base à la délivrance des cartes d'identité et à la délivrance des passeports. Les renseignements fournis sur ce formulaire sont destinés à servir de base à la délivrance des cartes d'identité et à la délivrance des passeports.

NOM GOLDSCHEIDT

Prénoms Günther

Date de naissance 21 mai 1894

Lieu de naissance Gotha (Thuringe)

Profession Bibliothekar

Etat civil marié

Adresse 170 ans avec enfants

Sexe homme

Complexion blonde, active

Yeux gris-bleus

Cheveux gris-bleus

Signature *G. Goldschmidt*

Date 14 octobre 1948

Signature du Commissaire *[Signature]*

CONTROLE DE L'IMMIGRATION
SERVICE DES "TERRES CIVILES"

Porträt und Signalementsblatt des 54-jährigen Bibliotheksrats Günther Goldschmidt, aufgenommen von der eidgenössischen Fremdenpolizei 1948.

hardt dem Ausschuss der Bibliothekskommission mit, dass sich die Gelegenheit biete, die von Dozenten der theologischen Fakultät dringend gewünschte Katalogisierung der Sammlung Heidenheim zu leisten.⁹⁴ Im Auge hatte Burckhardt den jüdischen Emigranten Joseph Prijs. Wie Burckhardt berichtete, könne Prijs, der momentan die Hebraica der Universitätsbibliothek Basel katalogisiere, dort aus «Kreditgründen» nur noch halbtags beschäftigt werden. Basel habe ihn deshalb auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, die verbleibende Zeit von Prijs für die Zentralbibliothek in Anspruch zu nehmen. Die Auskünfte der Basler Kollegen über den jüdischen Rabbiner seien günstig, und bei einem persönlichen Besuch in Zürich habe er einen guten Eindruck hinterlassen. Auf der Basis eines Monatshonorars von 325 Franken beantragte Burckhardt einen Kredit von 3000 Franken für die «Katalogisierung der hebräischen und jüdischen (jiddischen) Drucke der Bibliothek Heidenheim». Burckhardts Vorschlag wurde von der Kommission unterstützt und der Betrag aus dem Tobler-Fonds bewilligt.⁹⁵

Der 1889 in Würzburg geborene Prijs hatte sich parallel zu seinem Studium als orthodoxer Rabbiner ausbilden lassen. 1918 ging er nach Breslau und unterrichtete

als Rabbiner und Lehrer für Griechisch und Literatur an der jüdischen Schule. 1921 siedelte Prijs nach München über, wo er als Rabbiner und Leiter der dortigen Talmud-Tora-Schule arbeitete. Spätestens ab 1929 war er als Lektor für jüdische Studien an der Universität München tätig.⁹⁶ Nach der politischen Wende in Deutschland emigrierte Joseph Prijs mit seiner Familie in die Schweiz und liess sich im Frühling 1934 in Basel nieder. Seine Lebensumstände waren wie die der allermeisten Emigranten sehr prekär und während des Kriegs drohte ihm mehrmals die Ausweisung. Erst Ende 1947 erteilte ihm die Eidgenossenschaft den Status eines Dauerasylberechtigten. Bis Kriegsende bearbeitete Prijs die Hebraica-Drucke und Handschriften mehrerer Schweizer Universitätsbibliotheken und trieb nebenbei einen Handel mit antiquarischen Büchern.⁹⁷ Nach dem ersten Auftrag in Zürich katalogisierte er von Sommer 1942 bis 1945 auch die Handschriften der Sammlung Heidenheim.⁹⁸

Direktor Felix Burckhardt, der an der Arbeit des Rabbiners nichts auszusetzen hatte, verschonte ihn nicht mit allerlei Verdächtigungen und antisemitischen Vorurteilen.⁹⁹ Nachdem Prijs im Oktober 1942 zur Klärung von Fragen und für die Beschaffung von Literatur nach Zürich gefahren war, erhielt er ein paar Tage später ein Schreiben Burckhardts mit der Ankündigung, dass ihm fortan nur noch eine Fahrt pro Monat vergütet werde: «Es ist zudem zu sagen, dass Sie bisher mit weniger als einem Besuch im Monat auch ausgekommen sind. Es fällt uns auf, dass dies nun mit einem Male nicht mehr genügen soll, und wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, dass wir mit unseren Reisevergütungen an Kosten von Geschäften beitragen sollen, die mit den Heidenheimischen Handschriften wenig zu tun haben. [...] Wir bedauern, dass diese Dinge nun einmal von uns gesagt werden mussten, um eine klare Situation und damit die Voraussetzung zu weiterer erspriesslicher Zusammenarbeit zu schaffen. Wir haben seit Jahren durch unsere Arbeitsaufträge dazu beigetragen, Ihnen die Existenz in der Schweiz zu ermöglichen, und wir haben das gerne getan. Aber wir bitten Sie in Ihrem eigenen Interesse zu bedenken, dass auch die geduldigste Milchkuh ausschlägt, wenn sie allzu rücksichtslos gemolken wird.»

Die von Prijs für die Zentralbibliothek erarbeiteten Kataloge dienten als interne Hilfsmittel.¹⁰⁰ Seine Söhne veröffentlichten 1964 und 1994 Prijs' Untersuchungen zu den hebräischen Drucken und Handschriften der Universitätsbibliothek Basel. Joseph Prijs starb 1956 in Basel. Ein Jahr zuvor hatte er seine über 500-bändige Sammlung hebräischer Drucke aus Sulzbach und Fürth der Bayerischen Staatsbibliothek verkauft.¹⁰¹

In einem Rückblick auf sein wissenschaftliches Leben äusserte sich Cunibert Mohlberg 1946 auch über die Kataloge der mittelalterlichen medizinischen Handschriften der Zentralbibliothek, die der jüdische Emigrant und Bibliothekar Günther Goldschmidt von 1942 bis 1944 erstellt hatte.¹⁰² Für die knapp fünfzig Manuskripte habe «Bibliotheksrat» Goldschmidt 1700 eigenhändig geschriebene Folioseiten und sieben Registerkasten von 31 Zentimetern Länge vorgelegt.¹⁰³ Hinter dem Spott Mohl-

bergs stand vermutlich Neid, denn er hätte sich gerne selbst mit diesen speziellen Handschriften beschäftigt.¹⁰⁴ Bereits Ende 1940 hatte sich Goldschmidt erstmals bei Felix Burckhardt als Mitarbeiter empfohlen.¹⁰⁵ Günther Goldschmidt hatte nach dem Studium der Philologie die Bibliothekslaufbahn eingeschlagen und es 1929 zum Bibliotheksrat an der Universitätsbibliothek Münster gebracht. 1933 wurde er wegen seiner jüdischen Herkunft aus dem Staatsdienst entlassen. Er emigrierte 1934 in die Schweiz und liess sich 1938 in Basel nieder.¹⁰⁶ Wie Prijs versuchte auch Goldschmidt seinen Lebensunterhalt mehr schlecht als recht mit Bibliotheksarbeiten zu fristen.

Im Februar 1942 schloss die Zentralbibliothek mit Goldschmidt einen Arbeitsvertrag ab. Da er mit der Arbeit, die auf ein halbes Jahr angelegt war, nicht fertig wurde, kam es zu einem Konflikt. Burckhardt warf ihm vor, die Arbeit absichtlich zu verzögern. Der lungenkranke Goldschmidt, der ständig um seine Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung zittern musste, hatte gute Gründe, seinen Auftrag möglichst umfassend zu verstehen. Wie Joseph Prijs erledigte auch er die Katalogisierungsarbeit zur vollsten Zufriedenheit der Zentralbibliothek.

Als Burckhardt 1944 wegen einer Referenz für Goldschmidt angefragt wurde, würdigte er in knappen Worten seine Katalogisierungsarbeit, um dann über ihn her-zuziehen und unter anderem auf seine «chronischen Geldnöte» hinzuweisen: «Die Geldsorgen des Dr. G. sind, wie ich in Basel erfuhr, nicht ganz unverschuldet. Dr. G. glaubt auch als Emigrant die gewohnte Lebenshaltung eines preussischen höheren Bibliotheksbeamten weiterführen zu können und zu sollen; die Bezahlung der Wohnungsmiete und der Lieferanten kommt bei ihm aber erst in zweiter und dritter Linie nach Theater, Kino und Telephon.»¹⁰⁷ Die Informationen über Goldschmidts Lebenswandel hatte Burckhardt von Oberbibliothekar Karl Schwarber in Basel erhalten, der ebenfalls mit Diffamierungen nicht sparte. Einer der wenigen, die in diesen Chor nicht einstimmten, war Gustav Binz, der ehemalige Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek Basel, der als Gutachter wirkte.¹⁰⁸

Günther Goldschmidt kehrte 1949 nach Deutschland zurück und arbeitete bis zu seiner Pensionierung wieder an der Universitätsbibliothek Münster. Während seines Exils in der Schweiz katalogisierte er neben den Zürcher Beständen auch die medizinischen Handschriften in den Hochschulbibliotheken von Bern, Basel und Genf.¹⁰⁹

HEIKLE GESCHÄFTE MIT BIBLIOTHEKSGUT

Bereits kurz nach der Eröffnung schlitterte die Zentralbibliothek in eine Krise. Die Finanzen reichten nur für das Nötigste. Prekär wurde die Situation mit den Währungsturbulenzen in den frühen 1920er und in der darauf folgenden Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre. Ein probates Mittel in schwierigen Zeiten war die Veräusserung von Sammlungsbeständen. Bereits die Stadtbibliothek hatte Dubletten verkauft oder getauscht, und dies war auch in den Statuten der Zentralbibliothek vorgesehen.¹¹⁰ Von dieser Möglichkeit machte die Bibliothek 1927 Gebrauch, indem sie an Agnes Wegmann, die einen Katalog aller in den Bibliotheksbüchern nachweisbaren Exlibris erstellt hatte, etwa 500 Exlibrisdubletten für rund 800 Franken abtrat.¹¹¹ Weiter veräusserte sie zwischen 1924 und 1933 aus ihrem Altbestand insgesamt sechzig Wiegendrucke.¹¹² Über eine dieser Verkaufsaktionen sind wir genauer informiert.¹¹³

Im Herbst 1925 machte Leonhard Caflisch den Vorschlag, dass die Bibliothek ihre Dubletten an Inkunabeln verkaufen sollte, da sich im Moment für gute Frühdrucke hohe Preise erzielen liessen. Der Bündner Caflisch, der 1927 als Zweiter Bibliothekar in die Zentralbibliothek eintrat, verkehrte bereits vorher in Zürich und kannte Direktor Escher.¹¹⁴ Bevor sich Escher auf dieses Geschäft einliess, erkundigte er sich bei Kantonsbibliothekar Friedrich Pieth in Chur über die Vertrauenswürdigkeit Caflischs und bei Georg Leidinger, dem Leiter der Handschriftenabteilung an der Staatsbibliothek in München, über den dortigen Umgang mit Dubletten. Von Leidinger brachte er in Erfahrung, dass auch dort «öfter Inkunabeldubletten abgestossen» wurden. Nachdem Escher diese Garantien erhalten hatte, wurde Leonhard Caflisch beauftragt, den Zettelkatalog der Dubletten abzuschreiben und anhand von Antiquariatskatalogen



Blatt aus der «Historia naturalis» von Plinius, die 1481 in Parma gedruckt wurde. Die «Historia naturalis» ist eine der prächtigen Inkunabeln (Drucke vor 1500) im Besitz der Zentralbibliothek.

die Marktpreise «möglichst vollständig festzustellen». Kaum zufällig führte die Bibliothek also bereits einen separaten Dublettenkatalog.

An der Sitzung der Bibliothekskommission vom 28. Oktober 1925 informierte die Direktion darüber, dass die Möglichkeit bestehe, über Münchner Antiquariate «die Dubletten an Inkunabeln zu verwerten».¹¹⁵ Allerdings zeichnete sich bald schon eine finanzielle Enttäuschung ab. Es stellte sich heraus, dass sich unter den Inkunabeln der Zentralbibliothek «nur wenige illustrierte Werke» und nur einzelne mit seltenen Druckorten befanden. Da die schliesslich rund hundert ausgewählten Wiegendrucke ausserdem «eine geringe Qualität» aufwiesen, konnte auch mit der Möglichkeit eines Absatzes «nach Amerika» nicht ernstlich gerechnet werden. Um die hohen Margen der Händler zu umgehen und «den Verkauf der Sammlung an der Öffentlichkeit nicht breitzuschlagen», wollte die Zentralbibliothek die Inkunabeln unter der Hand an einen Sammler verkaufen. Die Verhandlungen mit Herrn Goldmann in München führten schliesslich zum Erfolg, und im Herbst 1926 wechselten etwa sechzig Inkunabeln für 6850 Franken den Besitzer. Vor dem Verkauf wurden die vermutlich in Bänden gebundenen Drucke ausgeweidet und sechs Exlibris herausgelöst, die in Zürich blieben. Der Käufer musste sich verpflichten, den Bibliotheksstempel unter den Augen Caflischs zu entfernen. Zu guter Letzt wurden die veräusserten Drucke aus dem Bibliothekskatalog gestrichen.

Die Zentralbibliothek verkaufte allerdings nicht nur Dubletten. Bekannt ist, dass sie 1932 eine Anzahl Kupferstiche und Holzschnitte Albrecht Dürers aus ihren Beständen verkaufte.¹¹⁶ Erst ein paar Jahre später fühlte sich Direktor Burckhardt verpflichtet, die bereits geübte Praxis von der Bibliothekskommission absegnen zu lassen. Im Dezember 1935 stellte er den Antrag, «es sollten sich bis auf weiteres die Spezialsammlungen wenn immer möglich selbst erhalten durch Verkauf resp. tauschweise Abgabe von Dubletten und von Sammlungsgegenständen, die keinen wesentlichen Teil der Bestände ausmachen».¹¹⁷ Die Erteilung dieses Blankoschecks ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass wenige Jahre zuvor der Verkauf von Kulturgütern ins Ausland zu einem nationalen Sturm der Entrüstung geführt hatte.

DER ST. GALLER KUNSTAUSVERKAUF

An der Jahresversammlung der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare im Spätherbst 1931 stellte Hermann Escher folgenden umständlich formulierten Antrag: «Die Vereinigung schweizerischer Bibliothekare erachtet es als Pflicht der Leiter von schweizerischen Bibliotheken, bei beabsichtigten Verkäufen von Sammlungsgegenständen, die nicht im Doppel bei ihnen vorhanden sind, vor Einleitung von Verkaufsverhandlungen andern allfällig interessierten schweizerischen Bibliotheken von ihrer Absicht Mitteilung zu machen.»¹¹⁸ Der Antrag wurde von der Versammlung ohne Diskussion angenommen. Der Grund für Eschers Vorstoss war der



Doppelseite aus einer Sammelhandschrift des St. Galler Mönchs Gallus Kemli, in der er zu seinen Texten auch kolorierte Einblattdrucke des 15. Jahrhunderts einklebte.

publik gewordene Verkauf von Kostbarkeiten aus der Vadiana und der Stiftsbibliothek St. Gallen. Er führte zu einer heftigen Zeitungsfehde und einem Vorstoss in der Bundesversammlung, mit dem die Vorlage eines eidgenössischen «Kunstschutzgesetzes» verlangt wurde.

Nicht nur der Zentralbibliothek machten die knappen Finanzen in den 1920er Jahren zu schaffen.¹¹⁹ Auch die St. Galler Bibliotheken klagten, dass ihnen die zur Verfügung stehenden Gelder für die dringlichsten Anschaffungen nicht mehr reichten. Aus diesem Grund verkaufte die Stadtbibliothek Vadiana für über 40 000 Franken mehrere Preziosen aus ihrem Bestand. Unter den veräusserten Objekten befand sich eine aus dem Besitz Vadians stammende Bibel von 1480. Eine zusätzliche Bedeutung hatte das Buch durch eine auf den hinteren Deckel eingeklebte, in Holz geschnittene, handkolorierte Erdkarte. Die sogenannte «Mappa mundi» war eine der drei weltweit noch existierenden gedruckten Weltkarten des 15. Jahrhunderts. In der Geschichte des Kartendrucks besitzt diese Karte eine ähnliche Stellung wie die Gutenbergbibel in der Geschichte des Buchdrucks.¹²⁰ Die Nachricht von den Verkäufen der Vadiana verbreitete sich wie ein Lauffeuer und löste ungläubiges Staunen aus – bislang unantastbarer Kulturbesitz schien plötzlich für den Markt frei zu werden.¹²¹

Kurz darauf traf die zweite Schreckensmeldung ein. Der katholische Administrationsrat, verantwortlich für die St. Galler Stiftsbibliothek und die Schätze des ehemaligen Klosters, verkaufte Ende 1930 eine Sammlung von Einblattdrucken aus dem 15. Jahrhundert. Diese Andachtsblätter, die als Erinnerung an Wallfahrten oder als Neujahrsgratulationen einzeln herausgegeben wurden, hatte Pater Gallus Kemli gesammelt und damit seine von Hand geschriebenen Bücher geschmückt. Was die Stiftsbibliothek mit Kemlis Sammlung in Berlin versteigerte, war so, wie wenn die Zürcher ihre «Wickiana» verkauft hätten.¹²²

Was den Skandal zusätzlich anheizte, war die Tatsache, dass die verantwortlichen Behörden vom Kunstwert der Gegenstände gewusst hatten. Die harsche Kritik betraf neben der rechtlichen Frage, ob eine Behörde überhaupt die ihr anvertrauten Kulturgüter veräussern dürfe, speziell die Art und Weise der Verkäufe. So war bekannt geworden, dass sich neben der Kupferstichsammlung der ETH auch die Öffentliche Kunstsammlung Basel um einen Ankauf bemüht und ein konkretes Angebot vorgelegt hatte – allerdings vergeblich.

Auf die lautstarken Vorwürfe von allen Seiten entgegnete Hans Fehrlin, Bibliothekar der Vadiana, dass die Verkäufe unter dem Zwang der Verhältnisse geschehen seien und es sich dabei um Objekte gehandelt habe, die eigentlich gar nicht in eine Bibliothek passen würden.¹²³ Die Bibel mit der «Mappa mundi», so Fehrlin, habe er zudem auch der Zentralbibliothek Zürich für 5000 Franken angeboten. Doch diese habe mit der Begründung abgelehnt, dass die Mittel zur Erwerbung des Blattes nicht aufzutreiben seien. Erst nach diesen erfolglosen Bemühungen habe der Bürgerrat die Karte um ein Mehrfaches nach München verkauft, «von wo sie in jüngster Zeit nach Washington» gelangt sei. Zum Schluss holte der gekränkte Fehrlin zu einer Breitseite gegen Zürich aus: «Wenn aber die Herren in Zürich wirklich so aufrichtige Anteilnahme für die Freuden und Leiden der st. gallischen Bibliotheken empfinden, so sind sie freundlich eingeladen, diese zu beweisen, indem sie unserer ältesten, der Stiftsbibliothek, das ihr 1712 von den Zürchern entwendete und bis heute noch nicht voll zurückerstattete Bibliotheksgut wieder geben, wie es die Berner schon längst getan.»¹²⁴

Die Beteuerung des Bürgerrates, dass der Erlös des Kunstverkaufs vollumfänglich der Vadiana zugeführt worden sei, wurde sogar in St. Gallen bezweifelt. Bis heute hält sich in der Gallusstadt das Gerücht, dass die Behörde mit dem Erlös aus der Vadian-Bibel mit der «Mappa mundi» für den Kappelhof, den landwirtschaftlichen Gutsbetrieb der Bürgergemeinde, einen «Muni» gekauft habe.¹²⁵

VERLIEBTE UND NOTORISCHE BÜCHERDIEBE

Die Anstellungsbedingungen der Zentralbibliothek schrieben 1915 vor, dass die Beamten dem Direktor mitzuteilen hatten, wenn sie Privatsammlungen anlegten, die den Sammlungsbereich der Bibliothek berührten.¹²⁶ Damit wollte man verhindern,



Wer hat da den Überblick? Bücher- und Zeitschriftenlager im Dachstock der neuen Zentralbibliothek von 1919.

dass die Bibliothekare parallele Privatsammlungen anlegten, und sicher sein, dass sie sich nicht bei den Kostbarkeiten des Hauses bedienten. Es ist nicht aktenkundig, dass Letzteres in der Zentralbibliothek je vorgekommen wäre. In Dänemark hingegen flog 2003 der grösste Kulturgüterraub in der Geschichte des Landes auf – und der Täter war ein Bibliothekar.¹²⁷ Ein Mitarbeiter der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen hatte in seinen 33 Dienstjahren mehr als 3000 kostbarste Bücher entwendet. Da der Diebstahl erst nach seinem Tod ans Licht kam, blieb die Frage nach dem Motiv schliesslich ungeklärt. War es die Liebe zu seltenen Büchern oder waren die Gründe profaner?

Die Beweggründe der in der Zentralbibliothek aktiven Bücherdiebe scheinen durchwegs pekuniärer Natur gewesen zu sein. Wie der dänische Bibliothekar waren sie allesamt unauffällige und zuvorkommende Personen.

Aus Liebe zu alten Karten und zu einer Frau entwendete ein Geologiestudent Anfang der 1920er Jahre zahlreiche grafische Dokumente, vor allem Ansichten und Landkarten.¹²⁸ Der junge Mann hatte Hermann Escher 1921 angeboten, die geologischen Karten aus der Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft zu ordnen. Der angehende Geologe bekam freien Zugang zum Büchermagazin und den Schlüssel zur Verbindungstüre zwischen dem Büchermagazin und der Graphischen Sammlung.



Ausgerüstet mit Gasmasken proben Bibliothekarinnen und Bibliothekare während des Zweiten Weltkriegs die «Evakuation von Büchern» aus dem Lesesaal in den Luftschutzraum der Zentralbibliothek.

Mit der Zeit nahm der dienstfertige Student «den Abwärtsen das Heraussuchen bestellter Blätter aus der Porträt- und Ansichtensammlung» ab und konnte sich dabei für seine eigenen Zwecke ungestört im Magazin bedienen.

Der Diebstahl flog erst auf, als Escher 1923 in einem anonymen Brief darauf aufmerksam gemacht wurde, dass der namentlich genannte Mitarbeiter vermutlich Objekte aus der Zentralbibliothek verkaufe. In den polizeilichen Verhören stellte sich heraus, dass der Bücherdieb aus einfachen Verhältnissen stammte und sein Taschengeld für das Studium nicht ausreichte. Hinzu kam, dass er sich in eine Liebschaft gestürzt hatte, die bei der «Verirrung mitwirkte». Mit den rund 3400 Franken, die der Student aus dem Verkauf des Diebesguts gelöst hatte, kaufte er sich Bücher und Kleider, gab das Geld für Mittagessen aus und finanzierte eine Reise mit seiner Geliebten in die Auvergne.

Wie die Zentralbibliothek mitteilte, hatte sie glücklicherweise einen Teil der entwendeten Objekte wieder aufspüren und zurückkaufen können. «Immerhin erlitt, auch wenn die Hauptsammlung nicht wesentlich geschädigt wurde, die Bibliothek einen nicht unbeträchtlichen Verlust an Doubletten, den aber, soweit nachweisbar, der Vater des Täters deckte. Dieser selbst wurde wegen Diebstahl zu sechs Monaten Gefängnis mit bedingtem Straferlass verurteilt.»¹²⁹

Zu den gravierendsten Diebstählen kam es erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Dies mag Zufall sein. Vermutlich hatte es aber auch damit zu tun, dass die Preise für alte Bücher und Druckgrafik auf dem Kunstmarkt massiv zugelegt hatten.

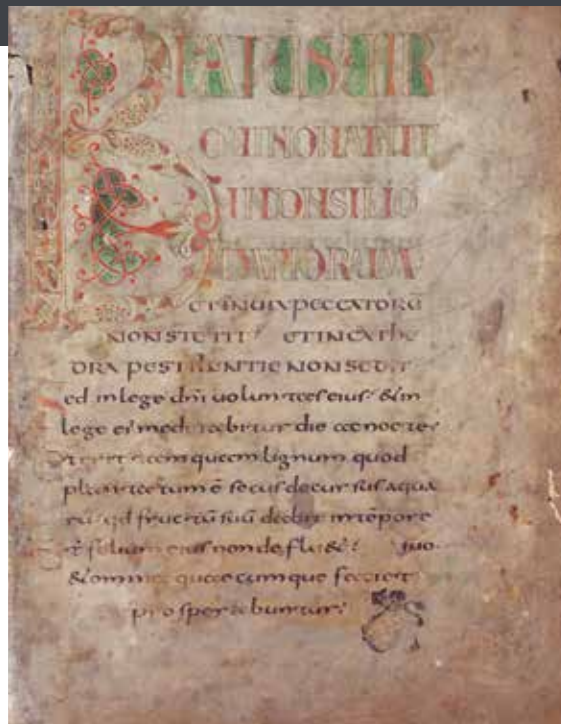
1967/68 entwendete ein 27-jähriger Mann, der sich als Kaufmann ausgab, aus der Graphischen Sammlung der ETH und der Zentralbibliothek mehrere hundert Bilder.¹³⁰ Seine Geschäftsidee bestand darin, Lampenschirme, Schreibunterlagen, Zündholzschachteln und anderes mehr mit Reproduktionen von alten Stichen und Zeichnungen zu versehen und zu verkaufen. Da er glaubhaft machen konnte, auf eine grosse Auswahl von Motiven angewiesen zu sein, wurde ihm erlaubt, die Aufnahmen mit seiner privaten Fotoausrüstung in der Bibliothek selbst zu machen. Durch sein korrektes Verhalten und freundliches Wesen gelang es dem Geschäftsmann, «die spezifische Atmosphäre der Bekanntheit, welche in einem Lesesaal zwischen Personal und regelmässigen Benützen entsteht, zu schaffen». Wie Direktor Paul Scherrer der Bibliothekskommission berichtete, hatte es ihm auch seine Herkunft aus einer angesehenen und vermögenden Familie erleichtert, «sich ins Vertrauen einzuschleichen».

Der junge Mann erschien gewöhnlich mit einer «länglichen Tennistasche oder einer Reisetasche», worin er seine Fotoausrüstung mitführte. Jedenfalls fand sich in diesen Taschen Platz für ein Bündel eingerollter grafischer Blätter oder Zeichnungen, die er auf diese Weise hinausschmuggeln konnte. Dass er die Graphische Sammlung gelegentlich verliess und dabei vermutlich Blätter mitführte, begründete er mit der Notwendigkeit, «sich um sein parkiertes Auto (er besass deren mehrere) kümmern zu müssen».

Wie im Fall des Geologiestudenten flog auch dieser Diebstahl erst auf, als die Objekte auf dem Markt auftauchten. Kurz darauf wurde der Täter verhaftet und gestand, die in der Zentralbibliothek und ETH entwendeten Stiche und Zeichnungen an verschiedene Kunsthändler in der Inner- und Ostschweiz verkauft zu haben. Im November 1968 legte Bruno Weber, der Leiter der Graphischen Sammlung, eine erste Schadensbilanz vor. Insgesamt hatte der Dieb aus der ETH 31 und aus der Zentralbibliothek 618 Blätter im Wert von rund 260 000 Franken gestohlen. Dass er in der ETH nur wenige Blätter mitlaufen liess, erklärte er später damit, dass ihm die Passepartout-Kartons der ETH-Sammlung zu dick waren und sich nicht leicht zusammenrollen liessen. Dies und die grössere Auswahl an Motiven hatten ihn bewogen, sich an die Zentralbibliothek zu halten.



Der echte St. Galler Globus, der älteste erhaltene Erd- und Himmelsglobus der Welt, ist im Schweizerischen Nationalmuseum in Zürich zu sehen. Eine wertvolle Kopie der Zürcher Kriegsbeute steht seit 2009 in der Stiftsbibliothek St. Gallen.



Der «Zürcher Psalter» oder «St. Galler Psalter», eine um 820 bis 830 im Kloster St. Gallen entstandene, künstlerisch geschmückte Handschrift, wurde 2006 von Zürich dem Kanton St. Gallen als Dauerleihgabe zurückgegeben.

Ein notorischer und international aktiver Bücherdieb bescherte der Bibliothek in den 1970er Jahren einen enormen Schaden, der nie ganz geklärt und genau beziffert werden konnte.¹³¹ Der Doktorand der Kunstgeschichte wusste auf jeden Fall sehr genau, welches die wertvollsten Objekte waren. Auch ihm gelang es, nach und nach das Vertrauen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu gewinnen. Nach einer gewissen Zeit begann er die Bücherausgabe mit Bestellungen förmlich zu überschwemmen, sodass man ihm schliesslich den Zugang zum Magazin gewährte.¹³²

Der Fall flog an einem Freitag kurz vor Feierabend auf. Eine Bibliothekarin kam zu Jean-Pierre Bodmer, dem Leiter der Handschriftenabteilung, und zeigte ihm einen Sammelband mit Inkunabeln, in dem der sogenannte Columbusbrief, der erste gedruckte Bericht über die Entdeckung Amerikas, fehlte. Weil das Buch im Sommer 1974 in einer Ausstellung der Zentralbibliothek zu sehen gewesen war, verfügte Direktor Hans Baer, dass Jean-Pierre Bodmer und Georg Bühner unverzüglich alle in der Ausstellung gezeigten Objekte einzeln prüften. Und tatsächlich entdeckten sie weitere Verluste. In einer Ausgabe des Ptolemäus-Atlas von 1482, einem der wertvollsten Kartenwerke weltweit, fehlten sechzehn doppelseitige, kolorierte Karten. Glücklicherweise fand sich darin ein roter Ausleihschein für den Lesesaal mit Name und Adresse des später verhafteten Bücherdiebs.



Das farbige Pergament des St. Galler Erd- und Himmelsglobus befand sich in einer Brockenstube. 2015 erwarb die Zentralbibliothek das Dokument, mit dem die Entstehungsgeschichte der Ikone des Kulturgüterstreits in einem neuen Licht erscheint.



Die mit Holzschnitten illustrierte Ausgabe des sogenannten Columbusbriefs wurde 1494 in Basel veröffentlicht. Es ist der erste gedruckte Bericht des grossen Seefahrers über die Entdeckung der Neuen Welt.

Gemäss einem internen Bericht liess der Täter aus der Zentralbibliothek, vorsichtig geschätzt, rund vierzig bibliophile Werke des 15. bis 20. Jahrhunderts mitlaufen. Ausserdem hatte er aus einer grossen Anzahl weiterer Bände mindestens 150 Holzschnitte und Kupferstiche herausgeschnitten. Die gestohlenen Werke verkaufte er vor allem auf Auktionen. Die Schadenersatzforderung der Zentralbibliothek an den Täter, der in Deutschland zu einer Freiheitsstrafe von zwei Jahren und neun Monaten verurteilt wurde, betrug schliesslich rund 100 000 Franken – allein für die Werke, deren Entwendung er eingestanden hatte.¹³³

DIE MACHT DES ORIGINALS: DER KULTURGÜTERSTREIT MIT ST. GALLEN

Für die Schätze der Zentralbibliothek interessiert sich vor allem ein akademisches Publikum.¹³⁴ Die Mehrheit der Besucherinnen und Besucher kommt nicht wegen der Spezialsammlungen in die Bibliothek. Sie wollen ein Buch oder ein Medium ausleihen oder suchen einen Platz zum Lernen. Und auf die Frontseiten der Tageszeitungen schaffen es Kulturgüter nur, wenn sie gestohlen oder zu einem Spielball der Politik werden. Dies gelang vierzig Handschriften und einem Globus, um die sich Zürich und St. Gallen elf Jahre lang stritten.

Ein Blick über die Grenze zeigt, dass dieser Konflikt kein Einzelfall war. 2004 verlangte eine Gruppe, dass das berühmte «Book of Lindisfarne» von der British Library an seinen Ursprungsort in die Grafschaft Northumberland im Nordosten Englands zurückgegeben werde. Die kostbare Handschrift, die Anfang des 8. Jahrhunderts im Kloster Lindisfarne entstanden war, kam im 16. Jahrhundert in Privatbesitz. 1753 wurde sie der englischen Nation geschenkt und wird seither in der British Library in London aufbewahrt.¹³⁵ Konfrontiert mit solchen Forderungen nach Restitution, wählte die British Library eine Vorwärtsstrategie. Sie nahm viel Geld in die Hand und realisierte eine hochwertige Digitalisierung. Die virtuelle Handschrift kann heute auf der Website der Bibliothek wie im Original Seite um Seite betrachtet und umgeblättert werden. Das Book of Lindisfarne war das erste Buch der British Library, das in diesem Format angeboten wurde. Nicht zuletzt dank der virtuellen Rückerstattung konnte die Bibliothek ihre gewachsene Sammlung vor dem Verlust bewahren und blieb intakt.¹³⁶ Im Fall von St. Gallen und Zürich kam es zu einer anderen Lösung.

Die Wurzeln des Kulturgüterstreits zwischen St. Gallen und Zürich gehen ins frühe 18. Jahrhundert zurück.¹³⁷ Im Toggenburger oder zweiten Villmerger Krieg marschierten im Frühling 1712 Truppen der reformierten Stände Zürich und Bern im Kloster St. Gallen ein und nahmen als Beute alles mit, was der geflüchtete Konvent zurückgelassen hatte: Vieh, Kornvorräte, Wein, Glocken, die Apotheke, Urkunden und Verwaltungsakten aus dem Archiv, Handschriften und Drucke aus der Bibliothek, Gemälde und einen prachtvollen Erd- und Himmelsglobus. Die Bücher wurden unter den Orten geteilt und nach Zürich und Bern gebracht. Der in seine Teile zerlegte Globus wurde «in wullenen Tüchern wohl eingenäht und in einem Bettdecken-Pfulmen und Küssin» sorgfältig verpackt und von Flawiler Fuhrleuten nach Zürich transportiert, wo er in der Stadtbibliothek in der Wasserkirche öffentlich aufgestellt wurde.¹³⁸

Nach dem Friedensvertrag von Baden im Jahr 1718 erhielt der St. Galler Abt zwar die Hoheit über sein Territorium und die für dessen Verwaltung erforderlichen Unterlagen zurück. Alles Weitere sollte auf dem Verhandlungsweg gelöst werden. Zwischen 1719 und 1721 wurden etwa 5600 Bücher von Bern und etwa 4400 von Zürich nach St. Gallen zurückgebracht. Die Berner erstatteten ausserdem Gemälde sowie ihren Anteil an der Glocken- und Feuerspritzenbeute zurück. Die Zürcher Rücksendung erwies sich jedoch als unvollständig. Es fehlten insbesondere wertvolle Handschriften und Bücher, die in der Stadtbibliothek aufbewahrt wurden und später an die Zentralbibliothek übergingen. In Zürich blieben sowohl der Erd- und Himmelsglobus, ab 1897 als Depositum im Landesmuseum, als auch die Glocken, über deren weiteres Schicksal nichts Genaueres bekannt ist.¹³⁹

In St. Gallen vergass man jedoch nicht, dass ein paar hundert aus dem Kloster verschleppte Objekte in Zürich verblieben waren. Im 19. und 20. Jahrhundert unternahmen der Kanton St. Gallen, der katholische Konfessionsteil sowie Private verschiedene Vorstösse mit dem Ziel der Rückführung des ehemaligen Klostersguts. In

den 1930er Jahren kam es zu einem Teilerfolg für St. Gallen. In einem im Dezember 1931 abgeschlossenen Vertrag überliess das Zürcher Staatsarchiv dem St. Galler Stiftsarchiv, also nicht der Stiftsbibliothek, eine Reihe genau bezeichneter Archivalien. Als Kompensation wechselten dafür in St. Gallen aufbewahrte Tschudi-Handschriften und weitere Dokumente nach Zürich.¹⁴⁰

Mehr als sechzig Jahre später brachte ein Mitarbeiter der St. Galler Stiftsbibliothek das Thema wieder aufs Tapet. Die Medienberichte über die deutsch-russischen Kulturgüterauseinandersetzungen veranlassten ihn 1995, an die in Zürich befindlichen Schätze aus dem ehemaligen Kloster zu erinnern. Sein Hinweis wurde prompt politisch aufgenommen. Im Frühling 1996 ersuchte die St. Galler Regierung den Zürcher Regierungsrat, Verhandlungen über die Rückgabe der Kulturgüter aufzunehmen. Die gegensätzlichen Positionen waren rasch bezogen: St. Gallen machte den Vorschlag, gemeinsam ein unabhängiges Schiedsgericht zu bestellen und sich dessen Spruch zu unterwerfen. Zürich widersetzte sich diesem Ansinnen mit dem Hinweis, im massgeblichen Badener Friedensvertrag sei von einer Rückgabe des sankt-gallischen Bibliothekguts nicht die Rede. Und so kam es zu einem erbittert ausgetragenen Streit um die Kulturgüter.¹⁴¹

Obwohl mittelalterliche Handschriften heute vor allem für die Forschung von Bedeutung sind und es eigentlich egal sein könnte, ob diese nun in Zürich oder in St. Gallen liegen, standen für die Zentralbibliothek zentrale Sammlungsgegenstände auf dem Spiel. Im Endeffekt ging es – wenn man den Globus ausklammert – um vierzig wertvolle Handschriften, die sie seit rund 300 Jahren als ihr Eigentum betrachtete. Genauer um siebzehn mittelalterliche, 22 frühneuzeitliche Handschriften und eine handgezeichnete Karte der Fürstabtei St. Gallen um 1700.¹⁴²

Die Frage nach dem Eigentum war schliesslich auch Angelpunkt des ganzen Konflikts: Zürich hatte es, St. Gallen wollte es – und keine Seite gab nach. Als St. Gallen schon drauf und dran war, den Streit vom Bundesgericht entscheiden zu lassen, machten die St. Galler eine Kehrtwende und schlugen vor, den Bund gemäss Bundesverfassung als Vermittler anzugehen. Schliesslich einigten sich Zürich und St. Gallen auf diesen Weg, und im November 2003 nahmen sie Gespräche auf, wie sie in dieser Art in der Geschichte des Schweizerischen Bundesstaats vorher nie stattgefunden hatten.¹⁴³

Im Frühling 2006, nach über dreijährigen Verhandlungen, kam ein Kompromiss zustande. Demnach anerkannte St. Gallen das Eigentumsrecht an den Kulturgütern, die «auf Grund der Ereignisse von 1712 im Besitz zürcherischer Institutionen und des Schweizerischen Landesmuseums» sind. Zürich seinerseits akzeptierte die «Identitätsrelevanz» der Objekte und überliess schliesslich St. Gallen die obgenannten vierzig wertvollen Handschriften «im Rahmen einer unentgeltlichen Leihgabe», die frühestens nach 38 Jahren zurückgerufen werden kann. Im Gegenzug erstellte die Stiftsbibliothek anschliessend für die Zentralbibliothek Digitalisate sämtlicher ausgeliehener Handschriften.¹⁴⁴ Darüber hinaus liess der Kanton Zürich für rund

860 000 Franken eine Kopie des Erd- und Himmelsglobus anfertigen, um ihn St. Gallen zu schenken. Die Übergabe erfolgte am 21. August 2009 in St. Gallen.¹⁴⁵

Für Direktor Hermann Köstler und die Angestellten der Bibliothek war der Kulturgüterstreit eine äusserst emotionale Angelegenheit, in der beide Institutionen mit gegenseitigen Vorwürfen nicht sparten. Eine Rückgabe der Kulturgüter kam für die Zentralbibliothek wie auch für die Bibliothekskommission nicht in Frage.¹⁴⁶

Direktion und Kommission stellten sich auf den Standpunkt, dass die Handschriften Eigentum der Zentralbibliothek seien und sie diese gemäss Statuten nicht weggeben dürfe, ohne sich rechtlich schuldig zu machen.¹⁴⁷ Als Argument gegen die Rückführung wurden die konservatorisch «bedenklichen» Verhältnisse in St. Gallen angeführt: Es sei «eine Schande», wie die Schätze der Stiftsbibliothek aufbewahrt würden, in nicht klimatisierten, schlecht isolierten Räumen. In ihrem heutigen baulichen Zustand sei die Stiftsbibliothek nicht der richtige Ort zur sachgerechten Aufbewahrung von Handschriften.¹⁴⁸ Die Bibliothekarinnen und Bibliothekare ärgerten sich vor allem über die ihrer Ansicht nach von den Sankt Gallern «schlampig» zusammengestellten Listen mit den zurückgeforderten Handschriften, in denen sie verschiedene falsche Zuweisungen feststellen konnten.¹⁴⁹

Als die Einigung in Bern zustande gekommen war, fand Anfang April 2006 eine ausserordentliche Sitzung der Bibliothekskommission statt.¹⁵⁰ Regierungsrätin und Kommissionspräsidentin Regine Aepli informierte die Mitglieder über den erreichten Kompromiss. In der Kommission waren die Meinungen geteilt. Für die Gegner des Abkommens stand die Zentralbibliothek als Verliererin da. Ein Votum ging dahin, dass mit der Dauerleihgabe eine «unschweizerische Lösung» getroffen worden sei. Faktisch gehe das Eigentum der Zentralbibliothek doch an die Stiftsbibliothek über, «womit der Auftrag des Stiftungsrates, die Sammlung der ZB zu fördern, den Ansprüchen der Konsenspolitik untergeordnet werde».

Schliesslich stimmte die Bibliothekskommission der Vereinbarung jedoch deutlich mit sechs zu drei Stimmen zu. Der enttäuschte Hermann Köstler gab zu Protokoll, dass dies «ein schwarzer Tag» für die Zentralbibliothek sei und der Stiftungsrat seiner Stiftung schwer geschadet habe. Bittere Realität wurde dieser Tag, als am 25. September 2006 die vierzig Handschriften von Zürich nach St. Gallen transportiert wurden.¹⁵¹

Obwohl die Wunden inzwischen verheilt sein dürften, schwingt in Gesprächen mit langjährigen Angestellten der Zentralbibliothek ab und zu noch eine gewisse Bitterkeit über den Ausgang des unseligen Kulturgüterstreits mit.¹⁵²

VON DER SCHATZHÜTERIN ZUR VERMITTLERIN: DIE DIGITALE BIBLIOTHEK

Im Februar 1962 ging die Zentralbibliothek mit der «Foundation for Reformation Research» in St. Louis die Vereinbarung ein, von den Handschriften des Kirchenhistorikers Johann Jakob Simler und des Reformators Heinrich Bullinger Mikrofilme herzustellen.¹⁵³ Ende 1963 hatte die amerikanische Stiftung die ersten 37 Bände der Simler'schen Sammlung verfilmt und wollte nun, wie sie der Zentralbibliothek mitteilte, mit der nächsten Tranche fortfahren, nicht ahnend, dass sich in Zürich Veränderungen abzeichneten. Paul Scherrer war neuer Bibliotheksdirektor geworden, und im Sommer 1963 wurde Joachim Staedtke, der bereits seit 1961 an der Erschliessung von Bullingers Schriften arbeitete, fest angestellt. Auf Scherrers Antrag verfügte die Bibliothekskommission im Dezember 1963, dass der Nachlass des Reformators im Hinblick auf die geplante Werkausgabe gesperrt werde.¹⁵⁴ Ein «so hoch qualifizierter» Forscher wie Staedtke, dies die Argumentation Scherrers, dürfe «nicht Gefahr laufen, dass die durch seine äusserst mühsamen und zeitraubenden Vorarbeiten nun leichter erreichbaren Früchte durch mit der Materie vertraute Aussenseiter vorweggenommen» würden.¹⁵⁵ Eine analoge Regelung habe die Kommission 1955 für den Nachlass von C. F. Meyer getroffen, der bis zum Abschluss der kritischen Ausgabe gesperrt sei. Hingegen sollte es nach Scherrer den Amerikanern weiterhin gestattet sein, mit der Verfilmung der Handschriften Simlers fortzufahren.¹⁵⁶

Die neue Regelung wurde unverzüglich der Universitätsbibliothek Basel mitgeteilt, da sie über die Zentralbibliothek hinaus «grundsätzliche Bedeutung» besitze.¹⁵⁷ Mit der Sperrung von Bullingers Schriften für die amerikanische Stiftung habe die Zentralbibliothek, so Scherrer, eine «Fehlentwicklung» rückgängig gemacht: «Persönlich bin ich zwar kein bornierter Nationalist. Aber ich bin der Meinung, dass wir das

Recht auf einen gesunden kulturpolitischen *Sacro Egoismo* haben. Denn im Rahmen des enormen Gewichtsverlustes Europas gegenüber andern Kontinenten und ihren Blöcken sind wir finanziell und personell in erschreckendem Masse die Schwächeren. Was wir als Einziges noch voraus haben, das ist der literarische und kulturelle Besitz zu Vorgängen und Ereignissen, die auf unserem Boden gewachsen sind und die man zureichend nur verstehen kann, wenn man mit unserer ganzen Atmosphäre und unseren zahlreichen Besonderheiten eng vertraut ist. Dieses Patrimonium und «Erstgeburtsrecht» dürfen wir nicht gegen «Linsengerichte» verkaufen oder gar kopflos verschenken.»¹⁵⁸

Die Überzeugung, dass Bibliotheken Schatzhüterinnen des Kulturgutes sind, ist in den letzten fünfzig Jahren einer anderen Auffassung gewichen. Heute stellen die Bibliotheken ihre Schätze und Kostbarkeiten mehrheitlich unentgeltlich ins Netz und machen sie einem breiten Publikum zugänglich. Gleichzeitig entziehen sie damit die wertvollen Originale der Benutzung und bewahren sie sicher im Kulturgüterschutzraum auf. Die Digitalisierung der oft einzigartigen Bestände wird immer mehr zu einer normalen Dienstleistung und in naher Zukunft die Regel sein.¹⁵⁹

Zahlreiche der wichtigsten Objekte der Zentralbibliothek sind bereits heute als hochwertige Digitalisate auf verschiedenen virtuellen Plattformen greifbar. 2007 wurden die vierzig Handschriften, die an die Stiftsbibliothek zurückgingen, digitalisiert und auf www.e-codices.ch, dem 2005 gestarteten Internetportal für Handschriften aus Schweizer Bibliotheken, online zugänglich gemacht. Über die von der Zentralbibliothek mitinitiierten Präsentationsplattformen www.e-rara.ch und www.e-manuscripta.ch sind aktuell über 26 000 Dokumente aus der Zentralbibliothek im Internet zugänglich und es werden laufend neue aufgeschaltet. Mit dem Fachportal www.kartenportal.ch betreibt die Kartensammlung der Zentralbibliothek eine Plattform für sämtliche öffentlichen Kartensammlungen der Schweiz, wo eine grosse Zahl historischer und aktueller Karten aus allen Regionen der Erde recherchiert werden kann.

Seit Anfang 2013 zeigt die Zentralbibliothek auf www.europeana.eu Manuskriptkarten, Photochroms sowie Einblattdrucke und Illustrationen aus der «Wickiana».¹⁶⁰ Ebenfalls seit 2013 ist sie mit weiteren europäischen Institutionen am Netzwerk «eBooks on Demand» (EOD) beteiligt.¹⁶¹ Hier können Interessierte in den beteiligten Bibliotheken vor 1900 gedruckte und urheberrechtsfreie Bücher auf Wunsch und gegen eine Gebühr digitalisieren und als PDF liefern lassen. Gleichzeitig wird das EOD-E-Book in die digitale Bibliothek des Netzwerks aufgenommen und ist anschliessend frei über das Internet zugänglich.

Mit dem gross angelegten Projekt DigiTUR (Digitale Turicensia), für das der Kanton Zürich aus dem Lotteriefonds knapp zehn Millionen Franken zur Verfügung gestellt hat, kann die Zentralbibliothek eine Auswahl ihrer historischen Turicensia-Bestände digitalisieren und online präsentieren. An diesem Projekt, das 2013 für zu-



Mit modernster Technik erstellen Jitka Šebrlová und Myriam Gerber im Digitalisierungszentrum der Zentralbibliothek hochwertige Digitalisate alter Drucke, Handschriften, grafischer Blätter und historischer Karten.

nächst fünf Jahre startete und voraussichtlich bis 2018 dauern wird, arbeiten über dreissig Personen auf befristeten projektbezogenen Teilzeitstellen. Die zur Digitalisierung ausgewählten Handschriften, Landkarten, Musikdrucke, Porträts, Ansichten und alten Drucke werden im hauseigenen Digitalisierungszentrum in eine virtuelle Bibliothek transformiert. Die Abteilung im Tiefparterre des Altbaus hat sich in den letzten Jahren unter der Leitung von Peter Moerkkerk von der ehemaligen Reprstelle zu einem führenden Digitalisierungszentrum in der Schweiz entwickelt. Die Zentralbibliothek hatte den Schritt zur digitalen Reproduktion bereits 1999 getan, als sie die erste Digitalkamera für den stattlichen Preis von 40 000 Franken anschaffte. Inzwischen sind mehrere hoch spezialisierte Scanner für Bücher, grossformatige Ölbilder, Druckgrafik oder Negative im Einsatz.¹⁶²

Unter dem Motto «Masse mit Klasse» läuft der Digitalisierungsvorgang nach klaren Regeln ab. Die zum Scannen bestimmten Dokumente werden von den Spezialabteilungen ausgewählt und anschliessend konservatorisch geprüft, wobei festgelegt wird, wie die teilweise sehr fragilen Objekte gescannt werden dürfen. Für die Sicherung der enormen Datenmenge wurde ein zusätzliches Rechenzentrum mit Servern sowie genügend Speicherplatz eingerichtet. Pro Jahr werden im Digitalisierungszentrum der Zentralbibliothek bis zu 1,5 Millionen Seiten gescannt.

Die Zeiten, in denen die Bibliotheken ihre Preziosen ausgewählten Personen während beschränkter Öffnungszeiten zur Verfügung stellten, sind definitiv vorbei. Mit der Digitalisierung der historischen Bestände hat die Bibliothek neu an Ausstrahlung gewonnen und sich in den letzten Jahren von der gestrengen Hüterin zur aktiven Vermittlerin ihres einzigartigen Kulturgutes gewandelt.

12

Contrapunctus
1.

Clavescimbalum

Contrapunctus 1 aus der «Kunst der Fuge» von Johann Sebastian Bach, herausgegeben in Zürich von Hans Georg Nägeli, 1802.

LK 245



FEST-ABEND

in sämtlichen Räumlichkeiten
der
Tonhalle.



Dienstag den 22. Oktober 1895,
Abends 8 Uhr.



Oeffnung des Pavillons
7 1/2 Uhr.

Eingang Hauptvestibul.

Garderoben

im Hauptvestibul und im grossen
Garderobenvestibul.

H. B. 7

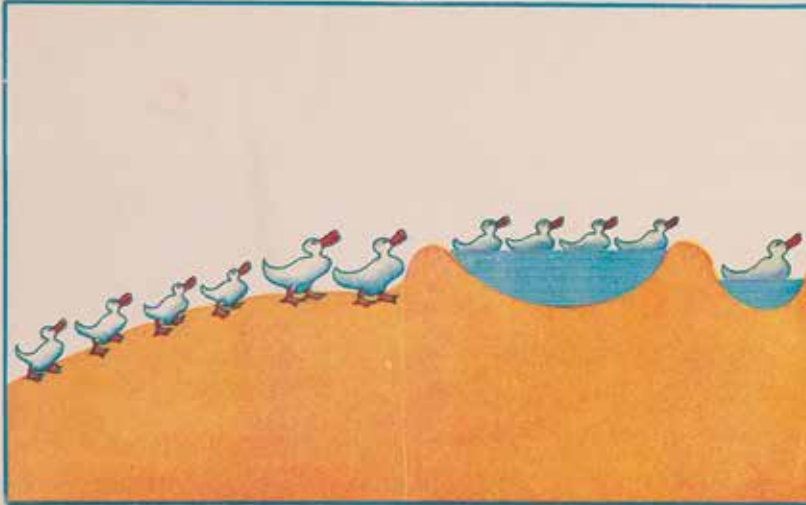
STADTBIBLIOTHEK
ZÜRICH



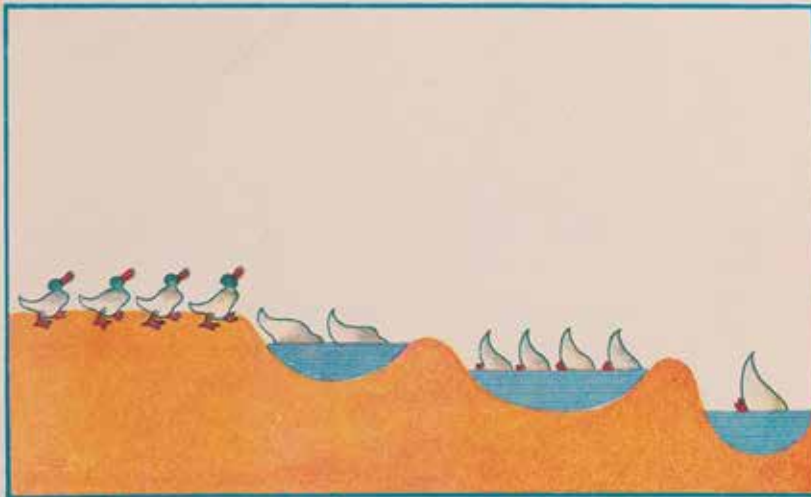
Einladungskarte für den Abschlussabend der dreitägigen
Eröffnungsfeier der Tonhalle, 1895.



Oboe des Zürcher Musikalienhändlers Philipp Joseph Fries, die unter Richard Wagner gespielt wurde, 1850er Jahre.



Al- la mei-ne Ent- fen schwim-men auf dem See,



Köpf-fen in dem Dorf-fen, Schwim-men in der See

Mus. Nr. 6334



Backfischchens
erstes
Herzklopfen.

*Polka-
française*

von
Franz LEHÁR junior.
k. & k. Capellmeister im 25. Infanterie-Regiment

Op. 18.

Preis für Clavier	1	2	3
• Zither	0.80	- 0.48	
• Orchester	1.50	- 0.80	
• Militärmusik	1.50	- 0.90	

*Eigentum der Verlagsabteilung für alle Länder
Alle Vervielfältigungen, Arrangements und Aufführungsrechte vorbehalten*

Verlag der Röder'schen Musikalienhandlung Dessau.
Leipzig, Emil Grude Wien, Albert Jungmann & C. Lech, vormals C. A. Spina

Verlag der Röder'schen Musikalienhandlung

★ DONATOREN ★

Fr.	730 000.	1938	LEGAT DR. HERMANN ESCHER
Fr.	25 000.	1953	LEGAT VICTOR HEROSÉ
Fr.	17 500.	1965	FRAU HELEN DÜRLER-TOBLER
Fr.	10 000.	1976	DR. ANTON SCHMUCKI
Fr.	20 000.	1979	DR. HANS ALBERT KOLLER
Fr.	10 000.	1981	IN MEM. DR. AUGUST KELLER
Fr.	20 000.	1981	FRAU M. FRIEMANN
Fr.	25 000.	1985	KONRAD KAHN
Fr.	25 000.	1985	GZESIAW MAREK
Fr.	11 000.	1986	MARIO KÖNIG
Fr.	10 000.	1990	BANK JULIUS BÄR
Fr.	20 000.	1995	PROF. DR. LUDWIG FORRER
Fr.	10 000.	1997	MARIA MARTHA JUNG
Fr.	10 000.	2002	HOLENIA TRUST
Fr.	100 000.	2008	IN MEM. PHILIPP GEORG MARKUP
Fr.	10 000.	2013	FREUNDE DER ZB

5
EIN
KAMPF
UMSGELD

DIE BIBLIOTHEK UND
IHRE STIFTER

GESUCHT: EIN RETTER IN DER NOT – DIREKTORENWAHL 1962

Anfang Juli 1962 wählte die Bibliothekskommission der Zentralbibliothek einstimmig den sechzigjährigen Paul Scherrer als Nachfolger Ludwig Forrers zum Direktor. «Dr. Scherrer wird gegebenenfalls über die Altersgrenze hinaus im Amte bleiben», hält das Protokoll zur Person des nicht gerade jugendlichen Kandidaten fest. «Seine Aufgabe ist es, die Wege zu bahnen, auf denen später ein jüngerer Kollege weiterschreiten kann.»¹ Er war der vierte Direktor des inzwischen bald ein halbes Jahrhundert alten Hauses und kam aus der Direktion der ETH-Bibliothek; seine ersten beruflichen Erfahrungen hatte er an der Universitätsbibliothek Basel gewonnen, er war also der Welt der Hochschulen eng verbunden. Um die Leitung der Zentralbibliothek hatte er sich erst auf Anfrage hin beworben; die Zahl der Bewerbungen um die ausgeschriebene Stelle war nämlich minimal gewesen. Wer die Verbindung zu Scherrer vermittelte und ihm die Aufgabe schmackhaft machte, ist nicht überliefert. Die Initiative dürfte von einem Universitätsangehörigen ausgegangen sein, denn dort wuchs neuerdings die Unzufriedenheit über den Zustand der Zentralbibliothek. Der Senat hatte im Mai 1961 zu diesem Zweck eine Dreierkommission geschaffen, der mit den Professoren Richard Büchner und Kurt von Fischer zwei Mitglieder der Bibliothekskommission angehörten.

Im August meldete sich Rektor Heinrich Straumann beim Erziehungsdirektor für einen Termin, um ihn über die Tätigkeit der Kommission zu informieren. «Bei dieser Gelegenheit wäre der Unterzeichnete auch in der Lage vertraulich den Namen eines möglichen Anwärters für die Direktorenstelle zu nennen.»² Ob dies Scherrer war, bleibt offen. Im Frühjahr 1962 jedenfalls empfahl Kurt von Fischer ihn nachdrücklich beim neuen Universitätsrektor, dem Biologen und Pionier der Genetik Ernst



Der Bündner Historiker Paul Fravi in einer skurrilen Inszenierung mit der Büste von Ricarda Huch im Portal der Zentralbibliothek, 1973.



Paul Scherrer auf einer Fotografie 1956, Direktor der Zentralbibliothek von 1962 bis 1970.

Hadorn. Scherrer habe grosse Erfahrung und verfüge über «ein ausgezeichnetes Organisationstalent», wenn er auch «einen etwas autokratischen Charakter zu haben [scheine], was aber bei den gegebenen Umständen durchaus in Kauf genommen werden könnte»,³ so schrieb von Fischer, Leiter des Musikwissenschaftlichen Seminars. Wichtig sei, dass nicht etwa – angesichts des Mangels ernst zu nehmender Kandidaten – die Amtszeit von Direktor Forrer provisorisch verlängert oder gar auf Vizedirektor Leonhard Caflisch zurückgegriffen werde. Der seit 1927 im Dienst der Bibliothek stehende Caflisch, Vize seit 1950, machte sich tatsächlich solche Hoffnungen und fühlte sich schwer gekränkt durch die Wahl Scherrers – noch vor dessen Amtsantritt reichte er die Kündigung ein.

Anfang 1963 nahm Scherrer die Arbeit auf. Drei Wochen später stattete er Erziehungsdirektor Walter König, kraft seines Amtes Präsident der Bibliothekskommission und zu jener Zeit auch Regierungspräsident, einen Besuch ab, um ihn über seine bisherigen Eindrücke zu orientieren. Die dem Gespräch zugrunde liegenden Notizen von seiner Hand halten sein Referat im Telegrammstil fest. Weitere Berichte und Briefe verdeutlichen seine Sicht. Eloquent und differenziert argumentierend fielen Scherrers Überlegungen aus; er nahm kein Blatt vor den Mund.

Die Zentralbibliothek sei, so der neue Direktor, «zu Zeiten Hermann Eschers die unbestritten führende Bibliothek der Schweiz und über die Landesgrenzen hinaus berühmt» gewesen.⁴ «Heute weiss man im Ausland teilweise nicht mehr, dass es in Zürich eine ZB gibt.» Unbestritten sei «die grossartige Substanz des Altbesitzes». Inzwischen aber herrsche im Personal massives Unbehagen. Gegen Jahresende, als sein Einblick sich vertieft hatte, wurde Scherrer gegenüber der Bibliothekskommission

noch deutlicher: Im Personal bestehe tiefe Verdrossenheit, ein «lähmendes Misstrauen gegen die Vorgesetzten», eine «Minimalisten»-Einstellung, deren Überwindung viel Zeit kosten werde. «Es muss [...] unbedingt vermieden werden, dass unser Berufsstand zu einem Sammelpunkt kauziger und geistig lahmer Naturen mit Doktorsgrad, das heisst, offen gesagt, zu einem akademischen Ausschussberuf wird.»⁵

Der Rückstand gegenüber anderen Hochschulbibliotheken – Scherrer erwähnte die von Basel und der ETH, die er beide gut kannte – sei enorm, das Inventar ebenso veraltet wie die Organisation, das Gebäude düster. «Es bedarf einer grossen Anstrengung, um aufzuholen. Wir haben keine Zeit zu verlieren.» Die Universität Zürich werde erheblich geschädigt durch diesen Zustand, der einzig durch wesentlich erhöhte finanzielle Leistungen der Träger behoben werden könne. Dringlich sei die personelle Erneuerung und Erweiterung, verbunden mit einer Stärkung der akademisch gebildeten Mitarbeiter im Hause. Auf längere Sicht müsse die bauliche Erneuerung folgen. Scherrer richtete einige Hoffnung auf private Sponsoren. Der Rückblick auf die Gründerzeiten am Jahrhundertbeginn brachte ihn darauf, man könne vielleicht «einen neuen Tobler finden». Schon hatte er Kontakt aufgenommen mit Heinrich Blass, der seit langem die Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek (GFZB) präsidierte. Dem ehemaligen Generaldirektor der Schweizerischen Kreditanstalt traute er das Know-how und die nötigen Kontakte zu vermögenden Altzürcher Kreisen zu.

Der Amtsantritt Paul Scherrers war ein besonderer Moment, wie ihm selbst sehr bewusst war. Es ging um eine ausgesprochene Notlage, die zu beheben er sich berufen fühlte. Er blickte auf die Errungenschaften der Vergangenheit und die zutiefst provinzielle Gegenwart – und spannte einen grossen Bogen in die Zukunft. Zuvorderst standen bei ihm die internationale Entwicklung der Wissenschaft und die gefährdete schweizerische Wettbewerbsfähigkeit – zum Beispiel gegenüber Deutschland, wo mit einer enormen Kraftanstrengung die Kriegsschäden behoben worden waren und in jener Zeit die Gründung neuer Hochschulen mitsamt Bibliotheken einsetzte. Gar nicht zu reden von den fernen USA, die in der Welt der Wissenschaft weit nach vorne gerückt waren und deren führende Bibliotheken einst Hermann Escher bei der Gründung der Zentralbibliothek inspiriert hatten.

«Die Zürcher Forschung, Wissenschaft und Universität braucht eine leistungsfähige zentrale Bibliothek. Das ist die Zentralbibliothek im heutigen Sinne nicht»,⁶ bekräftigte Scherrer gegenüber Erziehungsdirektor König im Herbst 1964. Er war nun bald zwei Jahre im Amt, ohne dass die Probleme hätten gelöst werden können. Dabei hatte ihm der Erziehungsdirektor anlässlich des Gesprächs vom Januar 1963 grünes Licht gegeben. Dessen «Aussagen und Weisungen» hatte er seinerzeit lapidar festgehalten: «Geld fehlt nicht. Die Initiative liegt bei Ihnen». Urgenz manifest.⁷ Wenn es dennoch so zäh voranging, waren offensichtlich grundlegende Schwierigkeiten im Spiel. Sie hingen mit der Struktur der Trägerschaft und weiteren Umständen zusammen, die eine nähere Betrachtung verdienen.

DIE STIFTUNG ZENTRALBIBLIOTHEK – EINE UNGEWÖHNLICHE KONSTRUKTION

Die Zentralbibliothek war kurz vor dem Ersten Weltkrieg auf der Basis einer besonderen rechtlichen Konstruktion gegründet worden; sie war und ist bekanntlich nicht einfach eine subventionierte Anstalt von Stadt oder Kanton Zürich, sie entstand als Stiftung, was unter den Hochschulbibliotheken des deutschsprachigen Raums Seltenheitswert hat (1951 wurde die Stadt- und Universitätsbibliothek Bern ebenfalls zur Stiftung umgebaut).⁸ 1910 lag der Stiftungsvertrag vor, der 1914 per Volksabstimmung in Kraft trat. Als Stiftung wies die Zentralbibliothek von Anfang an eine gewisse rechtliche Selbständigkeit auf. Stadt und Kanton waren seit den 1890er Jahren mit einer Fülle von Aufgaben eingedeckt. Das seit 1893 durch die Stadtvereinigung auf einen Schlag zur Grossstadt gewordene Zürich erlebte in jenen Jahren das stärkste je verzeichnete Bevölkerungswachstum. Hinzu kamen, eng damit zusammenhängend, harte soziale Konflikte mit einer nie gesehenen Zahl von Arbeitskämpfen; 1912 endete ein lokaler Generalstreik mit Militäreinsatz. Es gab also Sorgen, die weit dringlicher waren als ein Bibliotheksbau. Was die Einrichtungen der höheren Bildung betraf, genoss ohnehin die Universität den Vorrang, wo die räumlichen Verhältnisse – sie war bis dahin Untermieterin im Gebäude der ETH – ebenfalls untragbar geworden waren. Auf die kantonale oder städtische Finanzierung einer grossen, alle Zürcher Bibliotheken vereinigenden «Centralbibliothek» zu bauen, die einige unermüdliche Pioniere seit Jahren propagierten, war angesichts dieser Umstände vermessen. Hoffnungen richteten sich hingegen auf private Sponsoren. «Der Gedanke, hochmögliche Gönner für einen Bau zu gewinnen, dürfte in den Bibliotheksgremien entstanden sein», urteilt Jean-Pierre Bodmer.⁹ Dies betraf die Bibliotheken von Stadt, Kanton und ETH.

Mit den ab 1902 in Aussicht gestellten privaten Spenden des Physikprofessors und reichen Erben Adolf Tobler und anderen, die sich anschlossen, verbesserten sich die Chancen, dass es nun bald zu einer Lösung der Bibliotheksfrage kommen würde. Es sollte aber auch jetzt noch lang genug dauern. Das in Aussicht gestellte Geld führte im Juli 1903 zu einer Konferenz unter Leitung der kantonalen Erziehungsdirektion – die beiden mit eingeladenen Stadträte hatten sich entschuldigt wegen Vorbereitung auf das Eidgenössische Turnfest, ohne auch nur eine Vertretung abzuordnen.¹⁰ Die Konferenz konstituierte sich als Kommission und delegierte im März 1904 die Arbeit an den konkreten organisatorisch-institutionellen Fragen an eine kleine und damit handlungsfähigere Subkommission. Diesem Gremium gehörten der kantonale Erziehungsdirektor, ein Stadtrat, die Leiter von Stadt- und Kantonsbibliothek sowie als juristischer Berater Professor Hermann Ferdinand Hitzig von der Universität Zürich an.¹¹ Escher war derjenige, der den Gedanken einer Stiftung in die Runde einbrachte. Gemäss seinen Erinnerungen hatte ihn sein Cousin Heinrich Wyss, damals zweiter Bibliothekar der Stadtbibliothek und Mittelschullehrer, darauf gebracht. Er war zunächst skeptisch gewesen, bei näherer Prüfung aber leuchtete ihm diese Lösung als zweckmässig ein. «Voraussetzung war freilich Gleichheit von Rechten und Pflichten zwischen den beiden vertragschliessenden Parteien des Kantons und der Stadt.»¹² Im Rückblick fand er es selber bemerkenswert, wie leicht sein Gedanke durchdrang, ohne dass wesentliche Einwände laut wurden. Dies mag damit zusammenhängen, dass das Konzept der Parität in der schweizerischen Rechtstradition nicht unbekannt war; es hatte Vorläufer in den Bemühungen um einen Ausgleich im oftmals spannungsvollen Verhältnis der beiden Hauptkonfessionen; und es wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert verschiedentlich beigezogen in der Hoffnung, die wachsenden sozialen Konflikte der bürgerlich-industriellen Gesellschaft bändigen zu können.¹³

Auf dieser Basis entstand ein Entwurf, den Erziehungsdirektor Heinrich Ernst 1908 durch eine Zweiteilung modifizierte: einerseits die vertraglich geregelte zentrale finanziell-organisatorische Aufgabenteilung zwischen Stadt und Kanton, die wegen der involvierten Summen auf beiden Seiten die Volksabstimmung zu bestehen hatte, andererseits die Statuten mit Einzelheiten zu Tätigkeit und Organisation der Bibliothek, welche die Regierungen selbständig erlassen konnten. Am kompliziertesten war ein beidseits akzeptabler Ausgleich der materiellen Interessen. Dies bezog sich namentlich auf den Wert des Amthausplatzes, den die Stadt einbrachte, und den Chor der Predigerkirche, bisheriger Standort der Kantonsbibliothek, den der Kanton beisteuerte. Es war klar, dass die Vorleistungen der Stadt grösser waren, im Hinblick auf den Wert des Platzes wie auch der Sammlungen in der Stadtbibliothek. Was die Sammlungen betraf, offenbarte sich der praktische Nutzen des Paritätsgedankens: Jeder Versuch einer rechnerischen Wertbestimmung hätte in schwer lösbare Probleme, verbunden mit weiteren Verzögerungen, geführt.



Abstimmung über die Schaffung der Zentralbibliothek 1914. Empfehlung auf der Frontseite der «Neuen Zürcher Zeitung», 27. Juni 1914.

DIE VOLKSABSTIMMUNGEN

Die beiden Regierungen konnten 1913/14 den jeweiligen Parlamenten eine attraktive Vorlage präsentieren, um sie danach der Volksabstimmung zu unterbreiten. «Den Bibliotheken ergeht es wie allen anderen Institutionen öffentlicher oder geschäftlicher Art. Die Konzentration liegt im Zuge unserer intensiv arbeitenden Zeit: ihr zu widerstreben ist nicht möglich, ausser auf Kosten der eigenen Wirksamkeit.»¹⁴ So lauteten im Oktober 1913 die empfehlenden Worte des Stadtrats, der zugleich bekannte, dass ein Übergang ins volle Eigentum von Stadt oder Kanton die «klarste Lösung» gewesen wäre. Nur die Unwahrscheinlichkeit, «dass einer der Besitzer seine Bibliothek dem andern zu Eigentum abtreten werde», hatte zum Kompromiss der Vereinigung in Form einer Stiftung geführt. Ein beträchtlicher Teil der zu erwartenden Kosten für den Bau war von privaten Spendern aufgebracht worden. Sie deckten mehr als die Hälfte, nämlich 750 000 Franken, der auf 1,4 Millionen Franken veranschlagten Summe.¹⁵ Trotz der erkennbar höheren Beanspruchung der städtischen Leistungsbereitschaft ging die Bibliotheksvorlage im Dezember 1913 im Gemeinderat einstimmig durch.¹⁶ Auch im Kantonsrat waren kaum Einwände laut geworden; er stimmte im Februar 1914 mit 126 zu 11 Stimmen zu. Um die regionalen Interessen auszubalancieren und eine allfällige Gegnerschaft zu neutralisieren, hatte die Regierung zu einem Trick gegriffen und ein gemeinsames Abstimmungspaket für Zentralbibliothek und drei Krankenanstalten geschnürt – die Frauenklinik in Zürich, das Kantonsspital Winterthur, die psychiatrische Anstalt in Rheinau. Der Anteil der Bibliothek am beantragten Kredit von 3,361 Millionen betrug nur 425 000 Franken. Heute wäre eine derartige Vorlage rechtlich unzulässig. Ein Kritiker aus Wädenswil hielt den Ausbau der Krankenanstalten für dringlicher. Die Arbeitervertreter aber akzeptierten die Vorlage, was nicht selbstverständlich war; den Neubau der Universität hatten sie 1909 bekämpft. Ein starkes Argument lag darin, dass man im Falle der Ablehnung den Rückzug der privaten Spenden riskieren würde.



Heinrich Mousson
(1914–1929)



Oskar Wettstein
(1929–1935)



Robert Briner
(1935–1951)



Ernst Vaterlaus
(1951–1959)

Die Bibliothekskommission wird vom Erziehungsdirektor bzw. der Erziehungsdirektorin präsidiert.

Eine organisierte Gegnerschaft war nirgends in Sicht; da Meinungsumfragen noch unbekannt waren, blieb ein Element der Unwägbarkeit, ob nicht die stadtfernen Teile des Kantons sich einem Projekt verweigern würden, das so sehr städtisch erscheinen musste. Was «die Haltung des Landmannes» betraf, erinnerte eine Zeitung an Konrad Keller, den vehement stadtfreundlichen Gründer des Bauernbunds in den 1890er Jahren. «Dieser abgesagte Feind aller unnützen Federfuchserie und aller Luxusausgaben von Staat oder Gemeinden ist hie und da im Katalogzimmer und Lesesaal der Stadtbibliothek zu sehen und man freut sich allemal, ihn hier in seine Studien vertieft zu sehen.»¹⁷

Die Volksabstimmung in der Stadt erfolgte zuerst: Dort stand das Bibliotheksprojekt für sich; es wurde am 1. März 1914 gegen nur 26,8 Prozent Nein angenommen. Die kantonale Abstimmung fand am 28. Juni 1914 statt, dem Tag des Attentats in Sarajevo, das den europäischen Krieg auslösen sollte. Die eben vollzogene feierliche Einweihung des neuen Universitätsgebäudes gab der Vorlage Rückenwind. Dennoch fielen die Neinstimmen mit 30,1 Prozent in Anbetracht der Spitalkredite, deren Notwendigkeit weithin unbestritten war, nicht ganz unerheblich aus. Abgelehnt hatten die Bezirke Andelfingen, Bülach und Dielsdorf im Zürcher Unterland, Hochburgen der bäuerlich-demokratischen Opposition, womit zu rechnen gewesen war – die regionale Presse hatte an der Vorlage herumgemäkelt, was einer Empfehlung zur Ablehnung gleichkam. Überraschend kam hingegen die Ablehnung im industriellen Bezirk Uster.¹⁸

Der Realisierung des Projekts stand nun fast nichts mehr im Weg. Eine unberechenbare Verzögerung brachte jedoch der Kriegsbeginn im August 1914. Angesichts der hohen Arbeitslosigkeit in der ersten Kriegsphase beschloss die Bauherrschaft, sich nicht abschrecken zu lassen und im Sinne der Arbeitsbeschaffung mit dem Bau zügig zu beginnen, was sich als kluge Entscheidung erwies: Die Baukosten wären im Zug der allgemeinen Kriegsteuerung bald wesentlich höher zu stehen gekommen als budgetiert. Nun hingegen konnte man so günstig bauen, dass sogar eine Aufstockung des Magazingebäudes möglich wurde, ohne das Budget zu gefährden.



Walter König
(1959–1971)



Alfred Gilgen
(1971–1995)



Ernst Buschor
(1995–2003)



Regine Aeppli
(2003–2015)

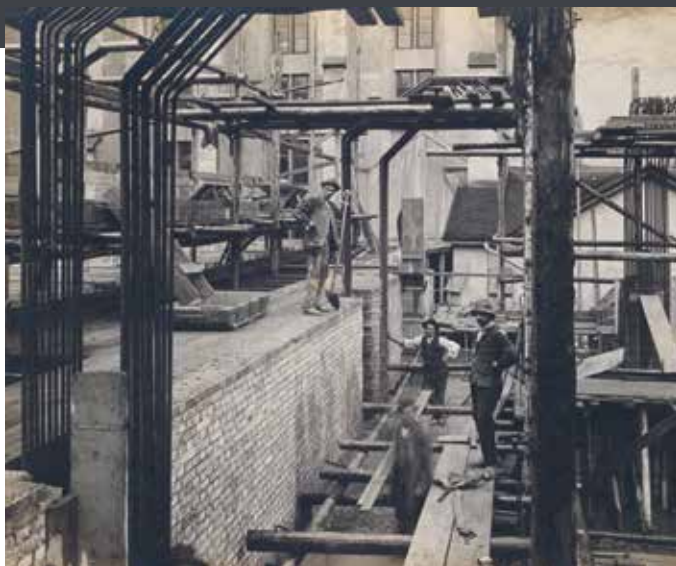


Sylvia Steiner
(2015–)

Betrachten wir Entwicklung und Erfolg des Bibliotheksprojekts im Überblick, so ist trotz des organisatorischen Grundprinzips der Parität unübersehbar, dass der Kanton als politisch übergeordnete Instanz einen gewissen Vorrang einnahm. Auch der Hauptspender Adolf Tobler hatte sich an den Kanton gewandt, nicht an die Stadt. Hermann Escher, der zunächst noch an eine Art Übernahme der Kantons- durch die Stadtbibliothek gedacht haben mag, hatte sich dem Unvermeidlichen zu fügen. Der Erziehungsdirektor nahm bei der Ausarbeitung des Vertrags eine Schlüsselrolle ein. Ihm fiel ganz selbstverständlich das Präsidium der neu geschaffenen Bibliotheks-kommission zu, als diese im September 1914 erstmals zusammentrat. Von einem alternierend mit der Stadt wahrgenommenen Präsidium war erst Jahrzehnte später einmal kurz die Rede; realisiert wurde diese Variante nie. Die Staatskasse funktionierte als Zahlstelle für die 1915 einsetzenden Bauarbeiten, der Kanton prüfte die Rechnungen der Bibliothek. Gesteuert wurde diese vom neu geschaffenen Aufsichtsgremium, der Bibliothekskommission. Sie wurde zur Hälfte vom Regierungsrat ernannt, der darauf den Stadtrat einlud, seine Hälfte zu ernennen.¹⁹ Den Statuten folgend waren es je fünf. Insgesamt sollten es vierzehn werden, zu den Stimmberechtigten kamen noch vier beratend Anwesende hinzu, darunter der Direktor und sein Stellvertreter sowie zwei Vertreter der wissenschaftlichen Gesellschaften, deren Bibliotheken ebenfalls in die Vereinigung eingingen. Ein Ausschuss von vier Mitgliedern (er existiert heute nicht mehr) bereitete die Geschäfte vor; dessen Tätigkeit ist schwach dokumentiert, da die Protokolle wenig aussagekräftig sind.²⁰ Die Hochschulvertreter dominierten in der Kommission, insgesamt waren es sieben; der Erziehungsdirektor hatte ausschliesslich Professoren ernannt. Vonseiten der Stadt kamen zwei Stadträte.

DAS UMFELD: SPONSOREN UND FREUNDE

Der innere Kern des gesellschaftlichen Umfelds, in das die neue Bibliothek zu stehen kam, wird gut umrissen durch den Kreis der Sponsoren sowie durch die Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek (GFZB), die nach dem Krieg ebenfalls beratend in der Bibliothekskommission Aufnahme fand. Die GFZB löste die alte Stadtbibliotheks-gesellschaft ab, der rund ein Fünftel der Mitglieder – bis Ende 1920 waren es 154 – bereits



Massive Armierungseisen für den Neubau der Zentralbibliothek um 1916.



Blick über die Baustelle in Richtung Urania.

angehört hatten.²¹ Sie war als Fördergesellschaft konzipiert, deren Mitgliederbeiträge das Anschaffungsbudget der Zentralbibliothek alimentierten. Jedoch wurde kein Geld überwiesen, die Unterstützung erfolgte in Form eigener, mit der Leitung der Bibliothek abgesprochener Ankäufe. Als Gegenleistung hatten die Mitglieder einen privilegierten Zugang zum Magazin der Bibliothek. Als Sponsoren sind 179 Einzelpersonen sowie 23 Firmen und Vereine nachgewiesen. Unter den Firmen dominierten Banken und Versicherungen; die in Zürich so wichtige Maschinenindustrie und die Seidenindustrie fehlten. Von ausserhalb der Stadt steuerte einzig die Nahrungsmittelfabrik Maggi in Kempththal einen Beitrag bei; Direktor Gottfried Pfister war literarisch interessiert.²² Betrachten wir die Personenkreise in ihrer Gesamtheit, so wird recht deutlich, wie eng die Bibliothek – unabhängig von der politischen Steuerung – immer noch in die städtische Gesellschaft eingebunden war. Von den Sponsoren lebten nur zwölf Prozent ausserhalb Zürichs, darunter ein einziger Winterthurer. Unter den frühen Mitgliedern der GFZB waren es kaum mehr. Die kleine Zahl externer Mitglieder kam überwiegend aus den wohlhabenden Seegemeinden, die sich allmählich zu beliebten Wohnvororten des städtischen Bürgertums wandelten. Der vor allem ländlich-bäuerliche Norden des Kantons, der die Vorlage 1914 abgelehnt hatte, war überhaupt nicht vertreten. Winterthur führte sein Eigenleben und verfügte über eine Stadtbibliothek sowie weitere Kultureinrichtungen, welche in den Augen des lokalen Bürgertums Vorrang genossen. Im Übrigen fallen unter den Sponsoren sechzehn Frauen auf (neun Prozent), ein Kreis, in dem die alten Zürcher Familien dominierten. Wenig überraschend, hatte das bürgerliche Umfeld einen stark bildungsbürgerlichen Einschlag: Rund die Hälfte der Sponsoren waren Akademiker (ein Viertel Professoren); unter den GFZB-Mitgliedern machten die Akademiker sogar zwei Drittel aus – für Universitätsangehörige war die Gesellschaft wegen der Nutzerprivilegien attraktiv.

SCHWIERIGER START UND KNAPPE FINANZEN

Der Vertrag zwischen Stadt und Kanton Zürich war auf zwanzig Jahre abgeschlossen; ab 1934 wäre er mit dreijähriger Frist kündbar gewesen. Zugleich hielt er fest: «Die jährlichen Beiträge des Kantons und der Stadt Zürich werden je für drei Jahre festgesetzt; sie betragen mindestens Fr. 50 000 für jeden der beiden Teile.» Dieser Minimalbetrag war auffällig tief angesetzt, weit unter dem, was für die neue Bibliothek zuträglich gewesen wäre. Die Stifter hatten von Anbeginn das Sparen im Auge. Was aber den dreijährigen Voranschlag betraf, so war dies noch ganz der Erfahrung des 19. Jahrhunderts verpflichtet, als Änderungen von Geldwert und Preisniveau nur langfristig und gemächlich erfolgten. Der Erste Weltkrieg setzte dem ein Ende, das Preisniveau verdoppelte sich innert weniger Jahre. In den frühen 1920er und in den 1930er Jahren kam es krisenbedingt zu einem deflationären Preisrückgang. Die Abwertung des Schweizer Frankens vom September 1936 liess die Preise importierter Bücher dann aber mit einem Schlag um dreissig Prozent steigen (mit Deutschland konnte vorerst eine günstigere Sonderregelung ausgehandelt werden), bevor der Zweite Weltkrieg eine neue und massive Welle der Teuerung auslöste. Die vergleichsweise längste Periode der Geldwertstabilität, die seit 1914 zu verzeichnen war, dauerte von 1948 bis etwa 1961; ab dem Jahr 2000 blieb die Kaufkraft des Frankens ebenfalls wieder recht konstant. Ein separater Buchpreisindex liegt allerdings nicht vor. Dass die Preissteigerungen bei Büchern, vor allem aber bei Zeitschriften, über dem Durchschnitt lagen, wurde auch früher schon erwähnt.²³

Die vertraglich vorgesehenen Voranschläge für drei Jahre blieben unter derart unsteten Verhältnissen unrealistisch. Im Jahr 1930, am Endpunkt einer mehrjährigen günstigen Konjunktur, unternahm Direktor Escher einen Vorstoss, zu einem



Blick von der ETH auf die Zürcher Altstadt in der Zwischenkriegszeit. In der Bildmitte die Zentralbibliothek vor der Predigerkirche, erkennbar am neugotischen Turm.

derartigen dreijährigen Rhythmus überzugehen; das Anliegen gedieh nicht einmal bis zum formellen Antrag bei den Stiftern, bereits Bibliotheks- und Rechnungskommission blockten ab.²⁴ Von 1918 bis 1962 konnte die Bibliothek während 22 Jahren mit Stifterbeiträgen rechnen, die über drei Jahre am Stück oder länger konstant blieben, ohne dass dem eine eigentliche Planung zugrunde lag. Die Beträge mussten, entgegen der vertraglichen Abmachung, immer jährlich bewilligt werden. Die längste Periode der Konstanz reichte von 1936 bis 1941, also von der Frankenabwertung bis in die erste Hälfte des Kriegs, bevor die Teuerung wieder erheblich wurde. Zu einer Reduzierung der Beiträge kam es 1922/23 sowie 1934/35 und 1935/36, ausnahmsweise zweimal aufeinanderfolgend, und dann noch einmal 1961/62. Der Abbau in den 1920er und 1930er Jahren war jeweils bedingt durch scharfe Wirtschaftskrisen, der von 1961 erfolgte mitten in der Hochkonjunktur, war allerdings minim. Häufiger waren die Jahre, in denen das Budget erhöht wurde: Angesichts der immer wieder steigenden Kosten – für den Kauf der Sammlungsgegenstände wie für die Administration – war dies nur zwingend und bedeutete nicht unbedingt, dass real mehr Geld zur Verfügung stand. In einer Zeit anhaltender Teuerung konnte es auch bedeuten, dass man lediglich auf der Stelle trat – oder sogar an der Kaufkraft gemessen weiterhin Rückschläge zu verkraften hatte.

ZUR ERÖFFNUNG EINE KREDITRESTRIKTION

Die Bibliothek war kaum geöffnet, als der Regierungsrat seinen Beitrag Ende 1917 von 80 000 auf 78 000 Franken kürzte; die Stadt zog nach. Das war eine kleinliche Restriktion zum Betriebsbeginn im neuen Gebäude, bedenklich angesichts der massiven Teuerung der Kriegszeit. Der für Neuanschaffungen vorgesehene Betrag von 50 000 Franken war schon im Herbst 1915 um zwanzig Prozent auf 40 000 gekürzt worden, und zwar auf Antrag des Ausschusses der Bibliothekskommission, aus Rücksicht auf die Finanzlage der Stifter.²⁵ Im Frühjahr 1916 musste Direktor Escher dem Universitätsdirektor mitteilen, dass der Betrag noch einmal gekürzt werde auf 35 000 Franken, denn man brauchte das Geld, um den Beitritt des Personals zur städtischen Pensionskasse zu finanzieren.²⁶ Von Kanton und Stadt, die infolge des Kriegs finanziell maximal beansprucht wurden, waren keine zusätzlichen Mittel erhältlich. Die Kürzungen im Anschaffungsbudget fielen vorerst nicht stark ins Gewicht, da die Zahl der deutschsprachigen Neuerscheinungen – ebenfalls kriegsbedingt – stark rückläufig war.

Betrachten wir die Stifterbeiträge im langfristigen Überblick von der Gründung bis in die frühen 1960er Jahre, so fällt die sehr verhaltene Entwicklung auf. Von 1916 bis 1961 kam es, unter Berücksichtigung der Teuerung, zu etwas mehr als einer Verdreifachung der Beiträge. Die Einnahmen des Kantons wuchsen in derselben Periode real auf mehr als das Sechsfache, gemessen an dem zur Verfügung stehenden Geld liess man sich die Bibliothek relativ immer weniger kosten. Die durchschnittlichen Löhne allerdings blieben in der Entwicklung ihrer Kaufkraft noch hinter den Bibliotheksausgaben zurück; sie wuchsen nur auf mehr als das Doppelte. Die grosse Wohlstandssteigerung der 1960er Jahre stand noch bevor. Trotz der verhaltenen Lohnentwicklung hatte die Bibliothek einen wachsenden Teil ihrer Mittel für die Bezahlung des Personals und andere fixe Ausgaben zu reservieren; für die Anschaffungen, eine Kernaufgabe, blieb relativ immer weniger Geld übrig. Nach dem Zweiten Weltkrieg verschlangen die Personalausgaben zeitweise über neunzig Prozent der Stifterbeiträge. Das Gesamtbudget lag höher, sodass die Erwerbungen für die Sammlung nicht ganz stillgelegt waren. Wie man das schaffte, wird noch anzusprechen sein.

Als der initiativere Teil der beiden Stifter ging im Allgemeinen der Kanton mit seinem Entscheid voran. Dies galt in beide Richtungen, beim Abbau der Beiträge wie bei deren Erhöhung. Die Stadt verhielt sich demgegenüber meist defensiv: Noch mag ein überliefertes Gefühl der Verpflichtung gegenüber einer lange Zeit rein städtischen Institution im Spiel gewesen sein, sodass die Initiative zum Abbau der Leistung nicht von dieser Seite kam. Allerdings unterblieben auch Vorstösse zur verbesserten Leistung. Grössere Differenzen mit dem Kanton, die der Verhandlung bedurft hätten, sind keine überliefert. Vertraglich war der Fall ohnehin klar: Die Stifter bewegten sich synchron oder sie bewegten sich gar nicht. Die Stadt zeigte sich passiv-beharrend, aber

auch anpassungsbereit. Einzig für 1945 ist eine Initiative des sozialdemokratischen städtischen Finanzvorstands, Jakob Peter, damals auch Leiter der Rechnungskommission der ZB, dokumentiert, die Bibliothekskommission möge bei den Stiftern Antrag auf erhöhte Leistungen stellen.²⁷ Die Erhöhung fand in dem gewünschten bescheidenen Umfang statt, der die Kriegsteuerung längst nicht ausglich.

Was den Kanton betraf, war schon der Ausgangspunkt vor dem Ersten Weltkrieg nicht glanzvoll gewesen. Die noch relativ junge Kantonsbibliothek litt an Vernachlässigung; die Verhältnisse im alten Chor mit seinen aus Holz gebauten Zwischenböden waren hochgradig beengt, von der Feuergefahr gar nicht zu reden. Im Herbst 1904 hatte Oberbibliothekar Heinrich Weber sich hilfesuchend an den Rektor der Universität gewandt: Die Regierung beabsichtige, den eingesetzten Betrag um mehr als zehn Prozent zu senken, «eine unerhörte Vergewaltigung eines wissenschaftlichen Instituts», gegen die er zu protestieren gedenke.²⁸ 1913 verlangten alle Fakultäten bis auf eine die Erhöhung der Kredite, doch winkte der Erziehungsdirektor ab, momentan werde man damit nur den Ausgang der Volksabstimmung gefährden. Die wenig später als Zentralbibliothek vereinigten Einrichtungen hatten im Durchschnitt der Jahre 1911 bis 1913 jährlich 51 000 Franken für Neuanschaffungen aufwenden können. Escher hielt diese Zahl kurz nach dem Krieg fest: Sie war ein wichtiger Bezugspunkt, um zu bestimmen, wo man angesichts der Teuerung real stand. Die unter dem Druck der Kriegsinflation bewilligten zusätzlichen Mittel der Jahre 1919/20 waren nötig, um das Personal überhaupt noch bezahlen zu können, die Summe für Neuanschaffungen sank weiter und brauchte bis 1925, um den Vorkriegsstand wenigstens nominell wieder zu erreichen. Eine kleine Entlastung brachte der Vertrag mit der Museumsgesellschaft, die sich mit einem Viertel an den Kosten jener Zeitschriften beteiligte, die sie zeitweilig im eigenen Lesesaal auflegte.²⁹

DIE UNIVERSITÄT UND ANDERE INTERESSIERTE

Als unmittelbar betroffene Partei war die Universität eine Instanz, die in gewissen Abständen auf eine bessere Finanzierung der Bibliothek drängte. Aus der politischen Öffentlichkeit oder vonseiten der Presse kam nichts dergleichen, dort gab es immerzu Dringlicheres, es sei denn, Escher spielte der Presse einmal eine Einsendung zu, die den Mangel beim Namen nannte, wie zum Beispiel Ende 1926. «Die Folge ist, dass die Benützer je länger je mehr das Fehlen von wichtigen Werken aus den letzten zehn bis zwölf Jahren feststellen [...]»³⁰ Allzu oft wurde auch die Universität nicht aktiv: Hochschullehrer waren und sind Einzelkämpfer, die sich selten jenseits ihres engeren Forschungsbereichs engagieren.³¹ «Nach gegenwärtigem Teuerungsindex von 160 % würde der Vorkriegskredit von Fr. 51 000 heute über Fr. 80 000 ausmachen.» Faktisch aber stünden nur 64 000 Franken zur Verfügung, weit unter dem Vorkriegsstand. So die Begründung eines Antrags auf Erhöhung der finanziellen

Mittel, den das Rektorat der Universität Anfang 1927 im Anschluss an einen einstimmigen Senatsbeschluss an die Behörden richtete.³² Direktor Escher persönlich hatte bei dem sorgfältig dokumentierten Vorstoss seine Hand im Spiel und benutzte die Universität, um eigene Anliegen zu fördern. Von ihm ging auch eine vergleichende Darstellung zur Personalausstattung der Bibliotheken in Basel, Bern, Genf, Lausanne und Zürich 1931 aus.³³

Weitere koordinierte Vorstösse der Universität erfolgten nach dem Zweiten Weltkrieg und erneut in den frühen 1960er Jahren, als es um die eingangs erwähnte Nachfolge von Ludwig Forrer ging. Auffällig ist die Passivität der Bibliotheksleitung, wo der Informationsstand naheliegenderweise am besten war. Man würde weit mehr Hilferufe zuhanden der Bibliothekskommission erwarten, um auf diesem Weg die Stifter zu erreichen. Doch während dreissig Jahren, in den Amtszeiten der Direktoren Burckhardt und Forrer, herrschte in dieser Hinsicht vorsichtige Zurückhaltung. Als Stadtrat Peter in einem knappen Exposé 1944 die Notwendigkeit erhöhter Leistungen darstellte, schloss Burckhardt sich an und wies höflich darauf hin, dass man auch eine neue Kanzleihilfinnenstelle zur Entlastung der Rechnungsführerin und Direktionssekretärin benötige.³⁴ Rechtfertigend fügte er bei, dass man besonders günstig wirtschaftete. «Vergleichszahlen der Universitätsbibliotheken Basel und Genf sprechen zu Gunsten Zürichs, wo ein wesentlich stärkerer Betrieb prozentual erheblich weniger kostet.» War schon die Bibliotheksleitung zurückhaltend, so agierte die Bibliothekskommission vor allem staatskonform, da Präsident und Vizepräsident Kanton und Stadt repräsentierten: Meist stand das Interesse der Stifter, nicht das der Bibliothek im Vordergrund. Die übrigen Mitglieder der Kommission, so die Hochschulvertreter, blieben mehrheitlich passiv. Im Herbst 1944 zog man ein Gesuch um Nachtragskredite in Betracht, «wenn im Verlauf des Jahres 1945 die finanzielle Situation des Kantons übersehbar sein wird».³⁵ Der erhöhte Mittelbedarf war ausgelöst nicht durch eigene Initiative, sondern durch die neuen Teuerungszulagen der Stadt, denen man sich wie üblich anpasste.

Es war nicht der Direktor, es waren die Stifter, die im Sommer 1945 zur Ansicht gelangten, «dass jetzt die Zeit gekommen sei, eine solide Basis für die ersten Nachkriegsjahre zu schaffen. Das Beitragsgesuch an die Stifter soll eine detaillierte Begründung und Vergleichszahlen von andern schweizerischen Bibliotheken enthalten.»³⁶ Umfangreichere und mit Zahlenmaterial begründete Darlegungen, welches die Bedürfnisse der Bibliothek waren, verbunden mit Rückblick, Perspektiven und vergleichendem Einbezug anderer Bibliotheken, blieben nach der Ablösung Hermann Eschers bis in die 1960er Jahre eine Seltenheit. So hält das Protokoll der Bibliothekskommission im Juli 1947 fest: «Der Direktor belegt die Berechtigung der für Personalausgaben eingesetzten Summen durch statistische Zusammenstellungen betreffend Personalvermehrung und Proportion zwischen dem Anwachsen des Betriebes, Anzahl der beschäftigten Personen und Lohnsummen.»³⁷

Im Sommer 1948 war es wiederum der Präsident, Erziehungsdirektor Robert Briner, nicht der Bibliotheksleiter, von dem der Anstoss ausging, die Stifter um dringend nötige zusätzliche Mittel zu bitten. Direktor Burckhardt erreichte zu dieser Zeit die Altersgrenze; Überlegungen zur Nachfolge waren bis dahin unterblieben, sodass man vorerst beschloss, seine Amtszeit zu verlängern. Die Vorsicht Burckhardts, der sich mit dem Erziehungsdirektor abgesprochen haben dürfte, war wohl Ausdruck seiner Persönlichkeit, mag aber auch eine langfristige Nachwirkung der schwierigen Umstände seiner Wahl gewesen sein. Dabei verhielt es sich keineswegs so, dass er gar keine Ideen gehabt hätte zur weiteren Entwicklung der Bibliothek. Im Hinblick auf einen wünschbaren Erweiterungsbau hielt er im September 1947 ausführlich fest, was es brauchte. Der Raum sei von Anfang an, noch bestimmt durch die Verhältnisse in der ehemaligen Stadtbibliothek, zu knapp bemessen gewesen. Für das Personal wie für die Besucher benötige man dringend mehr Platz, so einen Studienraum für Intensivnutzer, wo die Bücher am Arbeitsplatz stehen bleiben könnten, ein Zimmer zum Diktieren oder Maschineschreiben, ein Besprechungszimmer und anderes mehr. Dies waren durchaus moderne Vorstellungen, deren Realisierung auf sich warten liess.

FINANZIELLE IMPROVISATIONEN

Gebaut wurde noch lange nicht, das kantonale Hochbauamt erklärte sich infolge Arbeitsüberlastung für ausserstande, Baupläne auszuarbeiten – man solle eine Privatfirma anfragen. Die dafür notwendigen 25 000 Franken fehlten. Mit neuen Gestellen liess sich der drohende Raummangel vorerst überbrücken; mittelfristig hoffte man auf den Auszug des Staatsarchivs aus dem Chor, wie in Teil I ausgeführt. Weiter vergrössert hatte sich seit 1939 der Rückstand bei den Anschaffungen. Die angefragten Fakultäten der Universität hatten präzise Hinweise gegeben, was alles fehlte, doch lehnte der Regierungsrat im Juli 1950 unter Verweis auf die Finanzlage eine Bewilligung der benötigten Mittel ab und verwies stattdessen auf die Reservefonds der Bibliothek. So viel Geld – es war die Rede von 100 000 Franken – liess sich dort nicht entnehmen, brauchte man die Reserve doch bereits für die Umstellung der Heizungsanlage von Kohle auf das billigere Erdöl. Erziehungsdirektor Briner brachte den Fonds für Gemeinnützige Zwecke (heute Lotteriefonds) ins Spiel, sodass die Bibliothek dort um die einmalige Bereitstellung von 100 000 Franken bat, als ob es die Aufgabe dieser Einrichtung hätte sein können, für die Bibliotheksstifter einzuspringen. Der Kantonsrat bewilligte den Betrag. Dies änderte nichts daran, dass Voranschlag und Rechnung bald wieder auseinanderklafften: Man hatte zu niedrige Zahlen eingesetzt in der Meinung, gewisse einmalige Ausgaben (Dachreparatur, Arbeiten am Predigerchor, Erneuerung der Heizung, neue Gestelle) seien nun erledigt. Es war eine illusionäre Rechnungslegung, die über den selber konstatierten Nachhol- und Investitionsbedarf hinwegging.

Als bemerkenswert ist der Umstand festzuhalten, dass die Benutzung der Bibliothek seit dem Höhepunkt von 1945 kontinuierlich zurückging. Während der ganzen finanziell so engen 1950er Jahre sanken die Zahlen, was bis 1956/57 dem Rückgang der Studierendenzahlen an der Universität entsprach (ähnlich an der ETH).³⁸ Das Ansehen und die Förderung höherer Bildung waren kleingeschrieben in jener Zeit. 1952 scheiterte der geplante Neubau der Aargauischen Kantonsbibliothek in der Volksabstimmung, was unter Bibliothekaren Aufsehen erregte. Hans Baer, damals noch am Betriebswirtschaftlichen Institut der ETH, konstatierte, dass die Werbung um öffentliches Vertrauen zu den wichtigen bibliothekarischen Aufgaben gehöre. Beim Schulhausbau gehe es allenfalls um die Frage, ob noch ein wenig gespart werden könne. «Beim Bibliotheksneubau – siehe Aarau – kann aber schon die Notwendigkeit bestritten werden.»³⁹

In der Bildungspolitik leitete der sogenannte Sputnikschock 1957 eine Wende ein: Die Erfolge der sowjetischen Raumfahrt wurden weithin als Warnzeichen wahrgenommen, dass der «Westen» durch diesen Leistungsausweis des östlichen Bildungswesens abgehängt zu werden drohe. In den folgenden fünf Jahren, bis 1961/62, stieg die Zahl der Studierenden in Zürich um fast sechzig Prozent, die auch vom Bund propagierte Gründung neuer Kantonsschulen bereitete dem den Weg. Der neue Erziehungsdirektor Walter König engagierte sich ab 1959 stark für eine aktivere Bildungspolitik. In der Zentralbibliothek allerdings nahm die Benutzung 1958/59 sogar noch beschleunigt ab, bevor auch dort wieder ein leichter Aufwärtstrend einsetzte. Die Bibliothek hatte massiv an Prestige und Anziehungskraft verloren. Ein beträchtlicher Teil des Rückgangs wird auch auf den zunehmenden Ausbau von Seminar- und Institutsbibliotheken zurückgehen, mit denen man an der Hochschule den Mangel zu kompensieren suchte: 1966 hatten sie doppelt so viel Geld für Anschaffungen zur Verfügung als die Zentralbibliothek.⁴⁰

RETTUNGSANKER RESERVEFONDS

Wenn die Bibliothek überhaupt noch Mittel für ihre Kernaufgabe bereitstellen konnte, so lag dies an ihren Reserven. Sie bestanden aus dem Stammgut, das nicht angegriffen werden durfte, dessen Erträge aber – soweit vorhanden – verfügbar waren: Sammlungen, Gebäude und die Fonds der ehemaligen Stadt- und Kantonsbibliothek. Da die Kantonsbibliothek bei der Gründung über einen viel kleineren Fonds verfügte, war dieser durch Zuschüsse des Kantons aufzustocken, bis er die Höhe des ehemaligen Stadtbibliothekfonds erreichte. Das war Ende der 1920er Jahre der Fall, seither konnte man die Erträge uneingeschränkt verwenden. Ausserdem war nach dem Tod Adolf Toblers 1923 noch einmal eine grosse Donation von 250 000 Franken eingegangen, die den noch heute bestehenden Tobler-Fonds für besondere Verwendungen begründete. Hinzu kamen so altherwürdige Einrichtungen wie die Stiftung

Schnyder von Wartensee, 1847 vom gleichnamigen Komponisten gegründet und ursprünglich an die Stadtbibliothek angeschlossen. Das Stammgut sollte an sich statutengemäss ausgebaut werden, zum Beispiel durch Vermächtnisse und Schenkungen. Diese blieben allerdings in normalen Jahren klein, sie deckten nicht mehr als ein bis zwei Prozent der Ausgaben. Daneben aber bestand ein Reservefonds, der antastbar war. Fünf Prozent aller empfangenen Mittel der Stiftung waren für dessen Ausbau bestimmt. In den Jahrzehnten der Knappheit stützte sich die Anschaffungspolitik der Bibliothek überaus stark auf diese Reserve und die sonstigen Eigenerträge. Diese Mittel waren an sich bestimmt zur Deckung ausserordentlicher Bedürfnisse (kleine Bauten, Ergänzungen der Einrichtung, Erwerb ganzer Bibliotheken und sonstige besondere Ankäufe) oder zur Deckung von Defiziten (Statuten, § 7); nun aber dienten sie mehr und mehr auch zur Deckung laufender Ausgaben.

Das Gewicht der diversen Eigenmittel ist gut erfassbar, indem man den Anteil der Stifterbeiträge an den Gesamtausgaben in Abzug bringt. Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg deckten diese rund drei Viertel der Ausgaben, ein Viertel stammte aus Eigenmitteln. Als die Letzteren ab Ende der 1920er Jahre uneingeschränkt zur Verfügung standen, entsprachen sie bis in den Zweiten Weltkrieg hinein rund dreissig Prozent der Ausgaben. Dann aber gingen sie kontinuierlich zurück – in den Jahren 1958 bis 1962 deckten sie nur noch dreizehn Prozent. Die Eigenmittel waren infolge der geringen Leistungsbereitschaft der Stifter nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem guten Teil aufgebraucht worden. Ihre von den Statuten vorgeschriebene Mehrung war unterblieben, den Rest besorgte die Geldentwertung. Die Existenz der Reserven stellte offensichtlich eine erhebliche Versuchung für die staatlichen Stifter dar, sich vor ihren Pflichten zu drücken: Meldete die Bibliotheksleitung Bedarf an, so sah sie sich regelmässig auf die Reserven verwiesen.

VERGLEICHE – UND HOFFNUNG AUF PRIVATE SPONSOREN

Der Vergleich mit anderen Bibliotheken ist nicht ganz leicht wegen der höchst unterschiedlichen Rechnungssysteme. Und doch wurde er immer wieder vorgenommen, gerade auch vonseiten der Bibliothek respektive jener Kreise, die ihr wohlgesinnt waren. Besonders intensiv war der Blick nach Basel, dessen Universitätsbibliothek von ähnlicher Dimension war. Schon Hermann Escher hatte immer wieder den Vergleich bemüht, um daraus Argumente zu schmieden gegenüber den Stiftern. Gut vergleichbar war jener Rechnungsposten, der für Anschaffungen zur Verfügung stand. Und da schnitt Basel immer deutlicher besser ab, obwohl Stadt und Kanton Zürich über bedeutend grössere Steuermittel verfügten. Bezogen auf die Einwohnerzahl war allerdings Basel wohlhabender, auch stand der kompakte Stadtkanton seiner Bibliothek relativ näher als der Kanton Zürich mit seinen stadtfernen Bezirken. Das Investitionsloch während und nach dem Zweiten Weltkrieg geriet bei der Zentralbiblio-



Donatorentafel im Vestibül der Zentralbibliothek, Aufnahme 2016.

thek tiefer als bei der Basler Schwesterinstitution; vor allem in den 1950er Jahren zog Basel davon. Bei Zürcher Professoren blieb dies nicht unbemerkt. Der Philologe Ernst Howald wies 1948 mit einem Zahlenvergleich bezüglich der Anschaffungen in der Bibliothekskommission darauf hin. Direktor Burckhardt erwiderte, die glücklichere Lage der Basler gehe wesentlich auf die Spendenbereitschaft der Industrie zurück, die jedes Jahr rund 30 000 Franken zur Verfügung stelle.⁴¹ Die Zahl war ein wenig übertrieben, doch grundsätzlich traf sie den Sachverhalt: Seit den 1930er Jahren spendete die Basler Chemie wachsende Beträge, die allein rund zehn Prozent der Anschaffungen deckten. Keine andere Industriebranche der Schweiz fühlte sich ähnlich intensiv der Wissenschaft verpflichtet.

Immer wieder wurde die Frage laut, ob man nicht auch aus wohlhabenden Zürcher Kreisen zusätzliche Mittel einwerben könne, doch gelang dies nie auf einer dauerhaften Basis, über die sporadischen Donationen hinaus, die auf der bekannten Tafel im Vestibül der Bibliothek ersichtlich sind. Es fehlte auch eine staatliche Förderung, etwa durch steuerliche Begünstigung derartiger Schenkungen. Der langjährige Präsident der Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek, Generaldirektor Heinrich Blass von der Kreditanstalt, dürfte sich durchaus für Schenkungen engagiert haben. Zeichen des Erfolgs blieben jedoch aus. Die «Freunde» mit ihrem eher

bescheidenen Jahresbeitrag von 25 Franken vermochten kein grosses Gewicht in die Waagschale zu werfen. Angesichts der fast permanenten Knappheit an Mitteln entsprach der Wert ihrer Schenkungen während der ersten 25 Jahre (also bis 1942) aber doch ungefähr fünf Prozent des für Anschaffungen zur Verfügung stehenden Betrags. Zwar befanden sich unter den «Freunden» auch einzelne institutionelle Gönner mit freiwilliger Mehrleistung, aber deren Beiträge erreichten maximal hundert oder 200 Franken im Jahr. Weit eher zeigten Firmen und Einzelpersonen sich bereit, den städtischen Bibliotheken der Pestalozzigesellschaft Spenden zukommen zu lassen, die sich im Übrigen von der Stadt genauso vernachlässigt sahen.⁴² Andere Wege zur Einnahmensteigerung der Zentralbibliothek erwiesen sich als problematisch. So erhob man 1923 eine Benutzergebühr von fünf Rappen pro Bestellzettel, was zu einer Sondereinnahme von etwa 14 000 Franken geführt haben dürfte, doch ging damit ein spontaner Rückgang der Bestellungen um rund zwölf Prozent einher, ganz abgesehen davon, dass die Statuten die «unentgeltliche Benutzung» vorschrieben, sodass die Gebührenerhebung zahlreiche Proteste zur Folge hatte.⁴³

Die Zentralbibliothek stand mit ihren Problemen nicht allein. Die Aufwendungen des Kantons für Bildung und Kultur hatten bis zum Ersten Weltkrieg mehr als ein Viertel der kantonalen Gesamtausgaben ausgemacht, dann sanken sie auf rund ein Fünftel, erreichten 1946 einen Tiefpunkt von achtzehn Prozent und begannen erst in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre wieder zu steigen.⁴⁴ Die Last des Stifterbeitrags an die Zentralbibliothek war minim für die kantonalen Gesamtausgaben: Der Anteil halbierte sich zwischen 1930 und 1960 von 0,16 auf 0,08 Prozent. Die Bibliothek war nicht zu teuer, sie litt an mangelnder Wertschätzung. Seit 1919 vermietete die Zentralbibliothek den Predigerchor an den Kanton zur Nutzung durch das Staatsarchiv. Der Mietzins war schon damals mit 15 000 Franken jährlich unterwertig angesetzt worden. Wie ein Fels in der Brandung hielt er der Geldentwertung stand. Erst 1965 erfolgte im Anschluss an die Forderung Direktor Scherrers eine Anpassung, unter Vervierfachung des Mietzinses.⁴⁵ Über mehr als vierzig Jahre hatte sich der Kanton Jahr für Jahr auf Kosten der Bibliothek finanziell entlastet. Es finden sich keine Hinweise, dass die Bibliotheksleitung in dieser Zeit je einen höheren Zins verlangt hätte.

DIE GROSSE BESCHLEUNIGUNG DER 1960ER JAHRE

Was sich in den 1960er Jahren anbahnte, entsprach schon beinahe einer Neugründung der Zentralbibliothek. Rückblickend hielt Direktor Hans Baer dies in einem ungewöhnlichen, ganz aus der Reihe tanzenden Zehnjahresbericht für 1962 bis 1972 fest. Es waren im Wesentlichen die Amtsjahre seines Vorgängers, Paul Scherrer; er selber war 1969 als betriebswirtschaftlicher Mitarbeiter und Vizedirektor hinzugestossen und hatte die Berichterstattung auf ein neues Niveau gebracht: Tabellen und Grafiken hielten in nie dagewesener Präzision die Entwicklung zurückliegender Jahrzehnte fest und dokumentierten den Niedergang nach 1930. Nun aber gingen alle Kurven steil nach oben, insbesondere ab 1965/66. Der Regierungsrat doppelte 1975 nach mit einem Bericht zuhanden des Kantonsrats, der stolz die Leistungen auswies: «Der Staatsbeitrag an die Zentralbibliothek Zürich stieg von Fr. 530 000 im Jahre 1964 auf Fr. 3 935 000 im Jahre 1974 [...]. Es handelt sich dabei um eine bewusste Förderung dieser Institution, die zum einen Teil der Deckung eines Nachholbedarfes diente, zum anderen der strukturellen Verbesserung in Anbetracht der wachsenden Bedeutung der wissenschaftlichen Bibliotheken.»⁴⁶ In keiner anderen Phase hat es ein derartiges Wachstum gegeben. Das lässt kaum erahnen, wie zäh die zu überwindenden Widerstände waren; zum ersten Mal brachen komplizierte Konflikte zwischen Bibliothek und Stiftern auf.

DIE DIREKTION MACHT DRUCK

Noch ganz ohne neu bewilligte Gelder, allein gestützt auf den Rückhalt von Regierungsrat König, begann der neue Direktor Paul Scherrer 1963 mit einem Wirbel von Neuerungen. Sie bezogen sich auf Arbeitsorganisation, Betriebsklima, Verbesserung

des Service, Neueinstellungen und Anschaffungspolitik, aber auch auf die veraltete Einrichtung. Was das Verhältnis zum Publikum betraf, empfahl Scherrer das skandinavische Vorbild, das er gut kannte – seine Frau war schwedischer Herkunft. 1963 wurde der erste Fotokopierer zur Selbstbedienung aufgestellt; es folgte ein Getränkeautomat. Die elektrischen Installationen waren marode, Beleuchtung und Klimatisierung des Lesesaals liessen zu wünschen übrig. 1964 brach infolge Materialermüdung die Aufhängung der Neonbeleuchtung im Lesesaal, zum Glück an einem Sonntag, so dass niemand zu Schaden kam. Der alte Lift gab 1970 mit einem «irreparablen Maschinenschaden» den Geist auf.⁴⁷ Zur selben Zeit gewann man mit dem Einbau einer Kompaktusanlage im Untergeschoss neuen Platz. Die Ausgaben für Gebäude und Mobiliar stiegen sprunghaft.

Kontinuierlich lag Scherrer den Stiftern in den Ohren, welche fundamentalen Rückstände die Bibliothek aufwies. Man laufe Gefahr «auf einen unterdurchschnittlichen, um nicht zu sagen provinziellen Stand» zurückzufallen, wenn nicht umgehend etwas geschehe.⁴⁸ Stichproben hätten ergeben, dass für die Periode 1945–1965 nur etwa die Hälfte der relevanten Neuerscheinungen vorhanden sei.⁴⁹ In der Presse beklagte er öffentlich die Stiftungskonstruktion. «Der Stiftungscharakter erweist sich neuerdings als eigentliches Handicap.»⁵⁰ Die Bibliothek müsse bei den regulären Lohnerhöhungen und Nachzahlungen in die Pensionskasse mithalten, ohne dass ihr entsprechende Budgeterhöhungen zugestanden würden. Kein Direktor war jemals so aufgetreten.

Parallel setzte auch auf der politischen Bühne Bewegung ein. Scherrer wirkte zum Teil aus dem Hintergrund unterstützend mit, indem er die Motionäre mit Material versorgte, ohne dass dies im Einzelnen ganz fassbar wird.⁵¹ Im Oktober 1963 reichte der freisinnige Kantonsrat Alfred Tobler eine Motion ein, die einen umfassenden Bericht über das Bibliothekswesen, die Ausarbeitung eines Gesetzes sowie die Anpassung der Finanzierung verlangte. 1966, 1968 und 1970 folgten weitere Vorstösse mit ähnlicher Zielrichtung. Bis auf das Postulat des Sozialdemokraten Ernst Rosenbusch im Dezember 1966 stammten alle aus der Freisinnigen Partei, die sich an ihre bildungspolitisch aktivere Vergangenheit zu erinnern schien. Im Sommer 1966 beauftragte der Erziehungsdirektor den nunmehr pensionierten ehemaligen Leiter der Stadtbibliothek Winterthur, Emanuel Dejung, ein Gutachten zur Motion Tobler zu verfassen, das im Juni 1967 vorlag. Dejung hatte als junger Mann 1925 bei Escher seine Bibliothekslehre absolviert und erinnerte sich, dass dieser schon damals die räumlichen Verhältnisse infolge «falscher Sparsamkeit» für unzulänglich ansah und auf eine bauliche Erweiterung hoffte.⁵² Vierzig Jahre später stehe dies immer noch aus. In Basel werde gegenwärtig gebaut. «Auch weitere Orte der Mittelschweiz sorgten für Neubauten: Aarau, Solothurn, Luzern, die Landesbibliothek in Bern, Lugano. Dieser Entwicklung gegenüber ist auffallend und fast bedrückend, dass in der gesamten Ostschweiz seit fünfzig Jahren kein Neubau mehr entstanden ist. Das negative Beispiel Zürich hemmte die andern Orte stark.» Ein neues Gesetz hielt Dejung allerdings für ungeeignet. Hingegen

plädierte er für eine Bekämpfung des Wildwuchses in den Institutsbibliotheken der Universität, für eine Verbesserung der Ausbildung und ganz generell für mehr Geld. Die Verwaltung benötigte ein halbes Jahr, um den Bericht Dejung zur Stellungnahme an Direktor Scherrer weiterzuleiten. Dieser war inzwischen chronisch überlastet, er war in jenem Jahr erkrankt und musste beurlaubt werden. Der Bericht blieb unerledigt liegen, nach mehr als drei Jahren verlangte die Erziehungsdirektion, die es unterlassen hatte, auch nur eine Kopie anzufertigen, bei Scherrer die Rücksendung. Die Daten waren inzwischen überholt.

Erst 1975 konnten mit dem eingangs erwähnten Regierungsbericht die diversen Vorstösse abgeschrieben werden. In der Schlussphase der Hochkonjunktur hatten sich die gesetzgeberisch-planerischen Baustellen vermehrt, überall war «Gesamtplanung» gefragt, mit entsprechendem Aufwand an Datenbeschaffung und Vorbereitung. Manches blieb schon auf der planerischen Ebene stecken.⁵³

KONFLIKTE MIT DER STADT

Die hartnäckigsten Widerstände, an denen der Aktivismus von Paul Scherrer auf-lief, lagen nicht beim Kanton, sie lagen bei der Stadt. Dies hing auch damit zusammen, dass er sich betreffend das Personal mit der Stadt auseinanderzusetzen hatte, wie in Teil 3 dargestellt. Im städtischen Schulamt ebenso wie im Finanzamt nahm man den plötzlich einsetzenden Reformeifer an der Zentralbibliothek ohne jeden Enthusiasmus zur Kenntnis. Verlangte Scherrer 1964 dringend die Neueinstellung qualifizierter Mitarbeiter zu konkurrenzfähigen Salären, so verwies Stadtrat Jakob Baur auf die städtische Lohnordnung, der sich die Bibliothek zu fügen habe. Wollte Scherrer die unzulängliche Bezahlung langjähriger Mitarbeiter verbessern, so beharrte die städtische Verwaltung auf der eigenen Überlastung. Das brauche nähere Prüfung, es dauere mindestens ein Jahr, bevor man sich der Frage zuwenden könne; zuerst seien das städtische Personal und die Lehrer an der Reihe.⁵⁴ Der Konflikt eskalierte bald, beide Seiten beriefen sich auf die historische Substanz des Vertrags von 1914 und interpretierten ihn in ihrem Sinn. Der freisinnige Finanzvorstand Ernst Bieri verweigerte im August 1966 höhere Leistungen, «weil der Vertrag über die Stiftung Zentralbibliothek Beitragserhöhungen nur alle 3 Jahre vorsehe».⁵⁵ Diese Begründung hielt sogar Stadtrat Baur, Vizepräsident der Bibliothekskommission, «für rechtlich nicht stichhaltig».

Direktor Scherrer suchte Verbündete namentlich an der Universität. Mit Rektor Eduard Schweizer unterhielt er einen regen Briefwechsel und informierte ihn, mehr und mehr entnervt, über den Gang der Dinge.⁵⁶ Der Senatsausschuss wurde unterstützend aktiv und sprach Anfang 1965 bei Regierungsrat König vor. Scherrer beschwerte sich, die Stadt betrachte die Bibliothek als städtischen Verwaltungsbetrieb. Auch haus-intern sei die Tendenz spürbar, «Reformen zu verhindern und zu verzögern», sodass er vermehrt zum militärischen Befehlston greifen müsse.⁵⁷ Die Stadt beharre auf einem

Krieg der Gutachter

Konfrontiert mit den rechtlichen Ansprüchen der Stadt, die Zentralbibliothek habe sich voll und ganz an die städtische Entlohnungspraxis anzupassen, konsultierte Direktor Scherrer im Sommer 1965 den Juristen Ulrich Häfelin an der Universität Zürich. Der Rektor hatte ihm den Kontakt vermittelt. Häfelin erstellte ein Gutachten, das Scherrer Recht gab: Gemäss den alten Verträgen dürfe die Bibliothekskommission selbständig Entscheidungen treffen. «Es hiesse das Wesen der Subventionen und die Autonomie der Bibliothek völlig verkennen, wenn man aus der Tatsache der Subventionierung ableiten wollte, dass die Subvenienten ein Mitspracherecht bei Besoldungsfragen haben sollten. Mit dem gleichen Recht könnten dann die Subvenienten bei allen Verwaltungshandlungen der Bibliotheksleitung, die Geld kosten, ein Mitspracherecht beanspruchen, was die Selbständigkeit der Stiftung effektiv aufheben und eine verantwortliche Bibliotheksleitung verunmöglichen würde.»

Die Stadt fuhr gleich zweimal mit Gegengutachten auf, welche die Autonomie der Stiftung grundsätzlich in Zweifel zogen. Schon die Weisung zur kantonalen Abstimmung von 1914 sei diesbezüglich missverständlich gewesen, wenn sie Anweisungen an die Mitglieder der Bibliothekskommission durch die Auftraggeber ausschliesse. «Ähnlich verhält es sich, wenn die Bibliotheksordnung (§ 4) von einer Vertretung der Bibliothek «gegenüber» den Stiftern spricht. [...] Es gibt kein «gegenüber» im Sinne eines Interessengegensatzes zwischen Gemeinwesen und öffentlicher Stiftung. Schon die personelle Zusammensetzung der Bibliothekskommission bringt dies zum Ausdruck: Wie sollte dieses Gremium, das theoretisch aus lauter Regierungs- und Stadträten besetzt sein könnte, die Bibliothek gegenüber Stadt und Kanton vertreten.» Das sei auch völlig unproblematisch. «Die Mitglieder der Bibliothekskommission wirken im Auftrag des Gemeinwesens für die Bibliothek; sie haben dem in der Bibliothek verkörpertem «Teilwillen» von Stadt und Kanton nachzukommen, den ausgegliederten Verwaltungszweig also in seiner Selbständigkeit zu verwalten.»

Die Frage blieb rechtlich ungeklärt. Scherrer bestand darauf, er sei gewählt als Direktor der Stiftung, nicht als städtischer Beamter. Regierungsrat König bremste ihn und zielte auf einen Kompromiss: In Besoldungsfragen entscheide die Bibliothek, doch sei die Stadt zu konsultieren. Im September 1965 bedankte Scherrer sich bei Professor Häfelin. «Ich habe trotz der verbindlichen Form, mit der man bestrebt war, dem Stadtrat eine manifeste Niederlage zu ersparen, den Eindruck, dass Ihr Gutachten nachhaltig gewirkt hat.»

Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 10, Gutachten U. Häfelin, 6. September 1965, Gutachten, 17. November 1967; V.L.73., Schachtel 2, Bericht Verena Stadler-Labhart betr. Gutachten Häfelin, 10. November 1966.

schematischen Bürokratismus, der die Rekrutierung von qualifiziertem Nachwuchs behindere. «Ich habe es noch nicht gesagt», empörte er sich im November 1964 gegenüber dem Rektor, «aber nötigenfalls werde ich es noch sagen: ich sei, als ich mich für die Direktion der Zentralbibliothek zur Verfügung stellte, der Meinung gewesen, ich

träte die Direktion der Hochschulbibliothek einer Kulturstadt an [...].»⁵⁸ Mit einem Protest an die Presse gelangen, was ihm vermutlich der Historiker Marcel Beck als Mitglied der Bibliothekskommission nahelegte, mochte er nicht. Stadtrat Baur beharrte darauf, dass Scherrer rechtlich eine neue Praxis einführe, wenn er die gehaltsmässige Einordnung des Personals selbständig vornehme. Scherrer wehrte sich, er halte im Gegenteil an der bisherigen Praxis fest, das sei immer so gemacht worden. Im Juni 1965 erhielt die Bibliothekskommission ein hochoffizielles Dokument des Stadtpräsidenten im Namen des Gesamtstadtrats, das einer Zurechtweisung entsprach. Scherrer beschwerte sich bei Regierungsrat König, man habe ihn auf diesen Posten berufen, um die Bibliothek zu erneuern. «Wenn die Absicht bestand, einen gefügigen Beamten zu gewinnen, so war meine Wahl ein grober Missgriff.»⁵⁹

Fünf Jahre verschliss sich der Direktor in den Konflikten mit der Stadt, die bis zum Gutachterkrieg führten. Der ängstliche Stadtarchivar Guyer erbat angesichts des Machtkampfs zwischen Direktion und Stadtrat beim Stadtpräsidenten «bindende Weisungen», wie er sich in der Bibliothekskommission zu verhalten habe.⁶⁰ Ein produktives Ergebnis für die Bibliothek war nicht zu verzeichnen. Die Kredite wurden schliesslich erhöht, wenn auch längst nicht so umgehend, wie der Erziehungsdirektor dies Scherrer Anfang 1963 angekündigt hatte. Im Übrigen handelte die Stadt auch auf Nebenschauplätzen bisweilen, als ob die Stiftung Zentralbibliothek mit ihrem eigenen Rechtsstatus inexistent sei. Über Jahre war die dringend fällige Aussenrenovation des Predigerchors blockiert, weil die Anhänger einer Freilegung des Chors eine Gesamtlösung zur Realisierung ihres Ziels wollten. Wiederholt protestierte die Direktion, weder Stadt noch Kanton könnten einfach über den Chor verfügen, er sei Bestandteil des eigenen Stammguts und werde für Bibliothekszwecke benötigt. Ausserdem sei der Bau ein Torso, seine Qualität mittelmässig.⁶¹ Zusätzlich angeheizt wurde die Auseinandersetzung, als eine mögliche eidgenössische Subvention ins Spiel kam, die ebenfalls an eine Freilegung gebunden war. Der Energieaufwand war erheblich, die Diskussion drehte sich im Kreis – sie sollte im Zug der Neubauplanung in den 1980er Jahren wieder aufleben.

Hatte Scherrer 1963 den Stiftungscharakter der Bibliotheksträgerschaft öffentlich als «Handicap» bezeichnet, so ging der städtische Finanzvorstand Ernst Bieri im August 1966 einen Schritt weiter. «Nötigenfalls müsse der Vertrag zwischen Kanton und Stadt betr. der Errichtung der Zentralbibliothek Ende 1966 auf Ende 1969 gekündigt werden. Der Kantonbürde der Stadt ständig neue Lasten auf. Zu den Zankäpfeln gehörten die Töcherschule der Stadt Zürich und die Zentralbibliothek.»⁶² Hin und her ging 1967 die Auseinandersetzung um die geforderte Erhöhung des Budgets, das Finanzamt beharrte auf einem geringeren Betrag und einem veränderten Verteilschlüssel – und unterlag schliesslich. Jakob Baur stellte sich gegen den Stadtratskollegen und unterstützte die Bibliothek, indem er daran erinnerte, dass der Verteilschlüssel ein zwingender Teil des Vertrags von 1914 war. Ohne Volksabstimmung war hier nichts zu ändern. So weit war man jedoch noch lange nicht.

ZUM UMBAU DES VERTRAGS – UND DARÜBER HINAUS

Im Sommer 1975 schrieb der Präsident der Bibliothekskommission, Erziehungsdirektor Alfred Gilgen, an den Vizepräsidenten und langjährigen städtischen Schulvorstand Jakob Baur, für das kommende Jahr sei eine Kürzung des Budgets der Zentralbibliothek um 100 000 Franken angebracht, je 50 000 vonseiten beider Stifter. Baur, der in den 1960er Jahren heftige Konflikte mit der Bibliotheksleitung ausgefochten hatte, brachte Einwände zu deren Gunsten vor und versuchte, die Streichung auf die Hälfte zu reduzieren. Doch der Erziehungsdirektor bestand auf dem vollen Betrag. Selbst auf einen Protest aus der Bibliothekskommission hin sah Baur keine Alternative, als sich damit abzufinden. Eine Sitzung von Bibliotheks- oder Rechnungskommission zu diesem Thema hielt er für sinnlos. «Beide Gremien werden bei nächster Gelegenheit von dieser Kürzung Kenntnis nehmen müssen.»⁶³ Die oberste Stiftungsbehörde sah sich vom eigenen Präsidenten vor vollendete Tatsachen gestellt, ohne dass eine Diskussion über Grundlagen und Sinn des Entscheids stattgefunden hätte. Der Betrag, um den es ging, war an sich bescheiden; im Rahmen der kantonalen Gesamtausgaben 1976 von 3,284 Milliarden Franken war er geradezu lachhaft.⁶⁴ Für die Bibliothek bedeutete er hingegen eine Schädigung.

Die kleine Auseinandersetzung steht für einen Zeitenwechsel. Die Jahre der starken Expansion waren vorerst vorbei. Die letzten Jahre der Hochkonjunktur hatten in den frühen 1970er Jahren zu einer rasanten Expansion der Staatsausgaben geführt; es folgte die scharfe Rezession von 1974/75 mit einer nachfolgenden finanzpolitischen Abbremsung. Auch personell hatte sich einiges geändert. 1971 war Direktor Scherrer in den Ruhestand getreten, Vizedirektor Hans Baer wurde sein Nachfolger; Scherrer hatte sich stark für ihn verwendet. Im Erziehungsdepartement war Walter



Direktor Hans Baer und Regierungsrat Alfred Gilgen an der Pressekonferenz zum 350-Jahr-Jubiläum der Stadtbibliothek, 30. Januar 1979.



König im Herbst 1971 durch Alfred Gilgen abgelöst worden, der wie sein Vorgänger der Kleinpartei des Landesrings der Unabhängigen angehörte. Schon 1973 lehnte Gilgen erstmals das vorliegende Bibliotheksbudget ab. Es wurde wieder schärfer gerechnet und härter gefochten um knappe Mittel.

UMKÄMPFTE ZAHLEN UND SCHWIERIGE WAHLEN

Konjunkturrell folgte den Ausnahmejahren der lang dauernden Hochkonjunktur nach dem Zweiten Weltkrieg eine neue Zeit der Unstetheit, die über die Jahrtausendwende hinaus bis in die Gegenwart das Geschehen prägt. Dies bedeutete keineswegs, dass die Zentralbibliothek nun wieder vor langjährigen Zeiten der finanziellen Stagnation stand. Allerdings hatte sie erst mit grosser Verspätung, ab 1965, wirklich Nutzen gezogen vom konjunkturellen Höhenflug und den vollen staatlichen Kassen. Dem folgte ziemlich rasch, in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre, die Abbremsung auf Nullwachstum, dann aber erneut kräftiges Wachstum mit einer Verdoppelung der Stifterbeiträge von den 1980er Jahren bis 1992. Erst mit der Rezession der 1990er Jahre gingen die Stifterbeiträge wirklich markant um mehr als zehn Prozent zurück, worauf sie zwischen 2000 und 2002 rasch wieder darüber hinausstiegen. Ab 2002 folgte eine mehrjährige Stagnation mit zeitweisem Abbau, 2007 bis 2011 eine erneute Ausweitung um etwa sechzehn Prozent, dann wiederum eine Stabilisierung. Es ist davon auszugehen, dass die Bibliothek immer, auch in den besten Zeiten, unterfinanziert war.

Das Grundproblem war ähnlich wie früher: Die Entscheide der Behörden erfolgten oftmals kurzfristig, ohne strategisches Konzept oder ernsthaften Einbezug der Bibliothekskommission als zuständiges Gremium. Die Kommission konnte die jeweiligen Massnahmen nur zur Kenntnis nehmen. Der Mangel an Wertschätzung ging so weit, dass die Stadt zeitweisig ihre zugesagten Beiträge nicht termingerecht überwies.⁶⁵ Mit einem Ausgleich der Teuerung, die bei Büchern, Zeitschriften und



Bankett im Lesesaal, Jubiläum der Stadtbibliothek, Februar 1979.



Gruppenbild mit drei alt Direktoren und dem amtierenden Direktor, von links: Hans Baer, Ludwig Forrer, Paul Scherrer, Hermann Köstler, 1983.

erst recht bei den neuen elektronischen Medien weit über dem allgemeinen Niveau lag, war keineswegs zu rechnen. Dies schuf Planungsunsicherheit und Probleme für die Bibliothek, die sich wie in früheren Zeiten ständig auf ihre Reserven verweisen sah. Erziehungsdirektor Gilgen bezeichnete den Reservefonds als «alten Zopf», drängte alle Jahre wieder auf dessen Auflösung, wobei er die Änderung der Zweckbestimmungen ins Spiel brachte, um einen restlosen Verbrauch zu ermöglichen.⁶⁶ Auf die Seite geschoben war die vertragliche Vereinbarung zum Ausbau der Reserven. Deren übermässige Beanspruchung beeinträchtigte die Gestaltungsfreiheit der Stiftung, wenn auch gelegentlich eine grosszügige Schenkung zu verzeichnen war, so das als Stiftung organisierte Vermächtnis des 1985 verstorbenen Komponisten Czeslaw Marek. Insgesamt hing die Zentralbibliothek hochgradig vom schwankenden Willen der staatlichen Träger ab, sie war dem Diktat von «Kassenlage und politischer Laune» ausgeliefert, wie jüngst der Normalzustand der Bibliotheksfinanzierung im deutschsprachigen Raum charakterisiert wurde.⁶⁷ Als die Bibliothek 1992 vor der riesigen Aufgabe der elektronischen Katalogkonversion stand, verweigerte der Erziehungsdirektor den nötigen Sonderkredit und erwog einen Rückgriff auf den Lotteriefonds, womit man zu den planerischen Notlösungen der frühen 1950er Jahre zurückkehrte.⁶⁸ Im Jahr 1995 schlug Stadtrat Hans Wehrli die Einführung einer Nutzergebühr vor, was man einzig während der scharfen Weltwirtschaftskrise der frühen 1920er Jahre erprobt und aus guten Gründen rasch wieder aufgegeben hatte. Die Bibliotheksleitung rechnete ausführlich vor, wie enorm der administrative Aufwand einer solchen Massnahme wäre.⁶⁹ Man verzichtete darauf.

In manchem ähnelte der regelmässige wiederkehrende Spardruck früheren Situationen. In einem aber hatte sich die Lage verändert: Weder Direktor Hans Baer noch Hermann Köstler, der diesem 1983 folgte, erwiesen sich als derart fügsam wie die



Alt Direktor Hans Baer und Direktor Hermann Köstler an einem Personalanlass, 1990.

Vorgänger zwischen 1932 und 1962. Es war nicht einfach gewesen, einen Nachfolger für Baer zu finden. Der Versuch, ihn zu einer Verlängerung der Amtszeit zu bewegen, war gescheitert.⁷⁰ Hatte sich die Wahl 1970 trotz des wohlbekannten und vorzüglich qualifizierten Kandidaten Baer in die Länge gezogen, weil der «Nicht-Akademiker» auf Vorbehalte stiess, so stand man 1981/82 vor der peinlichen Situation, dass sich zunächst praktisch überhaupt keine in Frage kommenden Kandidaten meldeten. Die Zentralbibliothek mit ihren unzulänglichen und überalterten räumlichen Verhältnissen war offensichtlich kein attraktiver Ort. Zeitweise zog man die Einstellung eines Berufsmilitärs in Erwägung; Erziehungsdirektor Gilgen sichtete die Liste der Rektoren und Prorektoren der Mittelschulen, um wenigstens eine provisorische Lösung zu finden. Erst nach einer zweiten Ausschreibung stand neben zwei hausinternen Kandidaten mit dem aus München kommenden Hermann Köstler ein qualifizierter Bibliothekar zur Wahl.⁷¹ Der neu amtierende und die drei noch lebenden ehemaligen Direktoren unterhielten freundlich-kollegiale Kontakte und trafen sich noch über Jahre zum traditionellen Weihnachtsessen der «Viererbande». Ende 1983 bedankte Scherrer sich bei Köstler für einen Weihnachtsgruss und fügte hinzu, es sei ein Moses gesucht, der die ägyptischen Plagen über die Unterdrücker bringe.⁷²

LASTENAUSGLEICH ZWISCHEN STADT UND KANTON

Seit den 1960er Jahren war die Frage der finanziellen Lastenverteilung im Kanton gelegentlich ins Bild gerückt, vorerst mehr rhetorisch als politisch. Im Jahrzehnt darauf nahm die Diskussion nachhaltigere Formen an. Im Zug der enormen Ausweitung der Agglomeration Zürich wurde die finanzielle Abgeltung der städtischen Zentrumsleistungen zum Thema.⁷³ Die Stadt forderte dringlich eine Entlastung. Ende

1979 kündigte der Erziehungsdirektor in der Bibliothekskommission an, der Kanton werde voraussichtlich in naher Zukunft die Mehrheit der Stifterbeiträge übernehmen.⁷⁴ Im Juli 1980 folgte die Mitteilung, dass der Kanton nach den städtischen Kunstinstituten ab 1981 auch bei diversen Bildungseinrichtungen einen finanziellen Anteil von achtzig Prozent übernehmen werde. Bei der Zentralbibliothek waren allerdings die Verhältnisse infolge der Stiftungskonstruktion komplizierter gelagert, sodass mit einer Lösung nicht vor 1983 zu rechnen war. Im Übrigen kündigte der Erziehungsdirektor bereits an, dass der Kanton mit der erhöhten Leistung auch eine entsprechende Vertretung in den Aufsichtsorganen erwarte.⁷⁵

Direktor Kötler war kaum im Amt, als er sich mit schwierigen rechtlichen Fragen konfrontiert sah. Dem zugestellten Auszug aus dem Protokoll des Regierungsrats war im Februar 1983 zu entnehmen, eine Erhöhung des Staatsbeitrags an die Bildungsinstitutionen sei «mit der Bedingung verbunden, dass dem Kanton ein angemessenes Mitbestimmungsrecht eingeräumt wird». Der Direktor notierte am Rand: «in der ZB schon immer gegeben». Sodann war die Rede von «subventionierten Bildungsinstitutionen» – «ZB ist nicht <subventioniert>», so der Kommentar. Im Sommer folgte der Entwurf einer Gesetzesvorlage. Regierungsrat Gilgen teilte Stadtpräsident Thomas Wagner (FDP), Schulvorsteher Kurt Egloff sowie dem Direktor der Zentralbibliothek mit, wie er sich die Lösung dachte: «Aus zeitlichen und vor allem auch praktischen Gründen wurde darauf verzichtet, den Stiftungsvertrag, in welchem das bisherige Lastenverhältnis festgelegt ist, zu ändern, wofür Volksabstimmungen nicht nur im Kanton, sondern auch in der Stadt erforderlich wären.»⁷⁶ Eine Änderung des Unterrichtsgesetzes sollte das manipulative Vorgehen legitimieren. Den Angesprochenen wurden – mitten im Sommer – acht Tage eingeräumt, dazu Stellung zu nehmen. Ende August wiesen Stadtpräsident und Bibliotheksdirektor den Vorschlag unisono zurück. Beide bezweifelten die rechtliche Zulässigkeit des Verfahrens. «Es wäre in diesem Fall zu Recht zu prüfen», schrieb der Stadtpräsident, «ob der jährliche Beitrag der Stadt Zürich unter diesen Umständen überhaupt noch zweckmässig und angebracht wäre.»⁷⁷ Und der Direktor befand, eine Änderung des Vertretungsverhältnisses in der Bibliothekskommission «würde an den Kern der Selbständigkeit der Stiftung rühren und Geist und Buchstaben bestehenden Rechts widersprechen». Kötler erinnerte an Ulrich Haefelins Gutachten von 1965. «Die dort angegebenen Gründe gegen vermehrte Kompetenzen der Stadt bei Besoldungsfestsetzungen sprechen noch stärker gegen die viel weiter gehenden Vorhaben der kantonalen Verwaltung.»⁷⁸

Der angeblichen Dringlichkeit zum Trotz blieb die Angelegenheit über ein Jahr liegen. Im Herbst 1984 konstatierte der Direktor, dass die Verwaltung ohne Einbezug der Bibliothek und ohne Erstellung eines rechtlichen Gutachtens weitergearbeitet habe. Wiederum blieb eine minimale Frist weniger Tage zur Vernehmlassung. Zentraler Konfliktpunkt war die immer noch beabsichtigte Aufhebung der Parität in der Bibliothekskommission. Dies bedeute, so Direktor Kötler, die faktische Aufhebung

der selbständigen Stiftung. «Die Parität der Stiftungsvertreter war die eigentlich tragende Idee, die Bewertung der Einlagen und finanziellen Verpflichtungen folgte hinterher. Die 1913 ausgesprochenen guten Gründe für die Selbständigkeit der Stiftung Zentralbibliothek und gegen ein Übergewicht an Einfluss durch einen Stifter haben nichts von ihrer Richtigkeit verloren.»⁷⁹ Unübersehbar waren die demokratischen Defizite im Vorgehen des Kantons. «Bei den nunmehr seit 1983 laufenden Verhandlungen wurde die Bibliothekskommission, der Stiftungsrat der Zentralbibliothek, lediglich sporadisch informiert, nie aber ernsthaft in die Gespräche einbezogen, worauf sie ein gesetzlich verankertes Recht hat.» Der Erziehungsdirektor stand gänzlich isoliert da; im Februar 1985 lenkte er ein, die Parität blieb erhalten. Jedoch bestand er im Gegenzug ultimativ darauf, dass das Personal der Bibliothek in Zukunft dem kantonalen Personalrecht und der kantonalen Beamtenversicherungskasse unterstellt werde. In diesem Sinn fiel der Kompromiss zwischen Stadt und Kanton aus.

Das temporäre Zweckbündnis von Stadt und Bibliothek reichte nicht weit. Schon Ende 1982 hatte die Rechnungsprüfungskommission des Gemeinderats beantragt, den für 1983 budgetierten Beitrag der Stadt von 5,3 auf 2,3 Millionen zu reduzieren – als wäre die Änderung des Verteilschlüssels bereits beschlossene Sache.⁸⁰ Dies war nicht realisierbar, es hätte zum Untergang der Bibliothek geführt. Was blieb, war eine Politik der boshaften Nadelstiche. Direktor Köstler beschwerte sich mehrfach über verspätete Auszahlung der städtischen Beiträge. Im Frühjahr 1985 bedankte er sich für einen freundlichen Brief des städtischen Schulvorstands Egloff, wurde dann aber recht deutlich. «Dass Sie Verständnis für meine Sorgen haben, freut mich. Freilich haben diese Sorgen ihren Grund nur darin, dass einer unserer Stifter, die Stadt Zürich, nunmehr im dritten Jahr ihren vertraglichen Verpflichtungen nicht nachkommt.»⁸¹ Vehement, jedoch erfolglos, protestierte der Direktor gegen die Unterstellung unter das kantonale Personalrecht. Damit werde ein bewährtes System unnötigerweise aufgegeben; nicht einmal billiger werde das kommen. «Ich verhehle nicht, dass ich über die Nichtbeachtung dieser Vorstellungen sowohl beim Kanton wie bei der Stadt bestürzt bin.»⁸²

DER ERWEITERUNGSBAU

Parallel zum Umbau der institutionellen Trägerschaft vollzogen sich die gemächlichen Schritte hin zu dem seit langem überfälligen Erweiterungsbau. Im Jahr 1977 wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, der allerdings nur bedingt als öffentlich bezeichnet werden kann: Zugelassen waren vierzehn Architekturbüros aus Zürich und Winterthur.⁸³ In der Ausschreibung wies das städtische Bauamt darauf hin, dass der Platz auch mit dem Neubau nicht ausreichen werde. Es werde bald einen auswärtigen Speicher brauchen, man beabsichtige, «eine von allen grossen zürcherischen Bibliotheken gemeinsam betriebene Depotbibliothek für wenig gebrauchte Altbe-

Kein Geld für die Zentralbibliothek

Aufschlussreich ist ein Vergleich der kantonalen Volksabstimmungen von 1914 und 1986. Beide Vorlagen waren erfolgreich, doch hatte sich die Ablehnung der sachlich überfälligen Investition erheblich vergrössert. Die lang dauernde Vernachlässigung des höheren Bildungswesens durch die politischen Eliten blieb nicht ohne Wirkung auf das populäre Votum.

Ablehnung der Bibliothekskredite nach Bezirken, 1914 und 1986
(Nein in Prozent)

Bezirke	1914	1986
Zürich	11,5	34,1
Affoltern	39,5	42,6
Horgen	33,6	37,2
Meilen	34,0	32,3
Hinwil	43,9	51,8
Uster	65,0	38,7
Pfäffikon	32,8	49,8
Winterthur	14,1	49,1
Andelfingen	50,6	57,1
Bülach	63,7	44,2
Dielsdorf	82,4	49,0
Kanton	30,1	40,5

Der Vergleich zeigt, wie stark die Vorlage 1914 polarisiert hatte: Der Abstand zwischen der maximalen Zustimmung im Bezirk Zürich und der Ablehnung im damals noch sehr ländlichen Bezirk Dielsdorf war enorm. 1986 erscheint das Stimmverhalten vergleichsweise eingeebnet; die Lebensformen hatten sich regional erheblich angeglichen. Auffällig ist die Verschiebung in Winterthur: Bei dem umfassenden Kreditpaket von 1914 fiel der zweitgrösste Brocken an den Ausbau des lokalen Kantonsspitals; 1986 gab es keine derartige Gabe, die Stadt reagierte sehr konservativ und lehnte beinahe ab. Unverändert konzentrierte sich der Widerstand gegen derartige Ausgaben an der ländlich-industriellen Peripherie. Allerdings gab es auch beachtliche Verschiebungen, bald in die eine, bald in die andere Richtung, so etwa in den Bezirken Uster und Pfäffikon.

NZZ, 29. Juni 1914 und 29. September 1986 (der Bezirk Dietikon entstand erst 1989).



Der Neubau von 1917 und der Erweiterungsbau 1994 im Modell.

stände an einen kostengünstigen Standort auszulagern.»⁸⁴ Obwohl bereits Pläne ausgearbeitet worden waren, geriet dieser Aspekt rasch in Vergessenheit; zunächst einmal war das Grossprojekt in der Zürcher Altstadt zu bewältigen. Die politischen Verzögerungen liessen genügend Zeit für eine Bearbeitung des 1978 öffentlich vorgestellten Entwurfs. Die ersten öffentlichen Reaktionen waren wenig enthusiastisch ausgefallen. Im Gemeinderat interessierte der kurzfristig zu erwartende Verlust von Wohnsubstanz mehr als die langfristige Entwicklungsperspektive der Bibliothek. Sozialdemokraten und Vertreter der SVP fanden sich zusammen in der Kritik, dass mit dem geplanten Abbruch der Häuser an der Chorgasse wertvoller, seit langem gezielt vernachlässigter Wohnraum verloren gehe.⁸⁵ Sieben weitere Jahre vergingen. Schliesslich wurden der Baukredit und die Änderung des Vertrags mit einer Neuordnung des finanziellen Verteilungsschlüssels 1985/86 gemeinsam beschlussreif. Im Kantonsrat wurde die Vorlage mit allen gegen eine Stimme, im Gemeinderat mit grossem Mehr angenommen. Der CVP-Kantonsrat Peter Duft beharrte auf der Ausräumung des Predigerchors, ein Vorhaben, das immer wieder seine Liebhaber fand. Mit einem zusätzlichen finanziellen Aufwand von zwei Millionen Franken wurde der besonders umweltfreundliche unterirdische Abtransport des Aushubs der Baustelle geplant: Ein Stollen zum Hirschengrabentunnel der SBB sollte dies ermöglichen. In der Stadt war nur noch partiell Kritik laut geworden: Neben der linksaussen agierenden POCH sprach sich Silvia Ramer, die Vertreterin der SP im Kreis 1, wo die Bibliothek stand, gegen das Projekt aus. Der Ausbau in die Tiefe sei überdimensioniert, ausserdem werde der Platz ohnehin in Zukunft nicht reichen, besser sei eine Verlegung an die städtische Peripherie. Dies überzeugte niemanden, nicht einmal in der eigenen Fraktion.

Im September 1986 fand die Volksabstimmung statt. Die Änderung des Stiftungsvertrags mit dem neuen Verteilschlüssel als zentralem Element fand im Kanton ein Zweidrittelmehr; die Finanzierung des Erweiterungsbaus hingegen stiess mit einer



Blick auf die Baustelle und das alte Verwaltungsgebäude von 1917.

Ablehnung von 40,5 Prozent auf relativ viel Widerstand, wenn man die langjährige Vorbereitung und das einhellige Votum des Kantonsrats danebenhält und berücksichtigt, dass der Bund einen substanziellen Beitrag zu den Baukosten leistete.

NEUES HAUS UND NEUES RECHNEN

Im Frühjahr 1994 zog die Zentralbibliothek aus den Provisorien in den fertiggestellten Neubau. Diverse Rekurse sowie die notwendige Zusatzabstimmung über die Ausräumung des Predigerchors hatten den Baubeginn bis 1990 verzögert. Der zur Abfuhr des Aushubs angelegte unterirdische Stollen war infolge der Verzögerung nie zum Einsatz gekommen; sein angeblicher Beitrag zum umweltfreundlichen Bauen beruhte ohnehin auf Fehlüberlegungen. Sein Unterhalt verursacht der Bibliothek noch heute Jahr für Jahr Kosten. Der Fund von Resten der mittelalterlichen Stadtmauer drohte neue Verzögerungen zu bringen.

Mit dem nach Jahrzehnten endlich erreichten Ziel des Erweiterungsbaus war man einen Moment lang stolz und glücklich. Allerdings hatte das städtische Hochbauamt, das für den Bau verantwortlich zeichnete, der Bibliothek ein von dieser unerwünsch-



Luftaufnahme der Baustelle, 1990.

tes Regalsystem aufgezwungen, weil das Angebot billiger war. Die jahrzehntelange Erfahrung der Bibliothekare wurde in den Wind geschlagen. Sogar das Angebot der Bibliothek, die Kostendifferenz aus eigenen Mitteln auszugleichen, wurde abgelehnt. Rasch gab es massive Probleme mit den neuen Regalen, die der Belastung nicht gewachsen waren. Die Garantiefrist lief ungenutzt ab, ohne dass der Hersteller behaftet worden wäre, da das Hochbauamt sich nicht beizeiten darum kümmerte.⁸⁶ Schlimmer waren die Wassereinbrüche in den Untergeschossen. Der Direktor hatte seit 1983 vergeblich dafür plädiert, ein Alarmsystem einzubauen.⁸⁷ Das Problem der Wasserschäden erwies sich als unlösbar, da eine Aussensanierung der Gebäudehülle unmöglich war; sie dauern bis in die Gegenwart an. Die Bauabrechnung konnte infolge der zahlreichen Mängel erst nach zehn Jahren abgenommen werden. Die Bibliothek hatte diese aus Eigenmitteln beheben müssen, obwohl der Baukredit nicht voll ausgenutzt worden war. Die einst so sparbeflissenen Vertreter der Stadt sprachen sich nun gelegentlich gegen weitere Sparmassnahmen aus, was ihnen leicht fiel, seitdem die Stadt nur noch zwanzig Prozent der Kosten trug.

Gegen Ende der 1990er Jahre erfolgte eine Umstellung im System der Budgetierung. Nach den Regierungsratswahlen von 1995 war der Grundsatzentscheid gefal-



Freigelegte Reste der mittelalterlichen Stadtmauer, 1990.

len, die kantonale Verwaltung gemäss New Public Management (wirkungsorientierte Verwaltungsführung) zu reorganisieren.⁸⁸ Ende Jahr erkundigte sich Ernst Buschor, Nachfolger des nach 23 Jahren ausgeschiedenen Alfred Gilgen, wie gross der Anteil der Bibliotheksnutzer von der Universität sei, da er sich überlegte, den kantonalen Beitrag an die Zentralbibliothek ins Globalbudget der Universität zu verlegen. Der Anteil war zu wenig hoch (nur etwa ein Drittel), um diesen Gedanken weiterzuverfolgen. Seine Umsetzung hätte erneut der bescheidenen Autonomie der Stiftung den Garaus gemacht. Seit 1999 verfügt auch die Zentralbibliothek über ein Globalbudget, das sich am Vorbild der Universität orientiert. Dieses Planungs- und Finanzierungsinstrument bietet gewisse Freiheiten in der Verteilung der Mittel. Die neuen Rechnungslegungsvorschriften des Kantons von 2008 verursachten allerdings – entgegen der Rede von Effizienz und Sparsamkeit – erheblichen zusätzlichen Aufwand.



Reste der Stadtmauer, die im Untergeschoss des Neubaus erhalten blieben.

«Damit ist die ZB vom Allzweck-VW auf den Mercedes umgestiegen, ohne operativ Vorteile gewonnen zu haben», kommentiert der interne Jahresbericht mit milder Ironie.⁸⁹ Nach einigem Verhandlungsaufwand war immerhin erreicht worden, dass eingesparte Mittel nicht automatisch an die Geldgeber zurückfallen, sondern in die Eigenmittel der Bibliothek übergehen.

Seit 2007 vollzog sich ein sanfter institutioneller Umbau der Bibliothekskommission, der sich zugleich als Professionalisierung wie als Verstärkung des staatlichen Zugriffs charakterisieren lässt. Die schon in den Gründergremien vor 1914 so wichtigen und seither in der Bibliothekskommission immer überaus stark vertretenen Universitätsprofessoren, die sich meist wenig um die Geschäfte gekümmert hatten, wurden abgelöst durch eine stärkere Präsenz von Fachbeamten aus verschiedenen Ämtern von Stadt und Kanton. Der politische Wechsel in der Leitung der Erziehungs-



Die kooperative Speicherbibliothek in Büron, Kanton Luzern, 2016.



Voll automatisiertes Hochregallager in der Speicherbibliothek, 2016.

Die kooperative Speicherbibliothek

Wenige Jahre nach der Eröffnung des Neubaus von 1994 zeichnete sich ab, dass der Platzmangel nur vorübergehend behoben war. Ab 2009 entwickelte sich in Verhandlungen mit der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern (ZHB) und weiteren Partnern eine innovative Lösung, welche die provisorischen und unzulänglichen Aussenlager zu einem guten Teil ablösen wird. Die kooperative Speicherbibliothek entlastet Bibliotheken aus zunächst vier Kantonen. Mehr als die Hälfte des Lager-raums beansprucht vorerst die ZHB Luzern, die Universitätsbibliothek Basel und die Zürcher Zentralbibliothek werden je fünfzehn Prozent belegen, hinzu kommen kleinere Beteiligungen der Bibliotheken der Universität Zürich sowie der Kantonsbibliothek Solothurn. Im Kanton Luzern war eine Volksabstimmung zu bestehen. Im November 2013 bewilligten 54,7 Prozent der Stimmenden den Sonderkredit, sodass mit dem Bau in der Gemeinde Büron begonnen werden konnte. Seither entstand ein Hochregallager mit teilautomatisierter Bewirtschaftung, eine Lagertechnik, die aus der industriellen Logistik bekannt ist, in Norwegen und den USA auch für bibliothekarische Bedürfnisse eingesetzt wird. Seit Februar 2016 treffen die Bücher ein. Der modulare Lagerhausbau für anfänglich drei Millionen Bände pro Modul wird sich problemlos auf eine mehrfach höhere Kapazität erweitern lassen. Ein Kurierdienst sorgt für rasche Zustellung der Bücher an den Stammsitz der beteiligten Bibliotheken, vor Ort befindet sich nur ein kleiner öffentlicher Lesesaal. Für die Zeitschriften, die einen guten Teil des Lagerraums beanspruchen werden, ist vorgesehen, den Bestand auf jeweils ein einziges besonders gut erhaltenes Exemplar zu reduzieren. Dieses wird nicht mehr ausgeliehen, sondern gewünschte Artikel sollen als elektronische Kopie verschickt werden. Der Leiter des Zürcher Hochschulamts, Sebastian Brändli, wies anlässlich der Grundsteinlegung im November 2014 auf das Umstürzlerische dieser «Dedoublierung» hin: «Der Historiker in mir ist bereit, alle Bücher der Welt zu archivieren, der Politiker jedoch sieht ein, dass auch Kosten und Raum für die Archivierung von Büchern letztlich begrenzt sind.» Die Bibliotheken, die über Jahrhunderte im Sichern und Bewahren ihrer Bestände eine Kernaufgabe sahen, sind angehalten, einen Teil davon auszusondern. Das fällt niemandem leicht.



Sitzung der Bibliothekskommission, 7. Juli 2016.

direktion – die Sozialdemokratin Regine Aeppli hatte 2003 den Christdemokraten Ernst Buschor abgelöst – milderte den Spardruck auf die Bibliothek.

Blicken wir weiter zurück, so hatten immer wieder personelle und parteipolitische Konstellationen der politischen Ämterbesetzung sowie der Stand der Staatsfinanzen den Umgang mit der Zentralbibliothek geprägt. Was die Finanzierung betrifft, so hält das «Handbuch Bibliothek» von 2012 für den deutschen Sprachraum lapidar und verallgemeinernd fest: «Sie war in historischer Perspektive immer unzureichend.»⁹⁰ Dies lag nicht einfach an der Knappheit der verfügbaren Mittel. Die Zentralbibliothek durchlebte einige ihrer schwierigsten Jahre zwischen 1950 und 1965, als Wirtschaftswachstum und Steuereinnahmen sich günstig präsentierten wie sonst selten. Die über weite Strecken unzulängliche staatliche Förderung hing mit der Konkurrenz anderer Mittelverwendungen zusammen – oder anders ausgedrückt: mit dem relativen Mangel an Wahrnehmung und Wertschätzung der Bibliothek als zentraler Einrichtung der höheren Bildung.



All business is local

**Zürcher
Kantonalbank** 

Zürich als Kontinent auf einem Globus, Ausschnitt eines Werbeplakats der Zürcher Kantonalbank, um 1970.

Chronik

der

Gemeinde

Zollikon

auf das Jahr 1917.



verfaßt von
D. Fretz.

Kissel & Rettnur, Zürich.



RICHTERSWEIL

Dorfstrasse

Mus. 9285
Herrn OBERST EMIL SCHNEEBELI in ZÜRICH in Freundschaft gewidmet.

EIDGENÖSSISCHES SÄNGERFEST IN ZÜRICH 1905.

EIDGENOSSEN! GOTT ZUM GRUSS!

FESTMARSCH

ÜBER DAS VATERLANDSLIED

v. GOTTF. ANGERER
GEDICHT VON FRITZ ROHRER

COMPONIRT VON

PHIL. FRIES

OP. 49.

Für Pianoforte	1.50
• u. Violine	2. „
• u. Flöte	2. „
• u. Cornet (oder Oboen)	2. „
• Violine u. Flöte	2.50
• Viol. Flöte u. Cornet (oder Oboen)	3. „
• große Harmonikemusik	3. „
• kleine	2.50
• große Blechmusik	2.50
• kleine	2. „
• Orchester	2. „

EIGENTHUM DES VERLEGEHS

ZÜRICH, PHIL. FRIES

LEIPZIG, C. F. LEEDER



VOLKMANN ANDREAS

ANGERER GOTTFRIED

KRENN CARL

HEGAR FRIEDRICH

KRENN LOTHAR

Reprod. nach den Original-Portraits von Pöschel, Zürich.

L. Krenn nach der Original-Aufnahme v. C. Ruf, Zürich.

AUSBLICK

Mario König

«Wir leben in herrlichen Zeiten. Experten für Handlochkarten, Maschinenlochkarten und integrierte Datenverarbeitung preisen als Propheten ihre Systemgötter und verkaufen sie als Allheilmittel gegen sämtliche Übel schlecht organisierter Dokumentation.» So lauten die Eingangssätze meiner Standortbestimmung zum 20jährigen Jubiläum der Schweizerischen Vereinigung für Dokumentation, 1959. Heute sind zwei Jahrzehnte damaliger Zukunft zu Vergangenheit geworden, etliche Zukunftserwartungen sind eingetroffen, von Machern verwirklicht, andere Hoffnungen sind zerschlagen, wieder andere Perspektiven sind noch immer Visionen.» So schreibt Hans Baer 1986; und er fügt hinzu: «Eigentlich war ich darauf gefasst, das Ende des Buchzeitalters zu erleben, jedoch scheint sich der Anbruch des Zeitalters der ›Intellektronik‹ noch einige Jahrzehnte hinauszuzögern.»¹

ZUKUNFT IM FLUSS

Das gedruckte Buch ist auch dreissig Jahre später keineswegs obsolet geworden. Die Möglichkeiten der Datenverarbeitung – und die Verheissungen der «Systemgötter» – haben jedoch seither ganz neue Dimensionen erreicht, Bibliotheken wandeln sich mehr und mehr von physischen Aufbewahrungsstätten zu hybriden Gebilden, konventionell und elektronisch zugleich. Die hohe Zukunftsungewissheit, zu der Baer sich 1986 bekennt, hat dabei nicht abgenommen. Sie schlägt sich nieder in einer damals einsetzenden Diskussion um die Zukunft der Bibliotheken, angesiedelt zwischen Höhenflug und Untergangsszenarien.² Mit jeder partiellen Klärung, die sich einstellt, tauchen sogleich neue Fragen auf. «Wir sind durch die Digitali-

sierung in einem extremen Wandel», bestätigt Susanna Bliggenstorfer im Oktober 2015.³ Niemand weiss, wohin genau die Reise geht, eindeutig ist jedoch, dass die Thematik gegenwärtig alle modernen Bibliotheken, insbesondere aber die grossen wissenschaftlichen Bibliotheken, umtreibt. Sie stehen in dieser Hinsicht an der Spitze der Entwicklung und sind in hohem Mass gefordert, denn die Lage präsentiert sich vertrackt: Niemand will zurückbleiben, vorschnelle Festlegungen könnten sich allerdings rasch als Fehlentscheid erweisen. Natürlich ist man längst auch in den Social Media mit dabei. «Modern und frisch statt angestaubt aufzutreten – dies sind die Motivationen hinter solchen Unterfangen.»⁴

Mit dem Abschluss der Rekatalogisierung im Jahr 2012 hat die Zentralbibliothek eine wichtige Etappe vollendet. Erst jetzt sind die Metadaten der eigenen Bestände in digital voll geeigneter Form verfügbar – und werden damit frei für weitergehende Verknüpfungen im immensen Raum des Internet. Viele Entwicklungen erfolgen neuerdings in Form zeitlich und sachlich umgrenzter Projekte (so auch die Rekatalogisierung oder die Einführung der elektronisch lesbaren RFID-Signaturen), was vor allem für die Gewinnung der ewig knappen finanziellen Mittel bedeutungsvoll ist. Zwar besteht bisher kein Druck der Stifter auf Beschaffung von Drittmitteln, was in der Wissenschaft, aber auch bei der städtischen Finanzierung der Pestalozzi-Bibliothek zunehmend wichtig wird.⁵ Doch fliesst das Geld für solche Projekte nun öfter auf nationaler Ebene, was der Zentralbibliothek gewisse Spielräume jenseits der Abhängigkeit vom guten Willen der kantonalen und städtischen Stifter eröffnet. Es gilt, sich erfolgreich in nationalen und internationalen Vernetzungen einzubringen. Die Zentralbibliothek war bezüglich ihrer nationalen Sichtbarkeit – wie zum Beispiel ihre geringe Präsenz in der Zeitschrift «Arbido» zeigt – über Jahre sehr selbstgenügsam unterwegs.

Die Ausweitung der digitalen Vernetzungen stellt traditionelle Begriffe wie «Bestand» und «Katalog» in Frage; neben diese materiell greifbaren, das Angebot umreissenden Grössen tritt eine zunehmende Vielfalt standortübergreifender, informationsbezogener Dienstleistungen, zu deren Beanspruchung die Bibliothek nicht mehr zwingend aufgesucht werden muss. Die klassische Fernleihe – «keine logistische Meisterleistung», wie Robert Barth vor einigen Jahren festhielt – bleibt weit dahinter zurück.⁶ Die digitale Auflösung traditioneller räumlicher Ordnungen und lokaler Monopolstellungen versetzt die Bibliotheken vermehrt in Konkurrenz untereinander. Darüber hinaus haben sie sich gegenüber den mächtigen Akteuren des Internet zu behaupten. Der Informationsmarkt wird vermehrt von kommerziellen Kräften beeinflusst, was sich niederschlägt in langwierigen, im Endresultat noch offenen rechtlichen Auseinandersetzungen um die Nutzungsrechte, die es gegenüber den Urheberrechten neu zu positionieren gilt. Eine Vielfalt von Leistungserbringern bestimmt das Angebot mit, die Rolle der kantonalen und städtischen Stifter wird relativiert, ohne dass die Knappheit der finanziellen Mittel, ein Faktor von hoher Permanenz, damit

aus dem Weg geräumt wäre. Was sich abzeichnet: die institutionelle Dauerhaftigkeit der Bibliotheken könnte im Verbund mit der Flüchtigkeit digitaler Medien durchaus neue Wertschätzung gewinnen. Langzeitarchivierung wird in besonderem Mass zur Herausforderung. Neutrale, nichtkommerzielle Sicherung von Information und deren Bereitstellung für künftigen Gebrauch stellen eine hohe Leistung dar.⁷

Was erkennbar bleibt, ist die soziale Bedeutung der Bibliothek: angefangen beim Blickfang des Gebäudes in zentralstädtischer Lage bis zur Anziehungskraft als täglich aufgesuchter Ort des Lernens und der Geselligkeit. Damit rücken Funktionen, die immer schon vorhanden waren, verstärkt in den Vordergrund. Über die Entwicklung der Publikumsbedürfnisse wissen die Bibliotheken im Grunde wenig, was über die praktische Erfahrung und unmittelbare Wahrnehmung hinausreicht. «Bis dato gibt es in unserem Land keine Bibliotheksforschung, die diesen Namen verdient, ja nicht einmal eine Bibliotheksstatistik, die über den Status quo Auskunft geben könnte», so Peter Wille, Präsident der Bibliotheksvereinigung BBS am Verbandstag im Jahr 2000.⁸ Ein Lehrstuhl für Informationswissenschaften mit Promotionsrecht, der sich der Bibliotheksforschung annehmen könnte, existiert bisher an keiner universitären Hochschule der Schweiz; ein Angebot auf Fachhochschulebene besteht in Chur und Genf. Die nationale Bibliotheksstatistik hat sich neuerdings verbessert. Was das Publikum betrifft, gibt es einige Ansätze, so eine kantonale Befragung 2003 und eine Befragung der ZB-Nutzerinnen und -Nutzer im Herbst 2011, die allerdings bisher näher bei Marktforschung in eigener Sache als bei der sozialwissenschaftlichen Vertiefung liegen, die sich auch um die sorgfältige qualitative Beobachtung und Analyse kümmert.⁹ Die Erweiterung von Öffnungszeiten und Bereitstellung zusätzlicher Lernplätze kamen gut an bei den Befragten, wie sich 2011 ergab. «Ob E-Books oder E-Zeitschriften und Datenbanken: Das Bedürfnis nach einem grösseren elektronischen Angebot ist das Top-Thema der ZB-Benutzerinnen und Benutzer. Gleichzeitig wird die Nutzung als eher kompliziert und unübersichtlich beschrieben, die Nachweisinstrumente der Bibliothek (Kataloge, Datenbanken, Website) schneiden mässig ab.»¹⁰ Baustellen dieser Art scheinen auf Dauer eingerichtet.

Wie auch immer man die Aufgaben und Funktionen einer bedeutenden wissenschaftlichen Bibliothek in Gegenwart und naher Zukunft umschreiben will: wer heute das so altertümlich wirkende Portal der Zentralbibliothek – oder deren elektronisches Rechercheportal – ansteuert, betritt eine durchaus moderne Welt. Im Lauf von hundert Jahren hat die Bibliothek harte Zeiten von Stagnation und Mangel durchlaufen, um dann doch wieder auf einen Pfad tiefgehender Veränderung und Zukunftsoffenheit einzuschwenken, die schon ihre Anfänge im frühen 20. Jahrhundert bestimmten.

Anmerkungen

1_SICH TREFFEN, LERNEN, VERWEILEN

- 1 Escher/Fietz (1918), S. 3, sowie BK, 21. April 1917.
- 2 Bodmer (2008), S. 232–281. Dieser minuziös recherchierte Aufsatz war im Folgenden sehr hilfreich.
- 3 NZZ, 9. Juli 1885 (Hugo Blümner), 7. Mai 1896 und 20. Januar 1897 (Theodor Vetter).
- 4 NZZ, 7. Mai 1896.
- 5 Stadtarchiv Zürich, Stadtratsprotokolle, bürgerliche Abteilung, 24. Oktober 1897, B 300, S. 60.
- 6 ZBZA, Z 2, Beilage A (= blaues Heft).
- 7 ZBZA, Z 2, Beilage A (= blaues Heft).
- 8 ZBZ, HA, FA Escher v. G., 210 b. 101, Memoiren, S. 23.
- 9 ZBZA, Z 3, Tobler an Rudio, 22. Juli 1902.
- 10 Sulzer (1991), S. 186 (Tobler-Stadler); Bodmer (2008), S. 234, sowie Escher (1924) (Tobler-Blumer).
- 11 ZBZA, Z 3, Hoepli an Rudio, 15. April 1903.
- 12 ZBZA, Z 1, Gutachten Rudio/Vetter, August 1902.
- 13 ZBZ, HA, FA Escher v. G., 210 b.101, Memoiren, S. 23.
- 14 ZBZA, Z 69, Reisebericht, vorgelegt im April 1904.
- 15 StAZH, UU 216, Kommissionsprotokolle, 11. März 1910.
- 16 Rebsamen et al. (1992), S. 433.
- 17 Weber (1996), S. 78.
- 18 Mjb. 1962–1972, S. 13.
- 19 ZBZA, Z 407.
- 20 Mjb. 1958/59, S. 12, sowie Egger (1985), S. 123.
- 21 Jb. 1968, S. 16.
- 22 ZBZA, Z 701, 1917, S. 8.
- 23 Mjb. 1922/23, S. 14.
- 24 Mjb. 1928/29, S. 27.
- 25 StAZH, Z 388.7491, Referat Burckhardt.
- 26 Bodmer (2012), S. 290.
- 27 BK, 7. Februar 1955.
- 28 Benutzungsordnung, 24. April 1962, S. 5.
- 29 Ebd., S. 13.
- 30 Mjb. 1936/37, S. 18.
- 31 Tages-Anzeiger, 13. August 1963.
- 32 BK, 13. Juli 1917, Anhang.
- 33 Tages-Anzeiger, 13. August 1963.
- 34 Kohler (1995), S. 149.
- 35 ZBZA, ohne Signatur, Bestand GFZB.
- 36 Kohler (1996 b), S. 56.
- 37 Siehe auch Dichter (2003).
- 38 ZBZA, Z 69, Reisebericht, S. 89.
- 39 Mjb. 1920/21, S. 6 f.
- 40 ZBZA, Z 501a, Faszikel 1, Ausstellungen Zwingli/Keller.
- 41 Kurz et al. (2000), S. 72.
- 42 ZBZA, Z 202h, Gottfried-Keller-Haus, 25. Februar 1918.
- 43 Ulrich (1981), S. 122. Aus dem Kapitel «Das Gottfried-Keller-Haus» stammen weitere Informationen.
- 44 ZBZA, Z 202h, Escher an Bodmer, 30. April 1919.
- 45 Zitiert nach Ulrich (1981), S. 122.
- 46 ZBZA, Z 202k, Escher an Bodmer, 22. März 1926, zitiert nach Bodmer an BK, 12. Oktober 1932, S. 3; siehe auch BK, 22. März 1926.
- 47 ZBZA, Z 202h, ZB-Leitung zur Frage des G. K.-Museums, ohne Datum; Bodmer an BK, 14. März 1919.
- 48 Weber (1985), S. 50–56.
- 49 StAZH, M 30.1140 a, 12. April 1943.
- 50 Jb. 1924, S. 6.
- 51 Bodmer (1996), S. 66.
- 52 NZZ, 5. Januar 1971.
- 53 Jb. 1963, S. 21.
- 54 ZBZA, ZB 1, Ausstellungen 1970.
- 55 Züri Leu, 20. August 1970 (Geiser).
- 56 StAZH, Kantonsratsprotokolle, 5. Oktober 1970, S. 4942–4959.
- 57 Jahresbericht Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien, 2011, S. 8.
- 58 ZBZA, ZB 171, LIBER-Seminar, 24.–26. November 1980.
- 59 Die Esoterikausstellung wurde mit Objekten aus dem Besitz des Psychotherapeuten und Grafologen Oskar R. Schlag bestückt, der seine Bibliothek anschliessend der Zentralbibliothek vermachte.
- 60 Gespräch mit Rainer Diederichs, 7. Juni 2014; siehe auch Diederichs (1995).
- 61 ZBZA, Z JA 1518:21.
- 62 BK, 4. Juli 1960.
- 63 BK, 23. Juni 1964.
- 64 BK, 18. Januar 1960 sowie 9. Juli 1962.
- 65 ZBZA, Z JA 1518:21 f., Bestandsaufnahme Giacometti/Stock.
- 66 Stadtarchiv Zürich, V.L.73.10, BK, 28. Juni 1965, Beilage 10.

- 67 Mjb. 1962–1972, S. 12.
- 68 Tages-Anzeiger, 1. März 1963.
- 69 Mjb. 1962–1972, S. 38, sowie NZZ, 7. März 1968.
- 70 ZBZA, ZB 171, Diverse ausländische Bibliotheken.
- 71 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21. Oktober 1983.
- 72 Naumann (2009), S. 14–37; Fansa (2008), S. 45–52.
- 73 Eigenbrodt (2014), S. 45; Latimer (2014), S. 45.
- 74 Köstler (1996), S. 95.
- 75 NZZ, 11. Januar 1960 (Peter), 28. Januar 1960 (Meyer), 14. Februar 1960 (Birchler); Bless-Grabher (1987), S. 74.
- 76 Stadtarchiv Zürich, Stadtratsprotokoll, 21. November 1958.
- 77 Stadtarchiv Zürich, V.L.73.11, BK, 23. Juni 1964, Beilage Scherrer.
- 78 Auskunft von Urs Leu, 18. Juni 2014, sowie Kohler (1996 a).
- 79 Kohler (1995 sowie 1996 a).
- 80 BK, 8. Juni 2012.
- 81 Tages-Anzeiger, 26. Juni 1984 sowie 27. Februar 1987; Nike Bulletin, Dezember 1988, S. 24–26, hier S. 25.
- 82 Haffner (1990), S. 4 f. Eine ausführliche Version erschien in der Basler Zeitung, Nr. 187, 1990.
- 83 Stadtarchiv Zürich, VII.114.:3., Sitzungsprotokoll, 29. März 1990.
- 84 Eigenbrodt (2009), S. 235.
- 85 Latimer (2014), S. 48 f.; Adlun (2011), S. 26.
- 86 Stang (2014), S. 54.
- 14 Escher (1937), S. 145–162.
- 15 Ebd., S. 33–44.
- 16 NZZ, 9. Juli 1885.
- 17 ZBZA, St 150, Zentralkatalog, 1897–1915; Bodmer (2002).
- 18 ZBZA, St 150, Antrag an den Regierungsrat, 8. Mai 1897.
- 19 Escher (1937), S. 59–70.
- 20 Zitiert nach Escher (1937), S. 67.
- 21 Mumenthaler/Voegeli (2005), S. 49 f.
- 22 Escher (1937), S. 61.
- 23 Bodmer (2002), S. 216.
- 24 Escher (1937), S. 61.
- 25 Ebd., S. 64.
- 26 Ebd., S. 62.
- 27 Jb. 1963.
- 28 Escher (1937), S. 33–44.
- 29 ZBZA, Z JA 1107:1, Protokoll Abteilungsleiterkonferenz, 8. März 1966.
- 30 ZBZA, Z JA 3223, Wyss, Schlagwortkatalog, S. 24–64.
- 31 Escher (1937), S. 33–44.
- 32 BK, 17. September 1914.
- 33 ZBZA, Z 202b, Umfrage zur Katalogsform, 1916.
- 34 Leu/Marti/Rouiller (2011), S. 365–472.
- 35 BK, 21. Mai 1914.
- 36 BK, 8. Dezember 1915.
- 37 ZBZA, Z 203a, Nr. 167a, 1916.
- 38 BK, 11. Dezember 1918; Mjb. 1920/21.
- 39 BK, 14. September 1971.
- 40 Escher (1937), S. 25.
- 41 BK, 28. Oktober 1925, 21. Oktober 1927.
- 42 ZBZA, Z JA 1507:3.1, Scherrer an BK, 9. September 1966.
- 43 ZBZA, Z 203af, Schlagwort «Universität», 1950 ff.
- 44 Jb. 1964.
- 45 NZZ, 1. November 1994.
- 46 Jb. 1963.
- 47 ZBZA, Z JA 1507:3.1, Bühner an Scherrer, 17. März 1965.
- 48 Jb. 1966.
- 49 Jb. 1967.
- 50 ZBZA, ZB 222.4, Juni 1996.
- 51 Erwerbungsprofil Zentralbibliothek (2013), www.zb.uzh.ch/Medien/erwerbungsprofil_zb.pdf, abgerufen am 21. Oktober 2015.
- 52 Jahresberichte Universität Zürich, 1913/14 und 1915/16.
- 53 BK, 8. Dezember 1936; ZBZA, Z 203w, Nr. 6, 5. Dezember 1941.
- 54 Jb. 1966.
- 55 ZBZA, Z JA 1107:1, Protokoll Abteilungsleiterkonferenz, 8. März 1966.
- 56 Jb. 1968.

2_ VERZETTELN UND VERNETZEN

- 1 BK, 12. Dezember 1997, Beilage.
- 2 ZBZA, Z 202b, Umfrage zur Katalogsform, 1916, S. 3.
- 3 ZBZA, Z JA 3223, Wyss, Schlagwortkatalog, S. 10 f.
- 4 Escher (1937), S. 16.
- 5 ZBZA, St 150, Vertrag, 12. April 1899.
- 6 Gfereis/Strittmatter (2013).
- 7 Foucault (1971); Krajewski (2002); Sarasin (2011); Haarkötter (2013); Burke (2014).
- 8 Christian Aliverti (2013), Vereinheitlichung der Erschliessung. Warum? www.igwbs.ch/vereinheitlichung-der-erschliessung-warum, abgerufen am 26. Juni 2015.
- 9 ZBZA, Z 202b, Umfrage zur Katalogsform, 1916.
- 10 Escher (1937), S. 15.
- 11 Groebner (2012), S. 71.
- 12 Baer (1983).
- 13 Scherrer-Bylund (1967 b). Ich danke Urs Leu für den Hinweis auf Gessners Randnotizen.

- 57 NZZ, 7. März 1968 (Georg Bühler).
- 58 ZBZA, Z JA 1507:3.1, Akten und Protokolle der Fachreferentensitzung, 1967.
- 59 BK, 4. Februar 1969.
- 60 ZBZA, Z JA 1507:3.1, Scherrer an Eberhard, 18. Februar 1971.
- 61 BK, 4. Mai 1972, 27. Juni 1972, 12. Dezember 1972; ZBZA, ZB 141, Protokoll Abteilungsleiterkonferenz, 24. Mai 1972.
- 62 BK, 23. Dezember 1976.
- 63 Barth/Schneider (1995), S. 28; Lochbühler (2014).
- 64 ZBZA, Z JA 1507:3.3, Protokoll Fachreferentensitzung, 9. September 1983, 10. Oktober 1983, 6. Dezember 1983.
- 65 King (1963); siehe zu diesem Kapitel grundsätzlich Chronologische Skizze zum EDV-Einsatz in der Zentralbibliothek von Alois Buchmann, 2008/09.
- 66 ZBZA, Z JA 1512:1, Bericht, 19. November 1964, Mitarbeiterinformation, 16. September 1966, Scherrer an Künzi, 26. März 1969; Jochum (1993), S. 190.
- 67 Jahresberichte Universität Zürich, 1965/66 und 1966/67.
- 68 ZBZA, Z JA 1512:1, Bericht, 1966, Hamner an Bühler, 11. April 1966, Bericht, Mai 1966; ZBZA, Z JA 1107:1, Protokoll Abteilungsleiterkonferenz, 21. Mai 1966; BK, 23. September 1966.
- 69 NZZ, 7. März 1968.
- 70 NZZ, 18. Juli 1968.
- 71 ZBZA, Z JA 1512:1, Scherrer an Künzi, 26. März 1969.
- 72 ZBZA, Z JA 1512:1, Bericht, 10. August 1969.
- 73 ZBZA, Z JA 1512:1, Bericht, 4. Mai 1972, Beilage BK-Sitzung, 1. Dezember 1972.
- 74 Barth/Schneider (1995), S. 30.
- 75 ZBZA, Z JA 1512:1, Kursunterlagen, 6. April 1972.
- 76 Lutz (1973), S. 3.
- 77 BK, 7. März 1973.
- 78 Barth/Schneider (1995), S. 27.
- 79 BK, 3. Juni 1980.
- 80 Barth (2005), S. 98; ZBZA, Z JA 1507:3.3, Protokoll Fachreferentensitzung, 8. Februar 1980.
- 81 NZZ, 5. Februar 1979.
- 82 BK, 16. Dezember 1982.
- 83 BK, 6. Juni 1986, 4. Dezember 1986, 22. Dezember 1986, 22. Januar 1987, 13. März 1987, 4. Dezember 1987; StAZH, Z 103.19.
- 84 BK, 4. Dezember 1987.
- 85 Barth (2005), S. 109.
- 86 NZZ, 2. April 1993; Die Weltwoche, 3. Februar 1994; ZBZA, ZB 221.6; BK, 30. Juni 1994.
- 87 Chronologische Skizze zum EDV-Einsatz in der Zentralbibliothek von Alois Buchmann, 2008/09.
- 88 Jahresbericht Universität Zürich, 1995, S. 160 f.; NZZ, 30. Oktober 1995; Chronologische Skizze zum EDV-Einsatz in der Zentralbibliothek von Alois Buchmann, 2008/09.
- 89 BK, 14. Dezember 1995.
- 90 Jb. 1995.
- 91 BK, 20. Juni 1997.
- 92 BK, 23. Juni 1995, 14. Dezember 1995, 12. Dezember 1997.
- 93 BK, 17. Dezember 1999.
- 94 BK, 15. Dezember 2000, 21. Juni 2002, 24. Juni 2003, 3. Juli 2004; Auszug aus dem Protokoll des Regierungsrates des Kantons Zürich, KR 49/2002, 6. März 2002.
- 95 Barth (2005), S. 104.
- 96 BK, 28. Juni 2001, 14. Dezember 2001.
- 97 BK, 15. Juni 2007, 13. Dezember 2007.
- 98 BK, 18. Juni 2009.
- 99 BK, 13. Juni 2013.
- 100 Andrea Malits, Peter Schäuble (2013), Ein Assistent für die Beschlagwortung: Das Pilotsystem für die computerunterstützte Sacherschliessung der Zentralbibliothek Zürich (ZB), www.igwbs.ch/category/erschliessung, abgerufen am 26. Juni 2015.

3_GESUCHT SIND KEINE LESERATTEN

- 1 Burckhardt (1939).
- 2 Bodmer (2008), S. 361–364 (ganzer Brief im Wortlaut). Die nachfolgende Darstellung der Direktorenwahl stützt sich stark auf Bodmers Aufsatz zu diesem Thema.
- 3 VSB Nachrichten, Neue Folge, Nr. 26, 4. November 1932.
- 4 BK, 22. Januar 1932.
- 5 Bodmer (2008), S. 340.
- 6 BK, 21. Oktober 1927, 9. Mai 1928.
- 7 Wernly (1937), S. 86.
- 8 BK, 22. Januar 1932; siehe auch Escher (1932).
- 9 Bodmer (2008), S. 364 f.
- 10 BK, 16. Februar 1932.
- 11 Ebd.
- 12 BK, 22. April 1932.
- 13 ZBZA, Z 155b, BK, Beilagen, Besoldungstabelle 1915.
- 14 Mathys (1995), S. 169.
- 15 ZBZA, Z 155b, BK, Beilagen, Bestimmungen über die Amts- und Dienst-Verhältnisse der vollbeschäftigten Beamten und Angestellten, 1. Oktober 1915.

- 16 Escher (1903), S. 569.
- 17 Barth (1997), S. 153.
- 18 Escher (1920), S. 3.
- 19 BK, 30. Juli 1918.
- 20 Jb. 1950/51, S. 5 f.
- 21 Biedermann (1996), S. 126.
- 22 Bodmer (2008), S. 342.
- 23 Barth (1997), S. 155–157; Anton Largiadèr, Helen Wild. Zum 80. Geburtstag, NZZ, 25. Oktober 1965.
- 24 ZBZA, Z 203b, Direktorialakten, 1920/21, Geschäftsverteilung, September 1920.
- 25 NZZ, 19. Juni 1921.
- 26 Bodmer (2008), S. 325.
- 27 Stotz (1993), S. 190 f.
- 28 Bodmer/Germann (1986), S. 107–109.
- 29 BK, 22. Januar 1932.
- 30 ZBZA, Z 203e, Direktorialakten, 1924.
- 31 VSB Nachrichten, Neue Folge, Nr. 28, 10. Mai 1933, S. 231–233.
- 32 Schweizerische Bibliotheks-Statistik 1932, in: VSB Nachrichten, Neue Folge, Nr. 26, 4. November 1932, S. 198–203.
- 33 BK, 8. Dezember 1936.
- 34 BK, 3. Dezember 1940.
- 35 BK, 13. Juli 1942.
- 36 Bodmer (2008), S. 356. Siehe auch Schweizer Münzblätter, Heft 45, August 1962, S. 2.
- 37 Barth (1997), S. 78 f.
- 38 BK, 11. Mai 1934.
- 39 BK, 28. November 1934.
- 40 BK, 2. Juni 1936.
- 41 Cornaz (1962).
- 42 Tagblatt der Stadt Zürich, Inserat, 29. Oktober 1938.
- 43 ZBZA, Z 203aa, Direktorialakten, 1945.
- 44 Stadtarchiv Zürich, V.C.c.407.:1.93.–1.94.1., Personalamt, Akten, ab 1913.
- 45 Ebd.
- 46 Stadtarchiv Zürich, V.C.c.407.:1.93.–1.94.1., Mappe Neubesetzung der Hausverwalterstelle, Personalamt an Scherrer, 19. Februar 1969, Telefonnotiz, 17. Februar 1969.
- 47 BK, 24. April 1945, 27. Juni 1945.
- 48 BK, 3. Dezember 1945, 4. Mai 1946.
- 49 ZBZA, Z JA 1501:4, Personalsachen, Besoldungsreform 1964/65, Statistische Unterlagen 1964, Begründungen und Erläuterungen zur «Strukturellen Besoldungsreform» der Zentralbibliothek Zürich, August 1964, Grafik Gehälter an schweizerischen Hochschulbibliotheken 1947 und 1963.
- 50 Stadtarchiv Zürich, Stadtratsprotokoll, 14. September 1945; BK, 10. Juli 1944.
- 51 BK, 15. Dezember 1947.
- 52 BK, 12. April 1949.
- 53 BK, 11. Dezember 1928.
- 54 BK, 7. Februar 1955, Beilage.
- 55 Stadtarchiv Zürich, V.C.c.407.:1.93.–1.94.1., Mappe 1.94.1., Zentralbibliothek, 1962–1965.
- 56 Bodmer (2008), S. 359.
- 57 NZZ, 26. Januar 1995.
- 58 VSB Nachrichten, 1962/5, S. 134.
- 59 Stadtarchiv Zürich, V.C.c.407.:1.93.–1.94.1., Mappe 1.94.1., Zentralbibliothek, 1962–1965, Personalamt an Finanzvorstand, 2. September 1965.
- 60 Mumenthaler/Voegeli (2005), S. 44.
- 61 ZBZA, Z JA 1522 und 1523, Feste und Feiern. Für die jüngere Geschichte wurden Gespräche geführt mit Manfred Vischer (19. Mai 2015), Rainer Diederichs (23. Juni 2015), Guido Suter (3. Juni 2015), Andrea Malits (14. Juli 2015), Beat Wartmann (29. Juli 2015) und Christoph Meyer (6. August 2015).
- 62 NZZ, 12. Januar 1974. Andere Quellen geben leicht differierende Zahlen an. Mathys (1995), S. 170.
- 63 ZBZA, Z JA 1501:4, Personalsachen, Besoldungsreform 1964/65, Statistische Unterlagen 1964, Begründungen und Erläuterungen zur «Strukturellen Besoldungsreform» der Zentralbibliothek Zürich, August 1964, Grafik Gehälter an schweizerischen Hochschulbibliotheken 1947 und 1963.
- 64 Dr. Paul Scherrer-Bylund, VSB Nachrichten, Vol. 47, 1971, S. 146.
- 65 ZBZA, Z JA 1501:4, Personalsachen, Besoldungsreform 1964/65, Statistische Unterlagen 1964, Begründungen und Erläuterungen zur «Strukturellen Besoldungsreform» der Zentralbibliothek Zürich, August 1964.
- 66 Stadtarchiv Zürich, V.C.c.407.:1.93.–1.94.1., Mappe 1.94.1., Zentralbibliothek, 1962–1965, Personalamt an Finanzvorstand, 2. September 1965.
- 67 BK, 7. Januar 1969, Beilage Paul Scherrer, Wahl eines Vizedirektors, 3. Januar 1969; ZBZA, Z JA 1501:4, Strukturelle Besoldungsreform, Akten, 1963/64, Personalangelegenheiten, Stellungnahme Scherrer zuhanden der Bibliothekskommission, 7. Dezember 1963.
- 68 ZBZA, Z JA 1501:4, Personalsachen, Besoldungsreform 1964/65, Statistische Unterlagen 1964, Zur Frage der Gleichstellung der akademischen Bibliothekare mit der Einreihung der Gymnasiallehrer, Notiz Paul Scherrer, 26. September 1964.
- 69 ZBZA, ZB 75, Aktennotiz Scherrer, Akademikerfrage in den Bibliotheken, 4. Dezember 1963.
- 70 Ebd.

- 71 ZBZA, Z JA 1221:1, Stadt Zürich, Schulamt 1963–1987, Scherrer an Stadtrat Jakob Baur, 29. Oktober 1964.
- 72 ZBZA, Z JA 1501:4, Personalsachen, Besoldungsreform 1964/65, Statistische Unterlagen 1964, Begründungen und Erläuterungen zur «Strukturellen Besoldungsreform» der Zentralbibliothek Zürich, August 1964.
- 73 StAZH, Z 70.2651, Allgemeine Akten (Rektoratsarchiv), Scherrer an Rektor Eduard Schweizer, 28. August 1964.
- 74 Stadtarchiv Zürich, V.C.c.407.:1.93.–1.94.1., Mappe 1.94.1., Zentralbibliothek, 1966/67, Scherrer an BK, 2. Juni 1965.
- 75 Scherrer (1967 a), S. 584.
- 76 BK, 7. Januar 1969, Beilage Paul Scherrer, Wahl eines Vizedirektors, 3. Januar 1969.
- 77 ZBZA, ZB 75, Vizedirektorstwahl 1969, Die Bewerber, Beurteilung durch Scherrer, 3. Januar 1969.
- 78 Maier (1973), S. 2.
- 79 Escher (1937), S. 106.
- 80 VSB Nachrichten, Neue Folge, Nr. 31, 1. September 1933, S. 265 f.; Escher (1932).
- 81 Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, Basel, PA 567, Archives BBS, Carton 45, dossiers 526 à 540.
- 82 Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, Basel, PA 567, Archives BBS, Carton 45, dossier 542, Resolutionen zur Ausbildung, 1934–1993; Barth (1997), S. 78–101.
- 83 Staub (2013), S. 9.
- 84 VSB Nachrichten, 1961/2, S. 55.
- 85 BK, 8. Juli 1955.
- 86 BK, 27. November 1961.
- 87 Boesch (1976).
- 88 Jb. 2014, S. 5.
- 89 VSB Nachrichten, 59/1983, Nr. 4, S. 275 f.
- 90 Mjb. 1985–1987, S. 4 und 23.
- 91 Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, Basel, PA 568, Archiv BIS, Schachtel 19, 152-10 Interessengruppe Wissenschaftliche Archivare, Jahresberichte. Zum MAS auch www.arbido.ch/fr/artikel_detail.php?m=1&id=922, 18. März 2009, abgerufen am 4. September 2015.
- 92 Staub (2013), S. 9 f.
- 93 Ebd., S. 8.
- 94 Barth (1997), S. 33.
- 95 Ebd., S. 107 f.
- 96 Stadler (2012), S. 60 f.
- 97 Jb. 1981, S. 2.
- 98 Schweizerisches Sozialarchiv, Ar 502.20.65, Gruppe Bibliothek, Akten, 1959–2006.
- 99 ZBZA, ZB 141, Protokoll Abteilungsleiterkonferenz, 6. Juni 1973, 11. Dezember 1973, 15. März 1974.
- 100 Schweizerisches Sozialarchiv, Ar 502.20.65, Gruppe Bibliothek, Akten, 1959–2006.
- 101 BK, 5. Juni 1984.
- 102 BK, 24. Mai 1985.
- 103 BK, 4. Dezember 1986.
- 104 BK, 5. Juni 1984, 12. Dezember 1984, 24. Mai 1985, 4. Dezember 1986.
- 105 Tages-Anzeiger, 1. Februar 1994; Protokoll des Regierungsrates des Kantons Zürich, 25. Mai 1994, KR 56/1994.
- 106 www.pa.zh.ch/internet/finanzdirektion/personalamt/de/anstellungsbedingungen/mitarbeiterbeurteilung.html, abgerufen am 6. September 2015.
- 107 NZZ, 7. März 1968.
- 108 Schweizerisches Sozialarchiv, Ar 502.20.65, Gruppe Bibliothek, Akten, 1959–2006, Einladung zur Gruppenversammlung, 20. Juni 1984.
- 109 Jb. 2014, S. 33.
- 110 Mjb. 1988–1990, S. 11.
- 111 BK, 21. Dezember 1990, 20. Dezember 1991.
- 112 BK, 5. Juli 1990.
- 113 Kohler (1996 a); Kohler (1996 b).
- 114 Huch (1998) Brief, 5. November 1891, S. 203 f. Dieses Kapitel basiert unter anderem auf Gesprächen mit Andrea Malits (Aus- und Weiterbildung/Innovation, 14. Juli 2015), Christoph Meyer (Vizedirektor, Personalchef, 6. August 2015) und Beat Wartmann (Chefbibliothekar, Medienbearbeitung, 29. Juli 2015).
- 115 Wernly (1937), S. 88 f.
- 116 Hanhart (1951), S. 4.
- 117 www.mas-biw.uzh.ch/index.html, abgerufen am 4. September 2015. Siehe auch Fansa (2008), S. 11–13.
- 118 www.arbido.ch/fr/artikel_detail.php?m=1&id=922, 18. März 2009, abgerufen am 4. September 2015.
- 119 Jb. 2014, S. 42.
- 120 Auskunft Rita Cefalù, 21. Oktober 2015.
- 121 Jb. 2014, S. 9 f.

4_EIN ERBE MIT VERPFLICHTUNG

- 1 Bodmer (2008), S. 266.
- 2 Barraud Wiener/Jezler (1994); Rüttsche (1997), S. 155–162.
- 3 Barraud Wiener/Jezler (1994), S. 786–790; Rüttsche (1997), S. 185–193.
- 4 Rüttsche (1997), S. 193–203.
- 5 Bodmer/Bührer (1979), S. 60–62; Rüttsche (1997), S. 211.

- 6 Stadtarchiv Zürich, V.A.c.16., Gemeindeabstimmung, 1. März 1914, Statuten der Zentralbibliothek, §§ 2 und 4.
- 7 Gespräch mit Anett Lütteken und Rainer Walter, 26. Juni 2015; Website Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek, www.zb.uzh.ch/spezialsammlungen/handschriftenabteilung/index.html, abgerufen am 16. Oktober 2015.
- 8 Bodmer/Germann (1986), S. 86; Erwerbungsprofil Zentralbibliothek (2013), S. 14, www.zb.uzh.ch/Medien/erwerbungsprofil_zb.pdf, abgerufen am 23. Juni 2015.
- 9 Germann (1989), S. 10–13.
- 10 Kotrba (1989), S. 22–25.
- 11 Im Folgenden Website Graphische Sammlung und Fotoarchiv der Zentralbibliothek, www.zb.uzh.ch/spezialsammlungen/graphische-sammlung/index.html, abgerufen am 14. Oktober 2015; Mauels-hagen (2011).
- 12 Bodmer/Germann (1986), S. 73.
- 13 Website Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek, www.zb.uzh.ch/spezialsammlungen/handschriftenabteilung/index.html, abgerufen am 15. Oktober 2015.
- 14 Bodmer (1972), S. 90.
- 15 Diederichs (2005), S. 223.
- 16 Gespräch mit Anett Lütteken und Rainer Walter, 26. Juni 2015.
- 17 Website Universität Kassel, www.uni-kassel.de/uni/nc/universitaet/nachrichten/article/verschollene-original-fassung-des-romans-sonnenfinsternis-von-koestler-gefunden.html, abgerufen am 12. Oktober 2015.
- 18 Hesse (2015), S. 9–12.
- 19 Ebd., S. 16; Leu/Marti/Rouiller (2011), S. 371; Weber (1974), S. 121.
- 20 Zitiert nach Hesse (2015), S. 16.
- 21 Zitiert nach ebd., S. 9.
- 22 Ebd., S. 26.
- 23 ZBZA, Z 203l, BK an Escher-Abegg, 17. Juli 1930; Hesse (2015), S. 26.
- 24 Zitiert nach Hesse (2015), S. 24.
- 25 Weber (1974), S. 117; Website Graphische Sammlung und Fotoarchiv, www.zb.uzh.ch/spezialsammlungen/graphische-sammlung/index.html, abgerufen am 9. Oktober 2015.
- 26 Im Folgenden ZBZA, Z 203l, Korrespondenz und Gutachten zu Valvassori, 1930; Caflisch (1931).
- 27 Vgl. Hesse (2015), S. 23.
- 28 Zitiert nach ebd., S. 23.
- 29 Escher (1937), S. 116 f.
- 30 Hesse (2015), S. 18; Website Graphische Sammlung und Fotoarchiv, www.zb.uzh.ch/spezialsammlungen/graphische-sammlung/index.html, abgerufen am 16. Oktober 2015.
- 31 Gespräch mit Jochen Hesse, 27. Februar 2015.
- 32 Hesse (2015), S. 34–40.
- 33 Ebd., S. 38.
- 34 Ebd., S. 37 f.
- 35 Gespräch mit Jost Schmid, 16. Juni 2015; Website Abteilung Karten und Panoramen der Zentralbibliothek, www.zb.uzh.ch/spezialsammlungen/karten/bestand/index.html, abgerufen am 19. Oktober 2015.
- 36 Im Folgenden Höhener (1976), S. 67–72; Erwerbungsprofil Zentralbibliothek (2013), S. 19 f., www.zb.uzh.ch/Medien/erwerbungsprofil_zb.pdf, abgerufen am 20. Oktober 2015.
- 37 Höhener (1976), S. 67.
- 38 Vgl. Germann (2013), S. 10–14.
- 39 Höhener (1976), S. 72.
- 40 Website ETHistory 1855–2005, www.ethistory.ethz.ch/rueckblicke/departemente/dbaug/weitere_seiten/2.1.8ika/popupfriendly, abgerufen am 14. Oktober 2015.
- 41 Im Folgenden ZBZA, Z 203l, Imhof an Escher, 4. Februar 1930.
- 42 ZBZA, Z 203l, Vereinbarung Geographisch-Ethnographische Gesellschaft und Zentralbibliothek, 20. Mai 1930.
- 43 Mjb. 1938/39, S. 18 f.; Höhener (1976), S. 73.
- 44 Höhener/Klöti (2004), S. 30.
- 45 Ebd.
- 46 Im Folgenden Müller (2014), S. 59–62; Gespräch mit Jost Schmid, 16. Juni 2015.
- 47 Gespräch mit Urs Fischer, 17. Juni 2015.
- 48 Forrer (1961), S. 7.
- 49 Im Folgenden Gespräch mit Urs Fischer, 17. Juni 2015; Birkner (1977); Fischer (2007); Website Musikabteilung der Zentralbibliothek, www.zb.uzh.ch/spezialsammlungen/musikabteilung/index.html, abgerufen am 16. Oktober 2015.
- 50 Zürcher Chronik, 1936/6, S. 127 f.
- 51 BK, 4. Juli 1938; Sieber/Zehntner (1945), S. 4.
- 52 NZZ, 5. Mai 1938, Nachruf von Hans Baer.
- 53 ZBZA, Z 203ad, Forrer an Briner, 9. September 1949.
- 54 BK, 7. Januar 1969, 23. Dezember 1970.
- 55 NZZ, 21. März 1984.
- 56 Gespräch mit Jean-Pierre Bodmer, 23. Juli 2015.
- 57 NZZ, 11. Januar 2001.
- 58 Im Folgenden Website der Abteilung Alte Drucke und Rara der Zentralbibliothek, www.zb.uzh.ch/spezialsammlungen/alte-drucke-rara/index.html, abgerufen am 19. Oktober 2015.
- 59 Im Folgenden ZBZA, Z 202m, Revolutionsbibliothek Katz, Frankfurt.

- 60 Siehe auch ZBZA, Z 754, GFZB, 31. Juni 1927.
- 61 Heuberger/Krohn/Hofmann (1992).
- 62 Website Virtuelle Ausstellungen Zentralbibliothek, www.zb.uzh.ch/ausstellungen/exponat/008138/index.html, abgerufen am 19. Oktober 2015; siehe auch ZBZA, Z 202q, Burckhardt an Briner und Peter, 23. November 1945.
- 63 Im Folgenden ZBZA, Z 202q, Polemik der «Nation» betr. Revolutionsliteratur, 1945.
- 64 Vgl. ZBZA, Z 202q, Burckhardt an Briner und Peter, 23. November 1945; Barth (1997), S. 123–133.
- 65 Information von Urs Leu, 9. Oktober 2015.
- 66 Lorenzen (2014); Jb. 2011, S. 27.
- 67 Jb. 2011, S. 27.
- 68 Leu/Marti/Rouiller (2011), S. 377.
- 69 Bodmer (1996), S. 66.
- 70 Stadtarchiv Zürich, V.A.c.16., Gemeindeabstimmung, 1. März 1914, Statuten der Zentralbibliothek, § 5.
- 71 Bodmer (1996), S. 66.
- 72 Weber (1974), S. 128 f.; Höhener (1976), S. 72.
- 73 Vgl. Bodmer (1996), S. 66. Die Familienarchive verloren 1930 ihre bevorzugte Stellung und wurden auf der Galerie der Graphischen Sammlung magaziniert.
- 74 Bodmer (1996), S. 66.
- 75 Im Folgenden BK, 8. Dezember 1915; Bodmer (2008), S. 308 f. Bis zum Amtsantritt von Paul Scherrer 1963 waren die Handschriften den jeweiligen Direktoren unterstellt.
- 76 Siehe Hesse (2015), S. 21.
- 77 Zu Escher-Züblin siehe Wenner (1959).
- 78 Hesse (2015), S. 25.
- 79 2008 erschien mit der Publikation von Tobias Nünlist über die orientalischen Handschriften der letzte Katalog zu den Handschriftenbeständen der Zentralbibliothek.
- 80 Die folgenden Ausführungen beruhen im Wesentlichen auf Bodmer (2008), S. 282–332.
- 81 Zu Morin siehe Lukas Schenker, Morin, Germain, in e-HLS (Version, 5. Januar 2009); Perler (1946), S. 31–41.
- 82 Zitiert nach Bodmer (2008), S. 313.
- 83 Zu Mohlberg siehe Mohlberg (1946); Bodmer (1963), S. 73 f.; Hänggi (1963), S. 254–256; Häussling (2011), S. 767–775; Langenbahn (2013).
- 84 Mohlberg (1946), S. 1321 f.
- 85 Ebd., S. 1328; Mohlberg (1948), S. 227.
- 86 Bodmer (2008), S. 317 f.
- 87 Mohlberg (1946), S. 1331.
- 88 Bodmer (2008), S. 327.
- 89 Hänggi (1963), S. 255.
- 90 Mohlberg (1946), S. 1336–1338.
- 91 Mohlberg (1948).
- 92 Leu/Marti/Rouiller (2011), S. 410; Frank-Klauser (2008); Website Sammlung Heidenheim, <http://team4.ch/heidenheim.htm>, abgerufen am 16. Oktober 2015.
- 93 Bodmer (1972), S. 102 f.; ZBZA, Z 203a, Arbeitsabrede mit Schechter, 5. November 1919; zu Schechter siehe Wertsman (2010), S. 181.
- 94 Im Folgenden ZBZA, Z 203p, Burckhardt an den Ausschuss der Bibliothekscommission, 5. November 1934.
- 95 BK, 28. November 1934.
- 96 Tamari (2009); Brocke/Carlebach (2009), S. 493 f.
- 97 Tamari (2009); Brocke/Carlebach (2009), S. 493 f.; Archiv für Zeitgeschichte, IB VSJF P.409.
- 98 BK, 13. Juli 1942.
- 99 ZBZA, Z 455:1, Burckhardt an Prijs, 29. Oktober 1942.
- 100 Bodmer (1972), S. 103; Frank-Klauser (2008), S. 247.
- 101 Tamari (2009), S. 115.
- 102 Zu Goldschmidt siehe unter anderem Habermann/Klemmt/Siefkes (1985), S. 97 f.; zum Aufenthalt Goldschmidts in der Schweiz siehe das Dossier der Eidgenössischen Fremdenpolizei im Bundesarchiv, E4264#1985/196#29745*.
- 103 Mohlberg (1946), S. 1335.
- 104 Siehe Mohlberg (1948), S. 203 f.
- 105 ZBZA, Z 202o, Bewerbungsschreiben Goldschmidt, 16. Oktober 1940.
- 106 Bundesarchiv, E4264#1985/196#29745*, Aktenbericht, 9. März 1944.
- 107 ZBZA, Z 202o, Burckhardt an Feer, 15. August 1944.
- 108 ZBZA, Z 202o, Gutachten Binz, 15. Dezember 1943.
- 109 Habermann/Klemmt/Siefkes (1985), S. 97 f.; Bundesarchiv, E4264#1985/196#29745*.
- 110 Stadtarchiv Zürich, V.A.c.16., Gemeindeabstimmung, 1. März 1914, Statuten der Zentralbibliothek, § 5.
- 111 Hesse (2015), S. 27; ZBZA, Z 203h, Escher an Mousson, 19. November 1927.
- 112 Leu/Marti/Rouiller (2011), S. 388.
- 113 Im Folgenden ZBZA, Z 203f, Escher an Pieth, 5. Oktober 1925, Z 203h, Bericht Verkauf Inkunabeldubletten, undatiert.
- 114 Vgl. Bodmer (2008), S. 339 f.
- 115 BK, 28. Oktober 1925.
- 116 Siehe Hesse (2015), S. 28.
- 117 BK, 18. Dezember 1935.

- 118 Nachrichten VBS, Neue Folge, Nr. 23, 15. Februar 1932, S. 147.
- 119 Die folgenden Ausführungen beruhen auf Jung (1994); Meyer/Bernoulli (1930), S. 348–352.
- 120 Schwertz (1929), S. 150.
- 121 NZZ, 17. Oktober 1930.
- 122 2016 konnte die Stiftsbibliothek St. Gallen fünf dieser Kemli-Drucke aus Privatsammlungen zurückkaufen. NZZ, 4. Mai 2016.
- 123 NZZ, 23. Oktober 1930.
- 124 Ebd.
- 125 Mitteilung von Wolfgang Göldi, Vadiana, 21. August 2015.
- 126 BK, 1. Oktober 1915, Bestimmungen über die Amts- und Dienstverhältnisse.
- 127 Im Folgenden NZZ, 20. Februar 2004.
- 128 Im Folgenden ZBZA, Z 202f, Diebstahl H. G., Bericht Escher an BK, 1. August 1923.
- 129 Mjb. 1922/23, S. 16 f.
- 130 Im Folgenden ZBZA, Z JA 1506:2, Diebstahl B. L.; BK, 7. Januar 1969, Beilage.
- 131 Im Folgenden ZBZA, Z JA 1506:2, Diebstahl M. H.; Hagenmeier (1979), S. 124–131.
- 132 Gespräch mit Jean-Pierre Bodmer, 23. Juli 2015.
- 133 BK, 3. Mai 1977.
- 134 Vgl. Erwerbungsprofil Zentralbibliothek (2013), S. 22, www.zb.uzh.ch/Medien/erwerbungsprofil_zb.pdf, abgerufen am 20. Juli 2015.
- 135 Prochaska (2008), S. 65 f.; Eggenberger (2006), S. 150.
- 136 Prochaska (2008), S. 67.
- 137 Zum Kulturgüterstreit siehe ZBZA, ZB 84–90; im Folgenden ZBZA, ZB 89, Historische Einführung [ohne Datum und Autor].
- 138 Zitiert nach Schmuki (2014), S. 55.
- 139 NZZ, 6./7. März 1999.
- 140 ZBZA, ZB 89, Historische Einführung [ohne Datum und Autor]; NZZ, 6./7. März 1999.
- 141 ZBZA, ZB 89, Historische Einführung [ohne Datum und Autor].
- 142 Eggenberger (2006), S. 152.
- 143 ZBZA, ZB 89, Historische Einführung [ohne Datum und Autor].
- 144 Eggenberger (2006), S. 150 f.
- 145 Rohrbach/Gnädinger (2009).
- 146 BK, 5. September 2000.
- 147 BK, 15. Dezember 2000, Beilage zum Brief, 19. Dezember 2000.
- 148 BK, 20. Juni 2000.
- 149 BK, 5. September 2000.
- 150 Im Folgenden BK, 4. April 2006.
- 151 Siehe Eggenberger (2006), S. 150.
- 152 Gespräch mit Jean-Pierre Bodmer, 23. Juli 2015.
- 153 Im Folgenden ZBZA, Z 455:1, Foundation for Reformations Research, 1961–1964; zur Simler'schen Sammlung, die neben zahlreichen weiteren europäischen Reformationshandschriften in Mikroform am heutigen Center for Reformations Research zu finden ist, siehe www.csl.edu/library/the-center-for-reformation-resources-collection, abgerufen am 2. Oktober 2015.
- 154 BK, 14. Dezember 1963.
- 155 Im Folgenden ZBZA, Z 455:1, Benützung des Bullinger-Nachlasses, undatiert.
- 156 ZBZA, Z 455:1, Scherrer an Brassel, 14. Januar 1964.
- 157 Im Folgenden ZBZA, Z 455:1, Scherrer an Vischer, 15. Januar 1964.
- 158 ZBZA, Z 455:1, Scherrer an Vischer, 15. Januar 1964.
- 159 Siehe dazu die von der ETH und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) publizierten Anleitungen und Regeln zur Digitalisierung von Bibliotheksbeständen unter www.digitalisierung.ethz.ch, abgerufen am 19. Oktober 2015.
- 160 www.europeana.eu/portal, abgerufen am 22. Januar 2016.
- 161 <https://books2ebooks.eu/de>, abgerufen am 22. Januar 2016.
- 162 Gespräch mit Peter Moerkerk, 7. Oktober 2015.

5_ EIN KAMPF UMS GELD

- 1 BK, 9. Juli 1962.
- 2 StAZH, Z 70.2651, Rektor Straumann an Erziehungsdirektor, 7. August 1961.
- 3 StAZH, Z 70.2651, Fischer an Rektor Hadorn, 3. April 1962.
- 4 ZBZA, Z JA 1201:1, Besprechung der Lage mit Regierungspräsident König, 22. Januar 1963.
- 5 Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 10, Aktenbeilage für BK, 7. Dezember 1963.
- 6 ZBZA, Z JA 1201:1, Scherrer an Regierungsrat König, 21. September 1964, S. 4.
- 7 ZBZA, Z JA 1201:1, Besprechung der Lage mit Regierungspräsident König, 22. Januar 1963.
- 8 Umlauf/Gradmann (2012), S. 254; Jahresbericht Stadt- und Universitätsbibliothek Bern, 2001.
- 9 Bodmer (2008), S. 244.
- 10 Ebd., S. 251.
- 11 Ebd., S. 252.
- 12 ZBZA, HA, FA Escher v. G., 210 b. 101, Erinnerungen Escher, S. 24; Bodmer (2008), S. 234.
- 13 Hinweis bei König (2007), S. 113 f.

- 14 Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 2, Auszug aus dem Protokoll des Stadtrats, 22. Oktober 1913.
- 15 Escher/Fietz (1918), S. 19.
- 16 Bodmer (2008), S. 264.
- 17 Zürcherische Freitagszeitung, 20. Februar 1914.
- 18 NZZ, 28. und 29. Juni 1914.
- 19 StAZH, Z 70.2651, Protokoll des Regierungsrats, 9. Juli 1914.
- 20 Siehe ZBZA, Z 154a und b, 1915–1962.
- 21 Berechnet anhand ZBZA, St 63, Verzeichnis der Mitglieder der Stadtbibliotheksgesellschaft 1629–1913; ZBZA, Z 771, Mitglieder GFZB, 1917–1929.
- 22 Staatsarchiv Thurgau, Nachlass Alfred Huggenberger, Briefwechsel Gottfried Pfister, B 781, Schachtel 16.
- 23 Escher (1937), S. 30.
- 24 BK, 10. Juli 1930.
- 25 BK, 1. Oktober 1915.
- 26 StAZH, Z 70.26.51, Escher an Rektorat, 26. April 1916.
- 27 BK, 10. Juli 1944, Beilage, Allgemeine Bemerkungen zur Finanzlage der Zentralbibliothek.
- 28 StAZH, Z 70.2651, Weber an Rektor Haab, 21. Oktober 1904.
- 29 BK, 15. Dezember 1922, Beilage, Vertrag zwischen ZB und Museumsgesellschaft.
- 30 NZZ, 16. Dezember 1926.
- 31 Umlauf/Gradmann (2012), S. 260.
- 32 BK, 23. Juni 1927, Beilage, Zu den Anschaffungskrediten der ZB, zitiert S. 3.
- 33 BK, 5. Mai 1931, sowie Escher (1937), S. 30 f.
- 34 BK, 10. Juli 1944.
- 35 BK, 25. November 1944.
- 36 BK, 27. Juni 1945.
- 37 BK, 7. Juli 1947 (Beilage fehlt).
- 38 Ritzmann (1996), S. 1175.
- 39 Baer (1953), S. 80.
- 40 ZBZA, Z JA 1201:1, Gutachten zur Motion Tobler über die Bibliotheken im Kanton Zürich, Emanuel Dejung, Juni 1967, S. 7.
- 41 BK, 14. Juni 1948.
- 42 Jahresberichte Pestalozzigesellschaft, 1919/20, S. 12, 1929/30, S. 24 f.
- 43 StAZH, 70.2651, Escher an Finanzvorstand der Stadt, 18. August 1926, Beilagen.
- 44 Zahlen bei Ritzmann (1996), S. 948 (bis 1913); Berger (1971), S. 168 f.
- 45 ZBZA, Z JA 101:1, Erziehungsdirektion an Direktion des Innern (Überblick zur Zinsentwicklung), 17. Juni 1974.
- 46 Regierungsrat des Kantons Zürich, Geschäftsbericht 1974, S. 564; NZZ, 24. Juli 1975.
- 47 Mjb. 1962–1972, S. 13.
- 48 Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 10, Scherrer an BK, 10. November 1964.
- 49 Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 10, Scherrer an BK, 7. September 1966.
- 50 Wir Brückenbauer, 30. August 1963.
- 51 ZBZA, Z JA 1201:1, Kontakt mit Motionär Walter Hess, Chirurg und Dozent an der Universität, 1969/70.
- 52 ZBZA, Z JA 1201:1, Gutachten zur Motion Tobler über die Bibliotheken im Kanton Zürich, Emanuel Dejung, Juni 1967, S. 19.
- 53 Illi (2008), S. 320 f.
- 54 Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 10, Weisung des Schulvorstands Baur an den Stadtrat, 16. Dezember 1964.
- 55 Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 10, Sitzung der Rechnungskommission ZB, 14. Juli 1967.
- 56 Dokumentiert in StAZH, Z 70.26.51, Allgemeine Akten (Rektoratsarchiv).
- 57 StAZH, Z 70.2651, Scherrer an Rektor Schweizer, 19. März 1965.
- 58 StAZH, Z 70.2651, Scherrer an Rektor Schweizer, 6. November 1964.
- 59 StAZH, Z 70.2651, Scherrer an Regierungsrat König, 18. Juni 1965.
- 60 Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 2, Guyer an Stadtpräsident Landolt, 8. September 1965.
- 61 Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 10, BK, 23. Juni 1964, Beilagen, Predigerchor-Aussenrenovation, auch 22. November 1966, 4. Februar 1969, 5. Januar 1970.
- 62 Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 10, Unterlagen zur Sitzung der Rechnungskommission der ZB, 14. Juli 1967, unter Zitierung von Ernst Bieri, 19. August 1966.
- 63 ZBZA, Z JA 1221:1, Schulamt, diverse Korrespondenzen; hier Baur an Prof. Burckhardt, 6. November 1975.
- 64 Ritzmann (1996), S. 973.
- 65 Siehe zum Beispiel BK, 18. Dezember 1992.
- 66 BK, 31. Mai 1979, 22. Mai 1981, 7. Mai 1982, 5. Juni 1986, 19. Juni 1987.
- 67 Umlauf/Gradmann (2012), S. 249.
- 68 BK, 10. Juli 1992.
- 69 BK, 13. Mai 1996, Beilage.
- 70 BK, 22. Mai 1981.
- 71 ZBZA, ZB 75.
- 72 ZBZA, ZB 83, Scherrer an Köstler, 22. Dezember 1983, siehe auch Scherrer an Köstler, 28. November 1986, Zitat «Viererbande».
- 73 Geschichte des Kantons Zürich (1994), S. 469; Haldemann (1997), S. 248.
- 74 BK, 18. Dezember 1979.

- 75 ZBZA, Z JA 1201:1, Gilgen an diverse Schulen und Bibliotheken, darunter ZB, 2. Juli 1980.
- 76 ZBZA, Z JA 1201:1, Gilgen an Stadtpräsident Wagner, Stadtrat Egloff und Direktor Köstler, 21. Juli 1983.
- 77 ZBZA, Z JA 1201:1, Wagner an Gilgen, 29. August 1983.
- 78 ZBZA, Z JA 1201:1, Köstler an Gilgen, 31. August 1983.
- 79 ZBZA, Z JA 1201:1, Köstler an Gilgen, 2. November 1984.
- 80 BK, 16. Dezember 1982, Mitteilung Mathys.
- 81 ZBZA, Z JA 1221:1, Köstler an Egloff, 3. April 1985.
- 82 Ebd.; siehe auch NZZ, 27. April 1985, Uneinigkeit über die Finanzierung der Zentralbibliothek.
- 83 NZZ, 29. Juni 1994.
- 84 Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 9, Bauamt II, Projektwettbewerb für die Erweiterung der Zentralbibliothek in der Altstadt von Zürich, 20. April 1976, S. 6.
- 85 NZZ, 25. Januar 1979.
- 86 BK, 17. Dezember 1999; siehe auch Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 11, Köstler an BK, 22. Juli 1993.
- 87 Stadtarchiv Zürich, V.L.73., Schachtel 9, Korrespondenz Köstler 1994; siehe auch BK, 22. Juni 1999, Wassereinbruch in der EDV-Zentrale; BK, 22. Juni 2006, erneuter Wassereinbruch.
- 88 Illi (2008), S. 330 f.
- 89 Jb. 2010, lange Fassung, S. 2.
- 90 Umlauf/Gradmann (2012), S. 258.

_AUSBLICK

- 1 ZBZA, ZB 83, H. Baer, Vom Blättern in Katalogfolianten und vom Dialog mit ETHICS (zur Pensionierung von Jean Pierre Sidler, ETH), ohne Jahr (1986), S. 3 und 12.
- 2 Umlauf/Gradmann (2012), S. 387 ff.
- 3 Gespräch mit Susanna Bliggenstorfer, 2. Oktober 2015.
- 4 Siehe Oliver Thiele und Natascha Branscheidt, in: *Arbido* 4/2012, S. 34–36, hier S. 34.
- 5 Zur Finanzierung der Pestalozzi-Bibliothek siehe *Arbido* 2/2007, S. 30.
- 6 Dossier Kongress BBS 2005, in: *Arbido* 12/2005, S. 10.
- 7 Stefan Gradmann in Umlauf/Gradmann (2012), S. 393, dem diese Überlegungen folgen.
- 8 *Arbido*, 10/2000, S. 1.
- 9 Zur kantonalen Umfrage 2003 siehe Dichter (2003) und *Arbido* 3/2004, S. 5–9.
- 10 Die Benutzerumfrage der ZB (Management Summary, Herbst 2011).

Abkürzungen

BBS	Verband der Bibliotheken und der Bibliothekarinnen/ Bibliothekare der Schweiz
BIS	Bibliothek Information Schweiz
BK	Bibliothekskommission, Aufsichtsorgan der Zentralbibliothek
BPU	Bibliothèque publique et universitaire, Genève
BWI	Betriebswissenschaftliches Institut der ETH
CVP	Christlichdemokratische Volkspartei
DP	Demokratische Partei
ECTS	European Credit Transfer System, Anrechnung von Studienleistungen
EDV	Elektronische Datenverarbeitung
ETH	Eidgenössische Technische Hochschule
FP	Freisinnige Partei
GFZB	Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek
HA	Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek
I+D	Information und Dokumentation
IT	Informationstechnik
Jb.	Jahresbericht der Zentralbibliothek
LdU	Landesring der Unabhängigen
MAB	Mitarbeiterbeurteilung
MAS	Master of Advanced Studies
MJb.	Mehrjahresberichte der Zentralbibliothek
NZZ	Neue Zürcher Zeitung
SAC	Schweizer Alpen-Club
SP	Sozialdemokratische Partei
StAZH	Staatsarchiv des Kantons Zürich
VPOD	Verband des Personals öffentlicher Dienste
VSA	Verein Schweizerischer Archivarinnen und Archivare
VSB	Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare
ZB	Zentralbibliothek
ZBZA	Archiv zur eigenen Geschichte der Zentralbibliothek Zürich

Bildnachweis

Seite

Umschlag	ZBZ, Foto: Peter Moerkkerk	80	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk
13	ZBZ, Handschriftenabteilung, Ms F 31, f. 84v, 85r	82	ETH-Bibliothek Zürich, Alte und Seltene Drucke
14	ZBZ, Handschriftenabteilung, Ms. C 168, f. 222r	85	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv
15	ZBZ, Handschriftenabteilung, Ms Or 117	86	ZBZ, Abteilung Alte Drucke und Rara
16	ZBZ, Handschriftenabteilung, Nachlass E. Canetti 33.3	87–88	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv
17	ZBZ, Handschriftenabteilung, Ms. Z VIII 21d, f. 92r	88	ZBZ, Digitalisierungszentrum
19	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	89	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv
21	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv, Erben Gertrud Escher	91	ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Comet Photo AG, Foto: Jack Metzger, Com_L16-0062-0001-0008
24	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	91	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv, Inv. 348
25	ZBZ	93	ZBZ, Archiv, Z JA 1507:3.3
25	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	93	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk
26	Baugeschichtliches Archiv Stadt Zürich	95	ZBZ, Archiv, Z 381
26	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	97	ZBZ, Archiv, Z 61
27	Baugeschichtliches Archiv Stadt Zürich	98	ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Hs_0112-0001
29	Baugeschichtliches Archiv Stadt Zürich, Foto: Eduard Spelterini	99	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk
31	ZBZ, Archiv, Z 61	104	Museum für Gestaltung Zürich, Plakatsammlung © ZHdK
32	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	104	ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Comet Photo AG, Foto: Jack Metzger, Com_L16-0062-0001-0004
33	ZBZ, Archiv, Z 61	108	ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Comet Photo AG, Foto: Jack Metzger, Com_L16-0062-0002-0003
33	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	111	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk
36	ZBZ, Archiv, Z 406	113	http://archive.computerhistory.org/resources/still-image/IKE_1301/ , abgerufen am 1.10.2016
37, 38	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	113	ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Ans_03586
43	Staatsarchiv Kanton Aargau, Candid Lang © StAAG/RBA3-2-BL7821423_1	119	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk
46, 48	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	120, 123	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv
51	ZBZ, Archiv, ZB 69	124–127	ZBZ, Abteilung Alte Drucke und Rara
53	ZBZ, Handschriftenabteilung, Ms Rh hist 161, f. 188	129	Privatbesitz, Belapo Foto: Béla A. Polyvás, 1988
55, 58	ZBZ, Archiv	135	ZBZ, DA 31226
62	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	137	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv
62	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Stani Suter	137	Schweizerisches Sozialarchiv, Sozarch_F-Fc-0002-07
63	Privatbesitz, Fotoalbum Margrit Schütz	142	Privatbesitz, Belapo Foto: Béla A. Polyvás, 1988
64	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk	143	Privatbesitz, Fotoalbum Margrit Schütz
67–71	ZBZ, Abteilung Alte Drucke und Rara		
73	ZBZ, Archiv, Z 312.1		
75	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk		
76	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv		
76	ZBZ, Archiv, Z 312.1		
77	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv		
79	ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Comet Photo AG, Foto: Hans Witschi, Com_M22-0145-0001		

145–146	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk	235	ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Portr_00996
149	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	239	ZBZ, Abteilung Alte Drucke und Rara
150–153	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk	240	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv
160	Privatbesitz, Fotoalbum Margrit Schütz	240	Kunstsammlung Kanton Zürich, Inv. Nr. 566, Jakob Ritzmann
162	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	240	Kunstsammlung Kanton Zürich, Inv. Nr. 1372, Reinhold Kündig
162	Privatbesitz, Fotoalbum Margrit Schütz	241	Kunstsammlung Kanton Zürich, Inv. Nr. 2052, Fritz Zbinden
163	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	241	Kunstsammlung Kanton Zürich, Inv. Nr. 5236, Walter Sautter
165	Privatbesitz, Fotoalbum Margrit Schütz	241	Kunstsammlung Kanton Zürich, Inv. Nr. 8928, Arnold Imhof
168	Privatbesitz, Beat Wartmann	241	Kunstsammlung Kanton Zürich, Inv. Nr. 16394, Marc-Antoine Fehr
169	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	241	Bildungsdirektion Kanton Zürich
172, 173	Privatbesitz, Fotoalbum Margrit Schütz	242	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv
174	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk	242	ZBZ, Archiv, Z 61
177–181	ZBZ, Abteilung Karten und Panoramen	244	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv
183–190	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	251	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk
191	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk	259	Privatbesitz, Fotoalbum Hans Baer
193	ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Portr_16280	260	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv
194	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk	261	Privatbesitz, Fotoalbum Margrit Schütz
196	ZBZ, Musikabteilung	265	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv
197	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk	265	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv, Foto: Peter Grünert
199	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk	266	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Stani Suter
199	ZBZ, Abteilung Alte Drucke und Rara	267	ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Comet Photo AG , Com_FC24-8001-0279
202	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	268, 269	Baugeschichtliches Archiv Stadt Zürich
202	Archiv Kloster Maria Laach	270	Kooperative Speicherbibliothek Schweiz, Foto: Mike Märki
203	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk	270	Kooperative Speicherbibliothek Schweiz, Foto: Ulrich Niederer
206	Schweizerisches Bundesarchiv Bern, E4264#1988/2#21472*	271	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk
207	Schweizerisches Bundesarchiv Bern, E4264#1985/196#29745*	273	ZBZ, Abteilung Karten und Panoramen
211	ZBZ, Abteilung Alte Drucke und Rara	274	ZBZ, Abteilung Alte Drucke und Rara
213	ZBZ, Handschriftenabteilung, Ms. C 101, f. 14v, f. 15r	275	ZBZ, Handschriftenabteilung, G-Ch Zollikon 1917
215	ZBZ, Archiv, Z 61	276	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv
216	ZBZ, Graphische Sammlung und Fotoarchiv	277	ZBZ, Musikabteilung
218	Schweizerisches Nationalmuseum, DEP-846		
218	ZBZ, Handschriftenabteilung, Ms.C 12, f. 1r		
219	ZBZ, Abteilung Karten und Panoramen		
219	ZBZ, Abteilung Alte Drucke und Rara		
225	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk		
227–231	ZBZ, Musikabteilung		
233	ZBZ, Digitalisierungszentrum, Foto: Peter Moerkkerk		
235	ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Comet Photo AG, Foto: Hans Witschi, Com_L22-0783-0001-036A		

Herausgeber und Verlag haben sich bemüht, sämtliche Rechteinhaber der Abbildungen zu ermitteln. Bei Unstimmigkeiten bitten wir um Kontaktaufnahme.

Quellen und Literatur

UNVERÖFFENTLICHTE QUELLEN

Im Wesentlichen stützen wir uns auf das interne Archiv zur Geschichte der Zentralbibliothek (ZBZA). Konsultiert wurden auch die Sammlungen der verschiedenen ZB-Abteilungen sowie das Zürcher Staatsarchiv, das Stadtarchiv Zürich und, punktuell zumindest, eine Reihe weiterer Institutionen, die in den Anmerkungen verzeichnet sind.

GEDRUCKTE QUELLEN UND LITERATUR

- Adlun, Nadia (2011): Können Bibliotheken mit nur einem Konzept erfolgreich sein? Service und Erlebnisqualität in Schweizer Bibliotheken, in: *Arbido* 4/2011, S. 25 f.
- Arbido. Vereinigung schweizerischer Archivare, Verband der Bibliotheken und der Bibliothekarinnen/Bibliothekare der Schweiz, Schweizerische Vereinigung für Dokumentation, Bern 1995 ff.
- Baer, Hans (1953): Die Werbung um öffentliches Vertrauen als bibliothekarische Aufgabe, in: *Nachrichten VSB*, 29, Nr. 3, S. 77–86.
- Baer, Hans et al. (Hg.) (1977): Das öffentliche Bibliothekswesen im Kanton Zürich 1975, *Statistische Mitteilungen des Kantons Zürich*, Heft 91, Dritte Folge. Zürich: Statistisches Amt des Kantons Zürich.
- Baer, Hans (1983): Nullwachstum? oder: können wir uns Bibliotheken noch leisten? vollständige Fassung des Vortrags; gehalten an der Jahresversammlung 1983 der Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek Zürich. Zürich: Hektografiert (ETH-Bibliothek).
- Barraud Wiener, Christine, Peter Jezler (1994): Die Kunstkammer der Bürgerbibliothek in der Wasserkirche in Zürich. Eine Fallstudie zur gelehrten Gesellschaft als Sammlerin, in: Andreas Grote (Hg.): *Macrocosmos in Microcosmos. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*. Opladen: Leske + Budrich, S. 763–798.
- Barth, Robert, Gaby Schneider (1995): Die Zukunft hat noch nicht begonnen. Die Automatisierung der Hochschulbibliotheken in der Schweiz 1965 bis 1995, in: *Für alle(s) offen. Bibliotheken auf neuen Wegen*, Festschrift für Dr. Fredy Gröbli. Basel: Öffentliche Bibliothek der Universität Basel, S. 26–37.
- Barth, Robert (1997): Bibliotheken, Bibliothekarinnen und Bibliothekare in der Schweiz. 100 Jahre bibliothekarischer Branchenverband 1897–1997. Vevey: Editions de l'Aire.
- Barth, Robert (2005): Primaballerina oder corps de ballet? Die ETH-Bibliothek im Kontext der Schweizer Bibliotheksentwicklung 1980–2005, in: *Blättern & Browsen. 150 Jahre ETH-Bibliothek: Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Stadthaus Zürich*, 23. September bis 11. November 2005. Zürich: ETH-Bibliothek, S. 95–116.
- Berger, Hans-Rudolf (1971): *Zürcher Staatsfinanzen 1945–1967*, *Statistische Mitteilungen des Kantons Zürich*, Heft 73, Dritte Folge. Zürich: Statistisches Amt des Kantons Zürich.
- Biedermann, Silvia et al. (1996): *Pestalozzi-Bibliothek. Festschrift zum Jubiläum der Pestalozzi-Bibliothek Zürich*, Zürich: Pestalozzi-Bibliothek.

- Birkner, Günter (1977): Die Musikabteilung der Zentralbibliothek, in: Zürcher Taschenbuch, 1978. Zürich: Buchdruckerei a/d Sihl, S. 229–248.
- Bless-Grabher, Magdalena sowie Arbeitsgruppe Predigerchor (Hg.) (1987): Zürcher Predigerchor. Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft. Zürich: Rohr.
- Bodmer, Jean-Pierre (1963): Leo Cunibert Mohlberg OSB, in: Nachrichten VSB, 39, Nr. 3, S. 73 f.
- Bodmer, Jean-Pierre (1972): Die Handschriften-Abteilung der Zentralbibliothek Zürich, in: Zürcher Taschenbuch, 1973. Zürich: Buchdruckerei a/d Sihl, S. 84–113.
- Bodmer, Jean-Pierre, Georg Bühner (1979): Die Zürcher und ihre Bibliothek. Querschnitt durch die Sammlungen der Zentralbibliothek Zürich. Die Jubiläumsausstellung der Zentralbibliothek Zürich 1979 zum 350. Gründungsjahr der Stadtbibliothek. Zürich: Zentralbibliothek.
- Bodmer, Jean-Pierre (1996): Die Spezialsammlungen im Altbau, in: Roland Mathys (Hg.): Die Zentralbibliothek baut. Texte und Bilder. Zürich: Zentralbibliothek, S. 64–71.
- Bodmer, Jean-Pierre (2008): Aus Zürichs Bibliotheksgeschichte. Beiträge von 1964 bis 2007. Zürich: Zentralbibliothek.
- Bodmer, Jean-Pierre (2012): Schutzmassnahmen der Zentralbibliothek Zürich angesichts des Zweiten Weltkriegs, in: Zürcher Taschenbuch, 2013, S. 259–311.
- Bodmer, Jean-Pierre, Martin Germann (1986): Kantonsbibliothek Zürich 1835–1915. Zwischen Bibliothek des Chorherrenstifts Grossmünster und Zentralbibliothek. [Katalog einer] Ausstellung [in der] Zentralbibliothek Zürich, 12. November 1985 bis 10. Januar 1986. Zürich: Zentralbibliothek.
- Boesch, Max (1976): Die Diplombildung in Bern, Zürich, Neuenburg und Genf. Ein Überblick im Jahr 1976, in: Diederichs (1976), S. 235–241.
- Brocke, Michael, Julius Carlebach (Hg.) (2009): Biographisches Handbuch der Rabbiner, Teil 2. München: K. G. Saur.
- Burckhardt, Felix (1939): Hermann Escher 1857–1938. Neujahrsblatt hg. von der Zentralbibliothek Zürich auf das Jahr 1939, Nr. 7, Zürich: Zentralbibliothek.
- Burke, Peter (2014): Die Explosion des Wissens. Von der Encyclopédie bis Wikipedia, 2. Auflage. Berlin: Wagenbach.
- Cafilis, Leonhard (1931): Ein zeitgenössischer Holzschnitt der Schlacht bei Marignano, in: (Das) Werk 18/1931, S. 307–310.
- Cornaz, M. L. (1962): L'école de bibliothécaires de Genève et son développement, Vortrag an der GV der VSB, in: Nachrichten VSB, Heft 1, S. 1–6.
- Dichter, Ernest (2003): Bericht zu einer telefonischen Publikumsbefragung und qualitativen Nachbefragung zu öffentlichen Bibliotheken des Kantons Zürich. Ausgearbeitet für Kantonale Bibliothekskommission Zürich. Zürich: Hektografiert (Staatsarchiv Zürich).
- Diederichs, Rainer, Hans Meyer, Louis-Daniel Perret (Hg.) (1976): Bibliothekarische und dokumentalistische Ausbildung in der Schweiz. Nachrichten VSB, 52, Heft 6, S. 229–360.
- Diederichs, Rainer (1995): Zentralbibliothek Zürich – Öffentlichkeitsarbeit für einen 72 Millionen-Bau, in: Für alle(s) offen. Bibliotheken auf neuen Wegen, Festschrift für Dr. Fredy Gröbli. Basel: Öffentliche Bibliothek der Universität Basel, S. 61–71.
- Diederichs, Rainer (1996): Öffentlichkeitsarbeit für einen 72-Millionen-Bau, in: Roland Mathys (Hg.): Die Zentralbibliothek baut. Texte und Bilder. Zürich: Zentralbibliothek, S. 16–23.

- Diederichs, Rainer (1997): Bibliotheksszene Schweiz – Ausbildung im Umbruch: Vom Bibliothekar zum Informations- und Dokumentationsspezialisten. EUCOR-Bibliotheksinformationen 10/1997.
- Diederichs, Rainer (1999): Die bildungspolitische Bedeutung der Schweizer Bibliotheken, in: Rainer Diederichs, Ulrich Saxer, Werner Stocker (Hg.): Buchbranche im Wandel. Zum 150-jährigen Bestehen des Schweizerischen Buchhändler- und Verleger-Verbandes, Zürich: Orell Füssli.
- Diederichs, Rainer (2005): Wie der Canetti-Nachlass in die Zentralbibliothek Zürich kam, in: Werner Morlang (Hg.): Canetti in Zürich. Erinnerungen und Gespräche. Zürich: Nagel & Kimche, S. 215–225.
- Eggenberger, Christoph (2006): Die St. Galler Mönche Sintram, Notker und Ekkehart von ihrem dreihundertjährigen Zürcher Aufenthalt zurück, in: Librarium. Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen 3, S. 150–164.
- Egger, Emil (1985): Management Accounting in öffentlichen nichtgewinnorientierten Organisationen dargestellt am Beispiel der Zentralbibliothek Zürich. Zürich: Schulthess.
- Eggimann, Alex (1995): Architektonische Erläuterungen, in: Roland Mathys (Hg.): Die Zentralbibliothek baut. Texte und Bilder. Zürich: Zentralbibliothek, S. 35–41.
- Eigenbrodt, Olaf, Richard Stang (Hg.) (2014): Formierungen von Wissensräumen. Optionen des Zugangs zu Information und Bildung. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Eigenbrodt, Olaf (2009): Möblierung und Einrichtung, in: Petra Hauke, Klaus Ulrich Werner (Hg.): Bibliotheken bauen und ausstatten. Bad Honnef: Bock + Herchen, S. 228–249.
- Escher, Hermann (1903): Bibliothekswesen, in: Reichesberg, Naum (Hg.): Handwörterbuch der Schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Bd. 1, Bern: Verlag Encyklopädie, S. 556–572.
- Escher, Hermann, Hermann Fietz (1918): Entstehungsgeschichte und Baubeschreibung der Zentralbibliothek. Neujahrsblatt hg. von der Zentralbibliothek auf das Jahr 1919, Nr. 3. Zürich: Kommissionsverlag Beer.
- Escher, Hermann (1920): Stellung und Aufgabe der Bibliothek in den Vereinigten Staaten von Amerika. Separat-Abdruck aus Wissen und Leben, 1920/21, Heft 5 und 6.
- Escher, Hermann (1924): Adolf Tobler, 1850–1923. Neujahrsblatt hg. von der Zentralbibliothek auf das Jahr 1924, Nr. 6. Zürich: Kommissionsverlag Beer.
- Escher, Hermann (1932): Zur Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs, in: Nachrichten VSB, Neue Folge, Nr. 25, 16. Mai 1932, S. 173–178.
- Escher, Hermann (1937): Ausgewählte bibliothekswissenschaftliche Aufsätze von Dr. Hermann Escher. Zum 80. Geburtstage des Verfassers hg. von der Zentralbibliothek Zürich und der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare. Zürich: Hans Rohr.
- Fansa, Jonas (2008): Bibliotheksflirt. Bibliothek als öffentlicher Raum. Bad Honnef: Bock + Herchen.
- Farner, Andreas, Elsbeth Farner (1995): Erweiterungsbau Zentralbibliothek Zürich. Zürich: Stadt und Kanton Zürich.
- Faulkner-Brown, Harry (1997): Design criteria for large library buildings, in: Unesco, World Information Report 1997/98. <http://unesdoc.unesco.org/images/0010/001062/106215e.pdf>, abgerufen am 29. August 2015.
- Fischer, Urs (2007): Zwölf Jahrhunderte Musik in Zürich. Eine Ausstellung in der Schatzkammer der Zentralbibliothek Zürich, in: Librarium. Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen 50, S. 29–38.

- Forrer, Ludwig (1961): Die Zürcher Zentralbibliothek und ihre Vorgeschichte, in: *Librarium. Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen* 4, S. 2–7.
- Foucault, Michel (1971): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Frank-Klauser, Olivia (2008): *Ein Leben zwischen Judentum und Christentum. Moritz Heidenheim 1824–1898*. Zürich: Chronos.
- Fuchs, Fritz (1951): *Zürcher Staatsfinanzen 1910–1949, Statistische Mitteilungen des Kantons Zürich*, Heft 20, Dritte Folge. Statistisches Büro des Kantons Zürich, Zürich.
- Germann, Martin (1989): Die karolingische Bibel aus Tours. Ein Monument der Minuskel-schrift um 825/30, in: Alfred Cattani, Bruno Weber (Hg.): *Zentralbibliothek Zürich. Schatzkammer der Überlieferung*. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, S. 10–13.
- Germann, Thomas (2013): Von der Bücherkiste zur Bibliothek des SAC. Ein Blick in die Geschichte der Zentralbibliothek des Schweizer Alpen-Club in der Zentralbibliothek, in: Daniel Anker (Hg.): *Bergwelten. Die Zentralbibliothek des Schweizer Alpen-Club SAC. Begleitschrift zur Ausstellung im Predigerchor der Zentralbibliothek Zürich*, 25. April 2013 bis 7. September 2013. Zürich: Zentralbibliothek, S. 6–19.
- Geschichte des Kantons Zürich (1994): Bd. 3, 19. und 20. Jahrhundert. Zürich: Werd Verlag.
- Gfrereis, Heike, Ellen Strittmatter (Hg.) (2013): *Zettelkästen. Maschinen der Phantasie. Ausstellungskatalog*. Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft.
- Groebner, Valentin (2012): *Wissenschaftssprache. Eine Gebrauchsanweisung*. Konstanz: Konstanz University Press.
- Haarkötter, Hektor (2013): Fäden und Verzettlungen. Eine kurze Geschichte des Zettelkastens, in: Heike Gfrereis, Ellen Strittmatter (Hg.): *Zettelkästen. Maschinen der Phantasie. Ausstellungskatalog*. Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft, S. 28–40.
- Haber, Peter (2011): *Digital Past. Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter*. München: Oldenbourg.
- Habermann, Alexandra, Rainer Klemmt, Frauke Siefkes (1985): *Lexikon deutscher wissenschaftlicher Bibliothekare 1925–1980*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Hänggi, Anton (1963): P. Leo. Cunibert Mohlberg O. S. B. (1878–1963), in: *Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte* 57, S. 254–256.
- Häussling OSB, Angelus A. (2011): Kunibert Mohlberg OSB (1878–1963), in: Benedikt Kra-nemann, Klaus Raschzok (Hg.): *Gottesdienst als Feld theologischer Wissenschaft im 20. Jahrhundert. Deutschsprachige Liturgiewissenschaft in Einzelporträts*. Münster: Aschendorff, S. 767–775.
- Haffner, Peter (1990): Verschwunden das Aleph, in: *Das Magazin*, 23./24. Februar 1990.
- Hagenmeier, Winfried (1979): Die Benutzung der alten Bibliotheksmaterialien im Lesesaal, in: Gerhard Römer (Hg.): *Arbeitsbereich Lesesaal in wissenschaftlichen Bibliotheken. Eine Fortbildungsveranstaltung des Landes Baden-Württemberg. Referate – Berichte – Anregungen*. Stuttgart: Bibliotheksschule Baden-Württemberg, S. 124–131.
- Haldemann, Theo (1997): *Die Stadt im Lastenausgleich. Kantonale Programme für kernstädtische Leistungen? Subventionierung zentralörtlicher Institutionen in Basel, Bern und Zürich 1968–1992*. Chur: Rüegger.
- Hanhart, Dieter (1951): *Der Bibliothekar – Die Bibliothekarin*. Zürich: Schweiz. Verband für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge.
- Hauke, Petra, Klaus Ulrich Werner (Hg.) (2009): *Bibliotheken bauen und ausstatten*. Bad Honnef: Bock + Herchen.

- Hesse, Jochen (2015): «Eine unerschöpfliche Fundgrube genussvoller Belehrung». Die Geschichte der Graphischen Sammlung der Zentralbibliothek Zürich, in: Glanzlichter. Meisterwerke aus der Graphischen Sammlung und dem Fotoarchiv der Zentralbibliothek Zürich, hg. von der Zentralbibliothek Zürich. Zürich: Scheidegger & Spiess, S. 9–52.
- Heuberger, Georg, Helga Krohn, Karl-Ludwig Hofmann (1992): Hanns Ludwig Katz. Ausstellung Hanns Ludwig Katz im Jüdischen Museum in Frankfurt am Main und in der Kunsthalle Emden, hg. vom Jüdischen Museum Frankfurt. Köln: Wienand.
- Höhener, Hans-Peter (1976): Die Kartensammlung der Zentralbibliothek Zürich, in: Zürcher Taschenbuch, 1977. Zürich: Buchdruckerei a/d Sihl, S. 62–86.
- Höhener, Hans-Peter, Thomas Klöti (2004): Geschichte der schweizerischen Kartographie. Kartographische Sammlungen in der Schweiz. Beiträge über ausgewählte Sammlungen und zur Kartographieggeschichte der Schweiz. Stand der Manuskripte 2004 (2012), www.zb.unibe.ch/maps/bis/publications/ks/kartographieggeschichte_hoehener_kloeti.pdf.
- Huch, Ricarda (1998): Du, mein Dämon, meine Schlange ... Briefe an Richard Huch, 1887–1897. Nach dem handschriftlichen Nachlass hg. von Anne Gabrisch, Göttingen: Wallstein.
- Illi, Martin (2008): Von der Kameralistik zum New Public Management. Geschichte der Zürcher Kantonsverwaltung von 1803 bis 1998. Zürich: Chronos.
- Jochum, Uwe (1993): Kleine Bibliotheksgeschichte. Stuttgart: Reclam.
- Jung, Joseph (1994): «In Schmerz u(nd) Scham verhüllt die Bibliothek ihr Antlitz ...». Kulturgüterschutz in der Schweiz, in: Neue Zürcher Zeitung, 12./13. März 1994.
- King, Gilbert W. (1963): Automation and the Library of Congress. A survey spons. by the Council on Library resources. Washington: Library of Congress.
- König, Mario (2007): «Berufliche Selbstgesetzgebung». Liberal-korporative und protektionistische Muster gewerblicher Interessenpolitik in der Schweiz, in: Michael Prinz (Hg.), Gesellschaftlicher Wandel im Jahrhundert der Politik. Nordwestdeutschland im internationalen Vergleich 1920–1960. Paderborn: Ferdinand Schöningh, S. 109–121.
- Köstler, Hermann (1996): Rückblick, Ausblick, in: Roland Mathys (Hg.): Die Zentralbibliothek baut. Texte und Bilder. Zürich: Zentralbibliothek, S. 92–95.
- Kohler, Ludwig (1995): Macht hoch die Tür ... Freier Zugang zu Beständen in der Zentralbibliothek Zürich. Ein Erfahrungsbericht, in: Für alle(s) offen. Bibliotheken auf neuen Wegen, Festschrift für Dr. Fredy Gröbli. Basel: Öffentliche Bibliothek der Universität Basel, S. 145–150.
- Kohler, Ludwig (1996 a): Umzug und Provisorien, in: Roland Mathys (Hg.): Die Zentralbibliothek baut. Texte und Bilder. Zürich: Zentralbibliothek, S. 24–34.
- Kohler, Ludwig (1996 b): Benutzung im Neubau, in: Roland Mathys (Hg.): Die Zentralbibliothek baut. Texte und Bilder. Zürich: Zentralbibliothek, S. 52–63.
- Kotrba, Michael (1989): Rudolf von Ems: Weltchronik. Ein Zürcher Meister hochgotischer Malerei um 1350, in: Alfred Cattani, Bruno Weber (Hg.): Zentralbibliothek Zürich. Schatzkammer der Überlieferung. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, S. 22–25.
- Krajewski, Markus (2002): Zettelwirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Kurz, Daniel et al. (2000): Das öffentliche Bauwesen in Zürich, Vierter Teil: Das städtische Bauamt 1907–1957 (Kleine Schriften zur Zürcher Denkmalpflege, Heft 7). Zürich: Hochbauamt, kantonale Denkmalpflege.

- Langenbahn, Stefan K. (2013): Romano Guardini und Maria Laach aus der Perspektive Kunibert Mohlbergs. Drei unbekannte Quellentexte zu den Anfängen der Liturgischen Bewegung und systematischer Liturgiewissenschaft in Deutschland. Sonderdruck aus: Archiv für Liturgiewissenschaft 55, Fribourg: Academic Press.
- Latimer, Karen (2014): Architektur für den Zugang. Bibliotheksräume im 21. Jahrhundert neu denken, in: Olaf Eigenbrodt, Richard Stang (Hg.): Formierungen von Wissensräumen. Optionen des Zugangs zu Information und Bildung. Berlin, Boston: De Gruyter, S. 37–49.
- Leu, Urs B., Hanspeter Marti, Jean-Luc Rouiller (2011): Handbuch der Historischen Buchbestände in der Schweiz, Bd. 3: Kanton Uri bis Zürich, hg. von der Zentralbibliothek Zürich. Hildesheim, Zürich, New York: Olms-Weidmann.
- Lochbühler, Wilfried (2014): Dreischichtigkeit zwischen Diversifikation und Kooperation. Das Bibliothekssystem der Universität Zürich, in: Konstanze Söllner, Wilfried Sühl-Strohmen-ger (Hg.): Handbuch Hochschulbibliothekssysteme. Leistungsfähige Informationsinfrastrukturen für Wissenschaft und Studium. Berlin: De Gruyter, S. 112–120.
- Lorenzen, Hans-Jürgen (Hg.) (2014): Bibliotheken als Forschungsstätten. Verleihung der Karl-Preusker-Medaille an Bernhard Fabian. Hildesheim, Zürich, New York: Olms-Weidmann.
- Lutz, Rosemarie Adrienne (1973): Vergleich der bibliographischen Information im «Bestellzettel» und in der «Titelaufnahme» der Zentralbibliothek Zürich. Zürich: Hektografiert (Diplomarbeit).
- Maier, Franz Georg (1973): Probleme der wissenschaftlichen Bibliotheken in der Schweiz, in: Universität Bern, Philosophisch-Historische Fakultät: Vortragsreihe über Bibliothekswissenschaft II, Bern: Universität Bern, S. 1–16.
- Mathys, Roland (1995): Überlegungen zur Personalentwicklung der Zentralbibliothek Zürich 1917–1994, in: Für alle(s) offen. Bibliotheken auf neuen Wegen, Festschrift für Dr. Fredy Gröbli, Basel: Öffentliche Bibliothek der Universität Basel, S. 169–173.
- Mathys, Roland (Hg.) (1996): Die Zentralbibliothek Zürich baut. Zürich: Zentralbibliothek.
- Mauelshagen, Franz Matthias (2011): Wunderkammer auf Papier. Die Wickiana zwischen Reformation und Volksglauben. Tübingen: Bibliotheca Academica.
- Meyer, Peter, Rudolf Bernoulli (1930): Der St. Galler Kunstverkauf, in: (Das) Werk 17/1930, S. 348–352.
- Mohlberg, Leo Cunibert (1946): Vertrauliches aus meinem Umgange mit mittelalterlichen Handschriften. Sonderdruck aus Miscellanea Historica Alberti de Meyer, S. 1314–1340.
- Mohlberg, Leo Cunibert (1948): Anregungen zu radiästhetischen Studien. In 23 Briefen an Tschü mit einem Anhang: Ist die Radiästhesie ernst zu nehmen oder nicht? Zürich: Metz.
- Müller, Philippe (2014): Von der UdSSR flächendeckend kartografiert. Sowjetische Generalstabskarten der Schweiz, in: Bundesamt für Bevölkerungsschutz, Fachbereich Kulturgüterschutz (Hg.): KGS Forum 22. Kartographie und Kulturgüterschutz, S. 59–64.
- Mumenthaler, Rudolf, Yvonne Voegeli (2005): Ohne Bibliothek keine Wissenschaft. Zur Geschichte der ETH-Bibliothek Zürich, in: Blättern & Browsen. 150 Jahre ETH-Bibliothek. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Stadthaus Zürich, 23. September bis 11. November 2005. Zürich: ETH Bibliothek, S. 11–70.
- Naumann, Ulrich (2009): Grundsätze des Bibliotheksbaus. Von den «Zehn Geboten» von Harry Faulkner-Brown zu den «Top Ten Qualities» von Andrew McDonald, in: Petra

- Hauke, Klaus Ulrich Werner (Hg.): Bibliotheken bauen und ausstatten. Bad Honnef: Bock + Herchen, S. 14–27.
- Perler, Othmar (1946): Dom Germain Morin O. S. B., in: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 40, S. 31–41.
- Prochaska, Alice (2008): Ownership, Digitizing and Sharing, in: Graham Jefcoate, Jürgen Weber (Hg.): Sondersammlungen im 21. Jahrhundert. Organisation, Dienstleistungen, Ressourcen. Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar/Herzogin Anna Amalia Bibliothek. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 65–73.
- Rebsamen, Hanspeter et al. (1992): Zürich, in: Inventar der neueren Schweizer Architektur, 1850–1920, Bd. 10, hg. von der Gesellschaft für Schweizer Kunstgeschichte. Zürich: Orell Füssli, S. 197–455.
- Ritzmann, Heiner (1996): Historische Statistik der Schweiz. Zürich: Chronos.
- Rohrbach, Martina, Beat Gnädinger (Hg.) (2009): Der Zürcher Globus, Projekt Globus-Replik 2007–2009, Dokumentation. Mit einem Vorwort von Regierungsrat Markus Notter. Zürich: Staatsarchiv.
- Rütsche, Claudia (1997): Die Kunstkammer in der Zürcher Wasserkirche. Öffentliche Sammelstätigkeit einer gelehrten Bürgerschaft im 17. und 18. Jahrhundert aus museumsge-schichtlicher Sicht. Bern: Peter Lang.
- Sarasin, Philipp (2011): Was ist Wissensgeschichte?, in: Internationales Archiv für Sozialge-schichte der deutschen Literatur 36. Tübingen: M. Niemeyer, S. 159–172.
- Scherrer-Bylund, Paul (1967 a): Schweizerische Gesichtspunkte zum Problem der Univer-salbibliothek, Sonderabdruck aus: Schweizer Monatshefte, Heft 6, September 1967, S. 583–597.
- Scherrer-Bylund, Paul (1967 b): Konrad Gessners verschollenes Handexemplar der Bib-liotheca universalis wieder aufgefunden, in: Librarium 10, 1, Zürich: Schweizerische Bibliophilengesellschaft, S. 59–61.
- Schmid, Jost (2016): A previously unknown likeness of the St. Gallen Globe: New specula-tions about its origin, in: IMCoS Journal, Nr. 144/2016, S. 12–21.
- Schmuki, Karl (2014): Der St. Galler/Zürcher Globus. Ein wertvolles Kunstwerk im Blick-punkt des Kulturgüterstreites zwischen Zürich und St. Gallen, in: Bundesamt für Bevöl-kerungsschutz, Fachbereich Kulturgüterschutz (Hg.): KGS Forum 22. Kartographie und Kulturgüterschutz, S. 53–58.
- Schwartz, F. (1929): Eine Weltkarte aus dem Mittelalter. Ein Unikum der St. Galler Stadtbib-liothek, in: Der Schweizer Sammler. Organ der Schweizer Bibliophilen Gesellschaft und der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare 3, S. 147–150.
- Sieber, Paul, Hans Zehntner (1945): Grundsätzliche Fragen zum Sammeln, zur Katalogisie-rung, Aufstellung und Ausleihe von Musikalien an schweizerischen Bibliotheken; nebst einer Wegleitung zur Titelaufnahme von Musikalien; Die Musikabteilung der Basler Universitätsbibliothek; Vorträge am Fortbildungskurs der 43. Jahresversammlung in Biel vom 23./24. März 1944. Bern: Selbstverlag der Vereinigung Schweizerischer Biblio-the-kare.
- Stadler, Laura (2012): Die Gläserne Decke in Schweizer Bibliotheken. Chur: Hochschule für Technik und Wirtschaft, Arbeitsbereich Informationswissenschaft.
- Stang, Richard (2014): Räume als Rahmung. Konstitution von realen Informations-, Wissens- und Bildungsräumen, in: Olaf Eigenbrodt, Richard Stang (Hg.): Formierungen

- von Wissensräumen. Optionen des Zugangs zu Information und Bildung. Berlin, Boston: de Gruyter, S. 50–63.
- Staub, Herbert (2013): Ausbildung im Bibliothekswesen, oder wenn das Herr B. gewusst hätte, in: Bundesamt für Bevölkerungsschutz, Forum Nr. 21/2013, S. 7–10.
- Stotz, Peter (1993): Lateinische Philologie des Mittelalters und der Renaissance im XX. Jahrhundert: der Beitrag der Schweiz, Sonderdruck aus *La filologia medievale e umanistica greca e latina nel secolo XX*. Atti del Congresso Internazionale Roma, 11–15 dicembre 1989, S. 189–238.
- Sulzer, Klaus (1991): Vom Zeugdruck zur Rotfärberei. Heinrich Sulzer (1800–1876) und die Türkischrot-Färberei Aadorf. Zürich: Chronos.
- Tamari, Ittai J. (2009): Vater und Sohn, oder über die Anfänge der Jüdischen Studien an der Ludwig-Maximilians-Universität München, in: *Münchner Beiträge zur Jüdischen Geschichte und Kultur* 2, S. 107–118.
- Ulrich, Conrad (1981): *Der Lesezirkel Hottingen*. Zürich: Berichthaus.
- Ulrich, Paul S. (Hg.) (2006): *Die Bibliothek als öffentlicher Ort und öffentlicher Raum*. Berlin: BibSpider.
- Umlauf, Konrad, Stefan Gradmann (Hg.) (2012): *Handbuch Bibliothek. Geschichte, Aufgaben. Perspektiven*. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler.
- Weber, Bruno (1974): Die Graphische Sammlung der Zentralbibliothek Zürich, in: *Zürcher Taschenbuch*, 1975. Zürich: Buchdruckerei a/d Sihl, S. 108–147.
- Weber, Bruno (1985): Gottfried-Keller-Zentrum Glattfelden. Festschrift zur Eröffnung am 7. September 1985. Glattfelden: Stiftung Gottfried-Keller-Zentrum.
- Weber, Bruno (1996): Die Erscheinung des Altbaus, in: Roland Mathys (Hg.): *Die Zentralbibliothek baut. Texte und Bilder*. Zürich: Zentralbibliothek, S. 72–87.
- Wenner, Giovanni (1959): Die Spinnereidirektoren Caspar und Alphons Escher-Züblin in Salerno. Ein Beitrag aus dem letzten Jahrhundert zur Geschichte der Familie Escher vom Glas, in: *Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1960*. Zürich: Buchdruckerei a/d Sihl, S. 76–104.
- Wernly, Julia (1937): Vom Beruf der Bibliothekarin in der Schweiz, 1937, in: *Zentralblatt. Organ des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins* 4, S. 85–90.
- Wertsman, Vladimir F. (2010): *Salute to the Romanian Jews in America and Canada, 1850–2010. History, Achievements, and Biographies*. Xlibris Corporation.

